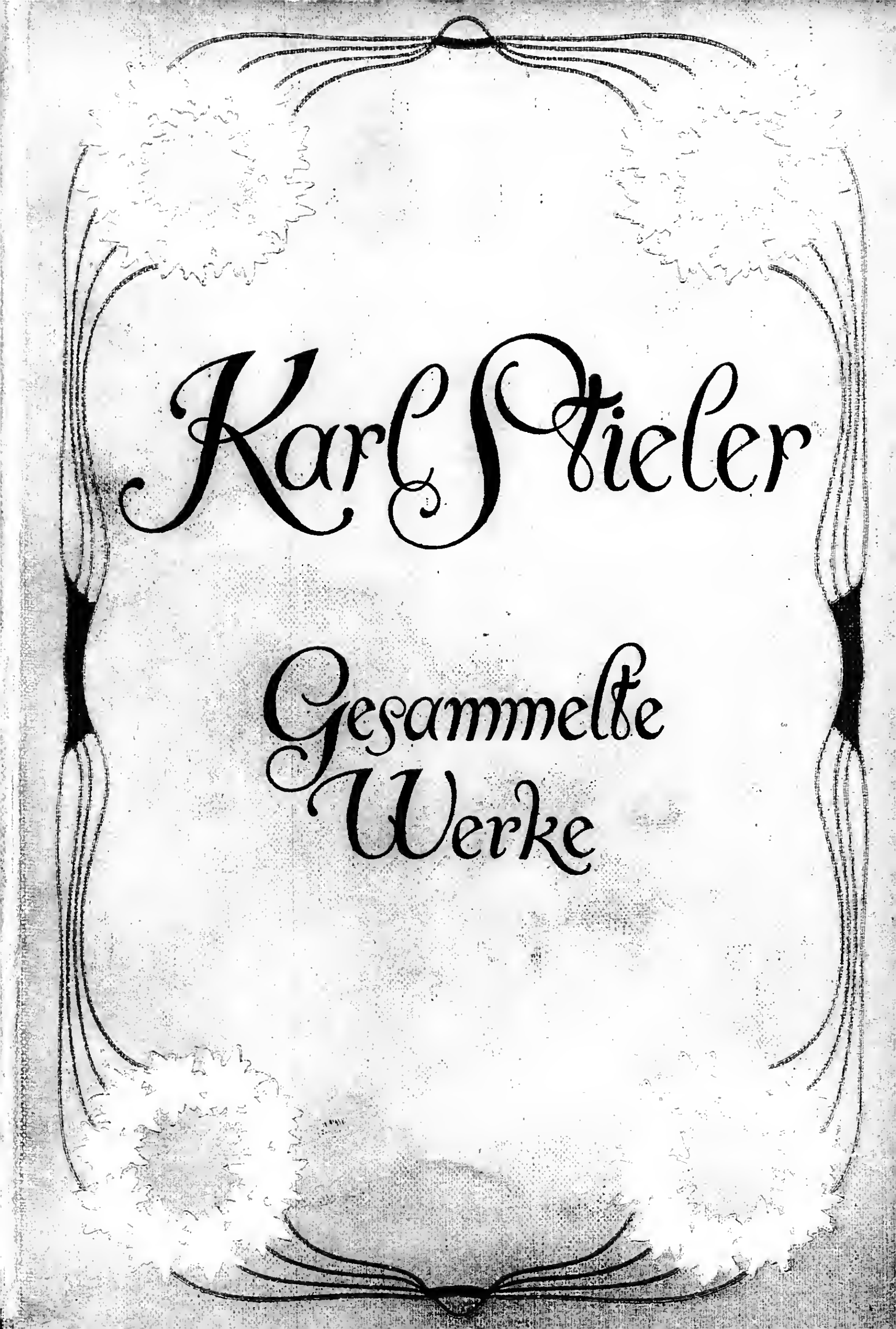
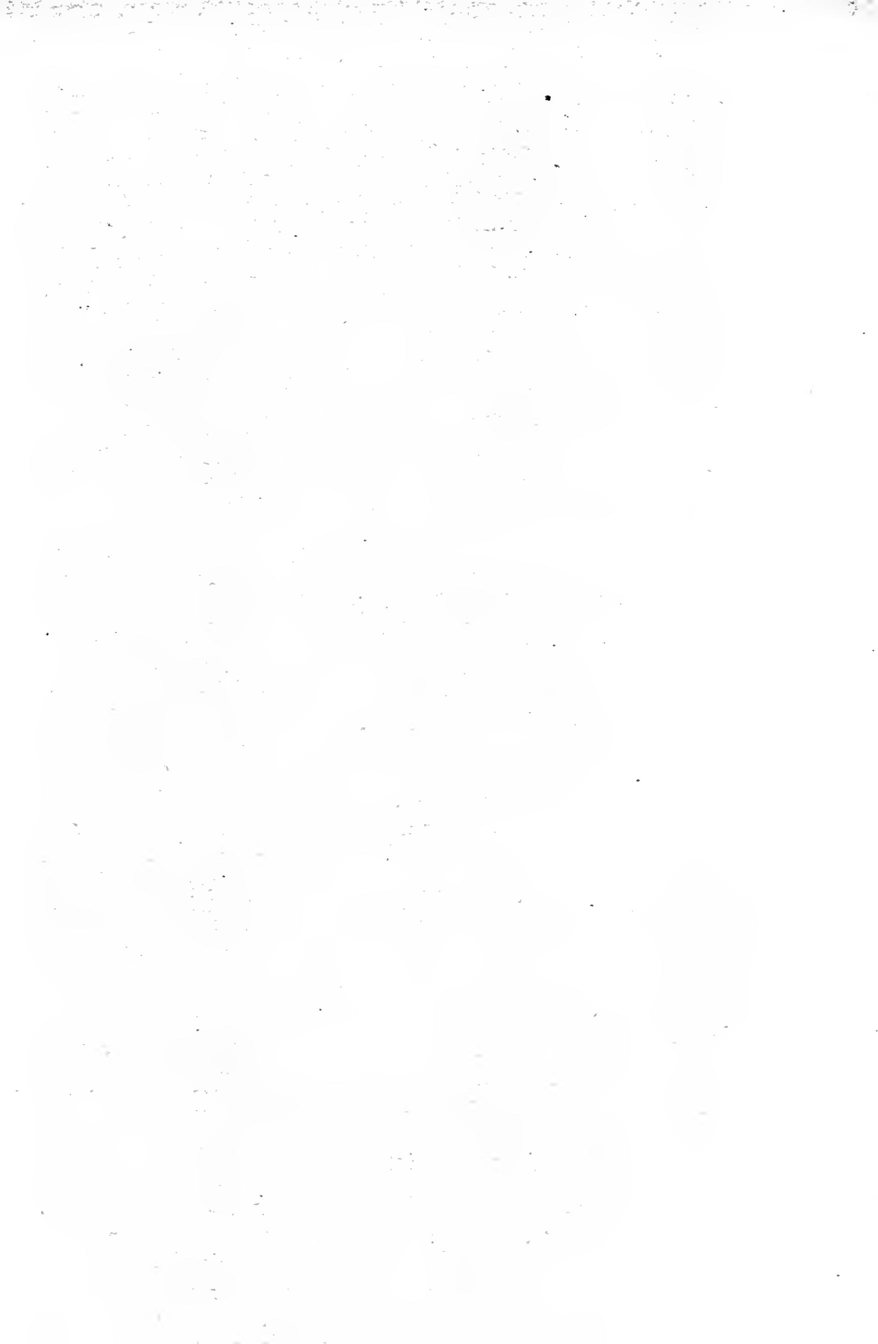
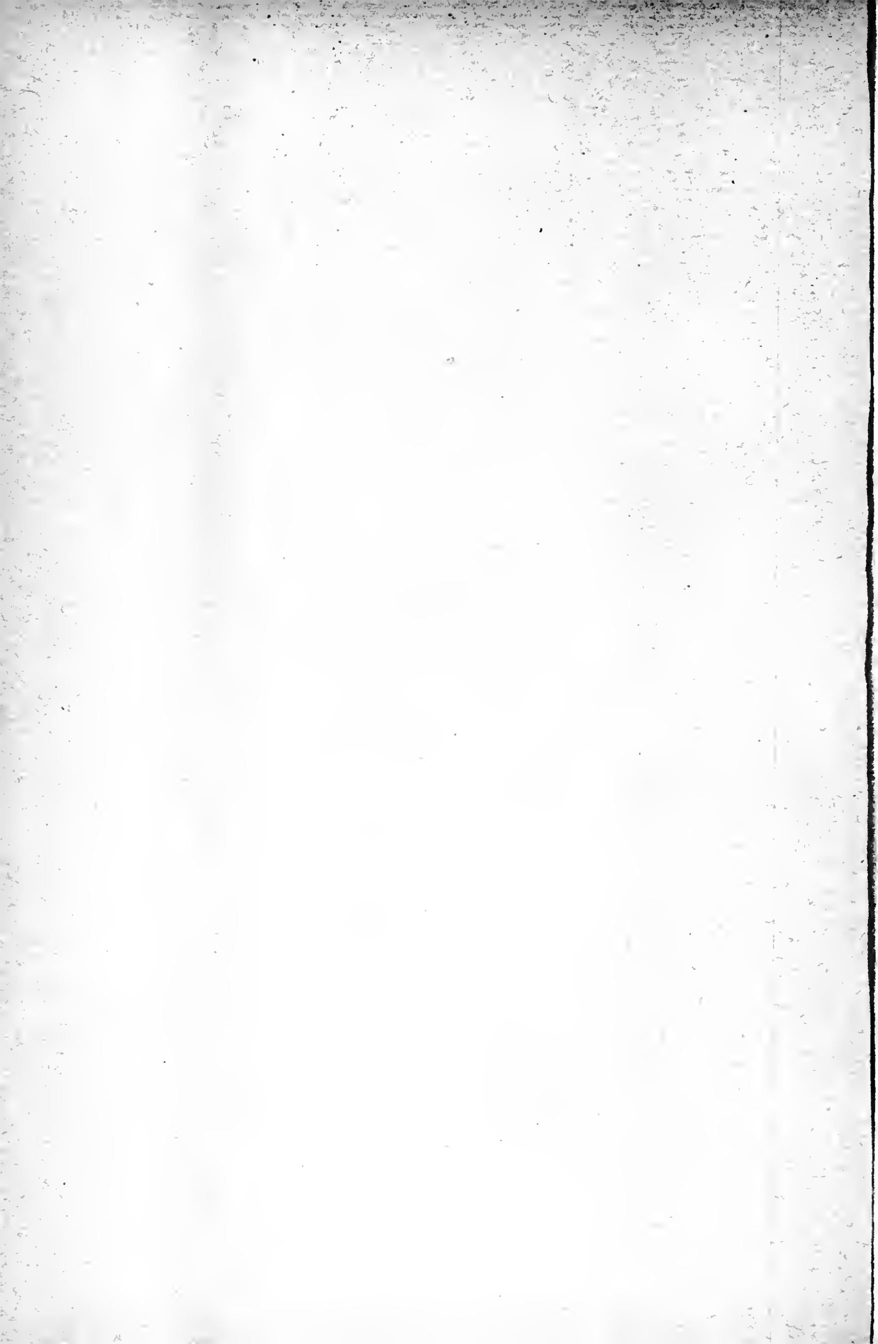

Karl Stieler
Gesammelte
Werke





Karl Stieler

Gesammelte Werke

III.

Deckenzeichnung
von Curt Liebich.

Karl Stieler

Gesammelte Werke.



Dritter Band.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz Erben in Stuttgart.

Karl Stieler

Bilder aus Bayern



Deckenzeichnung
von Curt Liebich.

Karl Stieler

Bilder aus Bayern

Ausgewählte Schriften

▪ ▪

Volksausgabe

Mit einem Vorwort und Anmerkungen von
Dr. A. Dreyer



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1908

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Als der als Mensch wie als Künstler gleich liebenswürdige Karl Stieler in der Vollkraft seiner Jahre und seines Schaffens am 12. April 1885 die Augen zum frühen Todesschlummer schloß, der die sieghaften Reize seiner trauten Berge und die unverwüstliche Eigenart ihrer urwüchsigen Bewohner in poetischen Genrebildern voll plastischer Kraft und köstlichen Humors und in duftigen Liedersträußen voll jungfräulicher Zartheit und sanfter Melancholie weit „über seines Stammes Marken" als ihr berufenster Herold verkündet hatte, da erinnerten sich verhältnismäßig nur wenige daran, daß er auch in zahlreichen (in verschiedenen Zeitschriften verstreuten) Aufsätzen das Reifste und Beste seiner unverfälschten Heimatkunst in P r o s a niedergelegt hatte.

Nicht allein mit dem lachenden Auge des weltfrohen Dichters, sondern auch mit dem prüfenden Blicke des ernsten Forschers betrachtete er oft sein tannengrünes Hochland und das kraftstrotzende Bergvolk, und mit liebevollem Verständnis suchte er die Entstehung einzelner merkwürdiger Sitten und Bräuche desselben, wie das Wesen und Werden jener Charakterzüge der Aelpler zu ergründen, die sie von andern deutschen Stämmen scharf unterscheiden.

Im Wetteifer mit Riehl und Freytag bot er in diesen Blättern ein farbenfrisches, naturwahres Bild deutschen Kulturlebens im engen Rahmen seiner schönen Bergheimat.

Wohl war er nicht der erste Kulturschilderer derselben; allein eine so innige Vertrautheit mit Sitte und Sage der

bayrischen Aelpler atmet keine der Schriften seiner Vorgänger. Zudem zog es den gelehrten und streitbaren Ludwig Steub über die bayrischen Berge nach dem „heiligen Land Tirol", und der wanderlustige, unruhvolle Heinrich Noë geizte nach dem Ruhm eines Pfadebners der gesamten Ostalpen.

Karl Stieler dagegen, der in früheren Jahren die Eindrücke seiner Fahrten durch Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Italien und Frankreich in anziehenden Stimmungsbildern festhielt, beschränkte sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens und Wirkens fast ausschließlich auf sein geliebtes Hochland und auf München. Den geistigen Aufschwung seiner Heimatstadt verfolgte er mit lebhaftem Interesse und gedachte sie in ausführlicher Weise, von Stufe zu Stufe, zu schildern; doch hinderte ihn der Tod an der Verwirklichung dieses Vorhabens. Die Skizze „Zur künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung Münchens" läßt ahnen, daß Stieler auch diese Aufgabe in glänzender Weise gelöst hätte.

Bald nach seinem frühen Hinscheiden regte sich in den ihm nahestehenden Kreisen mit Recht das Bedürfnis, auch den Essayisten Karl Stieler dem deutschen Publikum vorzustellen, bzw. das Andenken an diese viel zu wenig gekannte Seite seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu erneuern. Was an farbensprühenden Natur- und Kulturschilderungen und an gedankentiefen historischen Aufsätzen im Manuskript oder in losen Blättern vorlag, das wurde von sorgender Freundeshand gesammelt und zu Bändchen vereinigt, die sich die Gunst des Publikums rasch gewannen.

Noch in seinem Todesjahre gab einer seiner vertrautesten Jugendfreunde, der geistvolle Historiker Karl Theodor von Heigel, eine Auswahl aus den Vorträgen, die Stieler, als beredter Wanderapostel des bayrischen Volkstums im letzten Jahrzehnt seines Lebens, in vielen Städten Deutschlands und Oesterreichs gehalten hatte, unter dem Titel „Kulturbilder aus Bayern" heraus, zweifellos die beste Frucht seiner Heimatschilderung.

Daran reihten sich im folgenden Jahre drei weitere Sammlungen: „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen", „Aus Fremde und Heimat" und „Durch Krieg zum Frieden".

In der Vorrede zur ersten bemerkt der Herausgeber Max Haushofer, selbst ein feinsinniger Dichter und zeitlebens ein begeisterter Freund der Alpen, daß die darin enthaltenen Aufsätze (aus der Zeit von 1868—1885) einen „Teil jenes unerschöpflichen Schatzes an Volkskenntnis" bilden, den Stieler sich erworben hatte. Aehnliches läßt sich den Skizzen aus dem bayrischen Hochlande in der von der Familie Stieler selbst veröffentlichten zweiten Sammlung nachrühmen, die außer den (zwar Heine nachgeahmten, doch von liebenswürdigem Humor durchtränkten) Reisebildern Karl Stielers auch treffliche Skizzen aus dem Volksleben seiner Heimatgenossen enthält.

Die von dem Geographen Friedrich Ratzel herausgegebene dritte Sammlung, eine Reihe von wirkungsvollen Stimmungsbildern aus dem Kriege 1870/71, zeigt Stieler als „kerndeutschen Mann", der die herrlichen Waffenerfolge des geeinigten Deutschlands mit jauchzendem Frohlocken begrüßt und voll berechtigten Stolzes den Anteil des bayrischen Bergvolkes an den blutigen Kämpfen wie dessen Freude an der Neubegründung des Reiches hervorhebt.

Der Verlag Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart, der 1906, bzw. 1907 eine Gesamtausgabe der oberbayrischen und hochdeutschen Gedichte Karl Stielers veranstaltete, wollte auch dessen wertvollste Prosaschriften den zahlreichen Freunden des Dichters nicht vorenthalten und beauftragte mich mit der Herausgabe derselben, nachdem er mir schon ein Jahr vorher die Gesamtausgabe von Stielers hochdeutschen Dichtungen anvertraut hatte. Die Rücksicht auf den Umfang des Buches gebot tunlichste Beschränkung, die jedoch eines einheitlichen Zuges nicht entbehren sollte.

Nach längeren Beratungen kam man überein, nur jene Aufsätze aufzunehmen, in welchem Karl Stieler die Natur und das Kulturleben seines Heimatlandes in scharfumrissenen Bildern schildert.

Der Titel des Buches wurde vom Verlag bestimmt, und zu dessen und meinem Leidwesen mußte, um das einheitliche Gepräge der Sammlung nicht zu verwischen, mancher kostbare Aufsatz gestrichen werden, den die Freunde des Dichters hier schwer vermissen werden. Dagegen blieb die prächtige Lebensskizze

Defreggers bestehen, und auch der zweite Teil des Aufsatzes „Hohenschwangau und der Fernpaß" wurde nicht gestrichen.

Kleine Anmerkungen und Ergänzungen sollen das Verständnis schwierigerer Stellen erläutern und vertiefen; die Hinweise auf einzelne seiner Dichtungen aber werden deutlicher als breite Erörterungen bekunden, wie innig Stielers Prosa und Poesie miteinander verwachsen waren.

Wer sich über Karl Stielers Lebens- und Werdegang unterrichten will, den verweise ich einerseits auf meine Stieler-Biographie („Karl Stieler, der bayrische Hochlandsdichter", Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1905), anderseits auf meine biographische Einleitung zur Gesamtausgabe der hochdeutschen Gedichte Karl Stielers (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1908).

Möge die vorstehende Sammlung unserm deutschen Volke zum Bewußtsein bringen, daß dem begnadeten Hochlandssänger der verständnis- und gemütvolle Hochlandsschilderer Karl Stieler ebenbürtig zur Seite steht, der sich hier wie dort als wurzelechter Heimatkünstler erweist!

München, im Oktober 1908.

Dr. A. Dreyer.

Inhalt.

Vermischte Aufsätze.

Kulturbilder aus Bayern



I.

Ueber den Volkscharakter im bayrischen Hochland.

Der Bauer unserer bayrischen Berge ist eine so typische und populäre Gestalt, daß man wohl selbst im fernsten Norden eine ungefähre Vorstellung davon besitzt.

Allein gleichwohl hat es mit dieser Bekanntschaft eine eigene Bewandtnis; bis zu einem gewissen Maße kennt ihn fast jeder, und über dieses Maß hinaus fast niemand.

Der Grund hierfür liegt klar am Tage, denn der Bauer will eben nicht gekannt sein. Sowie er sich beobachtet fühlt, zieht er sich scheu zurück; jeder offenen Teilnahme an seinen Kulturzuständen stellt er ein heimliches Mißtrauen entgegen, und wenn man ihn vollends für interessant erklärt, dann wird er gar zum vollendeten Grobian. In seinem Fassungsvermögen sind eben die Begriffe „interessant" und „interessiert" noch nicht getrennt, er kann es nicht begreifen, daß man sich mit ihm vertraulich mache, ohne etwas von ihm zu wollen und ihn schließlich zu überlisten.

Freilich ist dies Gefühl entschuldbar, wenn wir von einem Stande sprechen, der jahrhundertelang die Beute der privilegierten Stände war. Jetzt gehören diese Tatsachen, gottlob! der Vergangenheit; aber ihr Eindruck wirkt noch heute im Volke nach und bildet die unsichtbare Scheidewand, die der Bauer trotzig zwischen sein Wesen und alles Fremde stellt. Und so meine ich denn auch, es bleiben noch immer eine Menge seiner charakteristischen Züge übrig, die minder naheliegend oder zugänglich sind als die großen, typischen Hauptkonturen, und die doch nicht minderes Interesse in Anspruch nehmen.

Den Schwerpunkt dieser Darstellung aber möchte ich in

erster Reihe auf den Charakter legen und nicht bloß darauf, wie uns derselbe heute im alltäglichen Leben entgegentritt, sondern wie er sich historisch und innerlich allmählich gestaltet hat.

Ich möchte Ihnen zeigen, warum sich die eigenartigen Merkmale des oberbayrischen Volkscharakters gerade so entwickelt haben, wie sie gegenwärtig sind; auf welcher kulturgeschichtlichen Basis seine Fehler ruhen, aus welcher Wurzel seine Vorzüge herauswuchsen.

Und so mögen Sie mir denn zuerst einen kurzen Rückblick in vergangene Zeiten gestatten, ehe ich zur heutigen, hellen Wirklichkeit gelange.

Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts war, wie Sie dies alle wissen, die menschliche Gesellschaft wie der Staat nach ständischen Prinzipien gegliedert, d. h. es gab privilegierte Klassen, die im Besitz aller wirtschaftlichen und politischen Rechte standen, und daneben eine andere Klasse, welche diente, duldete und entbehrte. Das war der letzte Stand, das „arm, mühselig Volk der Bauern“, wie man es schon zu den Zeiten Karls V. nannte.

Die ganze kulturgeschichtliche Entwicklung des Mittelalters bis ins neunzehnte Jahrhundert herein folgte diesem ständischen System, sie verteilte ihre Segnungen nicht nach dem Gesichtspunkt des Bedarfs, sondern sie privilegierte zwei Stände, die schon in jedem Sinne privilegiert waren; sie förderte den Adel, den Klerus und das Bürgertum der Städte auf Kosten des Bauernstandes. Dieser war für die Kulturgeschichte kein Zweck, sondern nichts als Mittel und Material, durch dessen rücksichtslose Vergeudung den andern um so reichere Lebensfülle erschlossen ward.

Freilich war diese Knebelung des Bauernstandes nicht etwa lokal, sie war ein allgemeines Leid in allen deutschen Landen: es war eben die Anschauung der Zeit. Im bayrischen Hochland aber, von dem wir hier erzählen, trat sie nur besonders fühlbar hervor; sie hatte hier besonders befestigte Positionen, und deshalb mußte ihr Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung um so intensiver sein.

Betrachten wir die äußere Gliederung des schönen Landes,

das zwischen Zugspitze und Watzmann liegt, so wie sie noch etwa vor achtzig Jahren war, dann haben wir eine feudale Fortifikationslinie, die kaum stärker gedacht werden kann.

Ueber die ganze Breite jenes Gebietes hin dehnte sich ein Gürtel der mächtigsten Klöster, die wie Etappen nebeneinanderstanden. Da war Steingaden, Ettal, Benediktbeuren, dann ging es ostwärts über Tegernsee nach Chiemsee usw. Jedes von diesen Stiften besaß viele Meilen Land mit Tausenden von Untertanen.

Die zweite feste Linie, die das bayrische Hochland in feudalem Geist beherrschte, war jene geschlossene Reihe von Ritterburgen und adeligen Schlössern, die sich vom Algäu bis gegen Salzburg hin erstreckten; die Namen Schwangau, Werdenfels, Hohenburg, Waldeck, Falkenstein, Hohenaschau und Maxelrain sind dafür Zeugen. Und dazu kam als ein dritter Faktor, der die feudalen Interessen vertrat, die Bureaukratie, wenn wir dies moderne Wort für vergangene Verhältnisse gebrauchen dürfen. Die ganze Kette von sogen. Pflegämtern, die teils im Namen des Landesherrn, teils im Namen der Gutsherrschaft Justiz und Verwaltung übten, war von der Rechtsanschauung getragen, daß der Bauer nur ein Zubehör von Grund und Boden sei, und wenn man von dieser Anschauung ausging, wurde es leicht, ihn zu mißhandeln.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, Ihnen hier das volle Bild jenes feudalen Regimes zu zeichnen und die Wirksamkeit jener drei gewaltigen Faktoren erschöpfend darzulegen: nur in knappen Zügen will ich einzelnes hervorheben, um Ihnen zu zeigen, wie tief diese Zustände auf den Charakter unseres Gebirgsvolkes wirken mußten.

Was die Klöster betraf, so waren die meisten derselben Benediktiner-Abteien. Es wäre töricht, die immensen Verdienste, welche sie sich um Landeskultur, um Wissenschaft und Humanität erwarben, zu bestreiten, weil auch dieser Beruf, wie alles in der Welt, sein Ende fand; soviel aber steht unzweifelhaft fest, daß mit dem Beginn der Reformationszeit ein tiefer Umschwung in der Wirksamkeit jener großen Abteien eintrat. Auch sie mobilisierten, und wenn sie bisher eine

Heimstätte stiller, beschaulicher Forschungen waren, so wurden sie jetzt die großen Arsenale für den erbitterten, konfessionellen Kampf. Und dazu gab es allerdings reiche Gelegenheit; denn nur wenige Forscher denken wohl heute daran, mit welcher Energie die Reformation vor Zeiten in unsere stillen Gebirgstäler eindrang, besonders in der Gegend zwischen Isar und Inn, deren Bevölkerung durch Intelligenz hervorragt. Zu Miesbach, in dem großen Markte, waren im Jahre 1583 nur mehr 30 Zuhörer in der katholischen Predigt; scharenweise verließen die Klosteruntertanen von Weyarn, Dietramszell und Tegernsee die Heimat, und alle erdenklichen Mittel wurden angewandt, um die Verbleibenden zu unterwerfen. So zwang man auf der Paßstraße nach Achental jeden Fuhrmann zur Umkehr, der sich nicht als solider Katholik bekannte; den Bewohnern anderer Orte ward jahrelang jegliche Festlichkeit versagt; in Holzkirchen, dem Vorort des bayrischen Hochlandes, ward ein Prälatenkonzil gehalten, und zuletzt hatten natürlich jene recht, welche die Macht hatten. Mit einem Wort, die Entwickelungsgeschichte der oberbayrischen Klöster ist auf den Charakter des oberbayrischen Stammes von entscheidendstem Einfluß gewesen; der Hang zu phantastischem Wunderglauben, die gewisse Geheimtuerei, die der dortige Bauer noch heute hat, ward durch geistliche Einwirkung genährt; nicht minder eine gewisse Unselbständigkeit und Passivität, die lieber auf die Hilfe des Herrgotts wartet, statt sich selber zu helfen; denn wer den Charakter der bayrischen Bergbewohner auch nur einigermaßen kennt, wird finden, daß alle diese Eigenschaften mit der kühnen, kräftigen Grundlage desselben im vollsten Widerspruche stehen, d. h. daß sie eben nicht in der normalen, selbstverständlichen Entwickelung seines Charakters lagen, sondern durch äußere Einwirkung in denselben hineingetragen wurden. Und diesen Einfluß übte niemand so sehr als die oberbayrischen Klöster. Das ist der eine Faktor. Was die weltlichen Gutsherren betraf, so sahen diese allerdings weniger auf das Herz, sondern nur auf den Säckel, sie okkupierten den Bauern vor allem von der finanziellen Seite. Aber dieser Druck war in seiner demoralisierenden Wirkung auf den Cha-

rakter kaum minder stark. Denn niemand wird das ideale, sittliche Element verkennen, das im Gefühl des freien Besitzes liegt; ihn zu erringen, braucht es Fleiß und Tatkraft, ihn zu erhalten, fordert nicht nur physische, sondern ebenso oft moralische Kraft, ihn seinen Kindern zu vererben, ist Segen und Trost für den Scheidenden. All' das fällt weg, wenn der Besitz nicht mehr ist als „Herrengunst", wie der technische Ausdruck lautet; denn nur die freie Arbeit veredelt. Daß dem Bauern, der so schwer mit dem Fluche der Arbeit beladen war, der ideale Inhalt dieses Begriffs so völlig genommen wurde, indem er als Höriger den Herren diente, das ist wohl die härteste von all' den Ungerechtigkeiten, die die Feudalzeit ihm auferlegte. Und das ist auch von all' den Mißverhältnissen, in denen er heranwuchs, dasjenige, was am tiefsten in die Gestaltung seines Charakters einschnitt; es ist die Wunde, deren Narbe er am wenigsten verschmerzt. Denn heute noch denkt der Bauer niedrig über die Arbeit, und während der Bürger mit einem gewissen Stolz auf seine Tätigkeit blickt, sieht der Bauer die Vornehmheit und das Wohlergehen im Nichtstun. Die pfiffige Hinterlist, die unsere Oberländer bisweilen zeigen, die Habgier, die aus ihrer Unbeholfenheit manchmal hervorlugt, ist die Folge davon, daß sie so übermäßig ausgebeutet wurden und auf geradem Wege so schwer zu ihrem Rechte kamen.

Und nun noch das, was wir die Bureaukratie genannt: die Vielregiererei von Polizei und Verwaltung; sie nahm den letzten Rest von Freiheit, den der Bauer noch besaß, hinweg, indem sie selbst über die Schwelle seines Hauses drang; sie kontrollierte den Küchenzettel und schnitt ihm die Kleider auf den Leib zurecht; auch sie verfolgte das Prinzip, daß man die Leute um so gründlicher bevormunden müsse, je niedriger ihr Stand sei. Wenn Sie die Kleiderordnung betrachten, die Max I. im Jahre 1604 erließ, so ist den Bauern darin nicht nur der Stoff für die Gewänder, sondern sogar das Leder, das sie zu ihren Schuhen gebrauchen müssen, vorgeschrieben; wer andere Kleider trägt, dem werden sie konfisziert, und der Schneider wird um den Macherlohn oder gar mit „Verlierung

seines Handwerks" bestraft. In den Rechtsbüchern und Weistümern[1], die aus der Gegend von Reichenhall, Chiemsee oder dem Inntal erhalten sind, ist „das hochsträfliche Tanzen und Springen, Juchezen und andere Insolentien bei Vermeidung schwerer, unausbleiblicher Straf" verboten; man dekretierte, wieviel die Mahlzeit bei Familienfestlichkeiten kosten solle, und wieviel ein Untertan beim Kegelschieben verlieren dürfe. Noch viel härter waren die Bestimmungen über die Verwertung der ländlichen Produkte. Kein Malter[2] Korn durfte ohne Genehmigung nach „auswärts" verkauft werden, um, wie es in den Verordnungen heißt, „die Aufschnellerei" der Preise zu verhüten.

Sie sehen, man gebot und verbot, ohne sich um die inneren Gründe der Dinge zu kümmern; es war die Blütezeit des beschränkten Untertanenverstandes, und so lag denn die Originalität des Volkes gewissermaßen im ständigen Kampfe gegen die Obrigkeit. Der Inhalt solcher Verordnungen, wie ich sie Ihnen hier mitgeteilt, ward durch ihre Handhabung nicht gemildert; denn die Beamten suchten nicht selten das, was ihnen an Autorität gebrach, durch Brutalität zu ersetzen, wie wir ja noch heute in Bayern vereinzelte Ausläufer dieser Spielart besitzen. In welchem Maße der Bauer solchen Druck empfand, das zeigt am besten der alte Spruch, den uns Schmeller erhalten hat, und worin einer, dem man mit dem Teufel droht, erwidert: „Hat der Bauer nit Teufels genug an Amptleuten und am Pflug?""[3]

So können Sie sich leicht erklären, wie destruktiv diese allwissende Vormundschaft im Lauf der Jahrhunderte auf den Volkscharakter wirkte; jedes Kind verlangt ja, daß wir es nach seiner Eigenart erziehen, und ein Volksstamm soll nicht

---

[1] Weistümer sind Erklärungen über alte bestehende Rechte, in erster Linie Gewohnheitsrechte, die für einzelne Orte Geltung haben. Eine dreibändige Sammlung von Weistümern gab bekanntlich Jakob Grimm 1840—1842 heraus.

[2] Malter bedeutete ursprünglich die Menge Getreides, die auf einmal zur Mühle gegeben wurde. Daraus entwickelte sich die Bezeichnung für das größte Getreidemaß in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz (150 l).

[3] Schmeller („Bayer. Wörterbuch", 2. Ausg., 1872—77, I, Sp. 188) braucht diesen Spruch in anderm Zusammenhange und zwar bei der Schilderung der Notlage der Bäuerinnen: „Wägens die Amtleut so (ge)ring und nehmen ihnen dick (= oft) Heu und Futter, das klagen sie Gott und seiner Mutter. Hat die nit Teufels genug" etc.

bloß mit bureaukratischem, sondern mit kulturgeschichtlichem Verstande erzogen werden. Der Mangel des letzteren, die prinzipielle Opposition gegen alles, was echt und originell war, mußte ihre Früchte tragen, und ich darf es hier wiederholen, nicht wenige Fehler, die wir jetzt im Charakter des bayrischen Bergvolkes wahrnehmen, haben in diesem Regime allein ihre Quelle. Ihm fällt vor allem die Scheu zur Last, die der Bauer noch immer gegen alle öffentlichen Zwecke und Pflichten hat; es wird ihm ja jetzt noch förmlich gruselig, wenn es sich um Geschäfte handelt, bei denen das Gericht oder die Verwaltungsbehörde beteiligt ist. Der geringe Gemeinsinn, der unserem Gebirgsvolke unleugbar zukommt und der gewöhnlich kaum über die Grenzen der engsten Nachbarschaft hinausreicht, hat darin seine Wurzel, daß die Behörden, die eben das Gemeinwesen verkörpern, den Bauern allzeit mehr von ihrer Herrschsucht als ihrem Wohlwollen überzeugt haben. Nur deshalb ist er so schwer zu haben, wo es sich um Leistungen für das Ganze handelt, ja, der Begriff des Ganzen ist ihm geradezu verschlossen geblieben.

Ich habe versucht, Ihnen bisher in großen Umrissen ein Bild jener Kulturzustände zu geben, in denen der frühere Bewohner unserer Berge heranwuchs. Der schwerere Teil meiner Aufgabe ist damit erfüllt; ich habe gewissermaßen, wenn ich so sagen darf, die tiefen Schatten untermalt, die unerläßlich waren, für dies Bild unerläßlich, um gegen den Charakter unseres heutigen Bauern gerecht zu sein, und Gerechtigkeit ist schließlich doch die erste Pflicht einer jeden Charakteristik.

Betrachten wir ihn jetzt in der vollen, helleren Wirklichkeit, wie er unter diesen Einflüssen oder besser trotz derselben geworden ist. Man könnte sich da vor allem wundern, daß ihm überhaupt noch heitere und helle Seiten blieben, daß nicht alles Anziehende in seinem Wesen erdrückt worden sei. Bei dem Flachlandsbauern von Altbayern ist dies auch mannigfach der Fall; der Bauer im Hochland aber hatte eine Quelle, die sein Wesen trotz aller Peinigung immer frisch und gesund erhielt, und das war die großartige Natur. Sie war es, die den Charakter unseres Gebirgsvolkes gerettet hat; sie war es, die

ihm immer wieder den Gedanken der Freiheit zurückgab, den man ihm mit tausend Händen raubte, sie war sein stiller Bundesgenosse gegen die Uebermacht der Herren. Der Fels, über den er hinschritt, ließ etwas von seiner eigenen Unbeugsamkeit zurück; der Bergquell, aus dem er trank, etwas von seiner Frische; die Tanne, unter der er schlief, etwas von ihrem unverwüstlichen Grün. Und so blickte er, wenn er nur durchs Fenster sah, ins Große; seine Arbeit wies ihn von selbst ins Freie; wo er Hand anlegte, war es eine Betätigung der vollen Kraft, und alles rund um ihn war schön. Darin besaß er das stille, geheime Gegengewicht für die lauten, zerstörenden Einflüsse, die seinen Charakter bedrängten: die Natur war gleichsam die milde Mutter, die das wieder heimlich gut machte, was der Geist der Zeit, der eiserne Vater, an seiner Erziehung sündigte.

Treten wir nun in das Haus des heutigen Bauern ein, etwa in Tegernsee, in Schliersee oder in Fischbachau. Es ist Feierabend, und der Alte sitzt vor dem mächtigen Tisch und schmaucht das geschnitzte Pfeifchen, während die letzten Lichter durchs niedere Fenster fallen. Draußen im Stalle hört man es noch rumoren, bis die Dirne den Kalben das frischgemähte, duftige Futter gereicht hat.

„Ja, was ist dös, du kimmst daher?" ruft der Alte erstaunt, wenn ich nun plötzlich durch die Türe trete — aber er erhebt sich nicht; er streckt mir die derbe Hand entgegen und wartet, bis ich vor ihm stehe, um sie zu ergreifen.

In dieser Szene spiegelt sich der ganze Wandel der Zeit. Der Mann ist noch heute Bauer, wie es seine Väter hier vor hundert Jahren waren, aber dies Wort ist eben ein anderes geworden; er hat noch heute ein ganz spezifisches, fast exklusives Standesbewußtsein; aber dieser bewußte Gegensatz tut ihm nicht mehr wehe, er scheidet nicht mehr Dienen und Herrschen; das Niedrige, das Schmerzliche ist ausgetilgt. Nach innen in seinem Haushalt und seinem Wirkungskreise ist der Name „Bauer" geradezu ein Ehrenname, er wird, wenn ich so sagen soll, als Titel gebraucht, ganz ähnlich, wie der Gewerbsmann in seinem Hause „Meister" genannt wird. Nie sagt die Frau „mein Mann", sondern nur „mein Bauer", wenn sie mit dritten von ihm spricht;

und obwohl er selber ebenso Hand anlegt, wie der letzte Knecht, so ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem und jenem. Er selber ist ein kleiner Souverän geworden in seinem Eigentum, der aristokratische Zug, der ursprünglich in seinem Wesen steckt, ist wieder freigegeben; er hat seine Almen in den Bergen, wo er unumschränkt gebietet. Wälder und Felsen sind sein, und wenn es ihn nach Ehren gelüstet, dann stehen ihm auch diese in Fülle bereit. Er kann Bürgermeister, Geschworener und Deputierter werden, ja, sogar im Reichstag dem Fürsten Bismarck widersprechen, falls dieser sein Oberbayrisch versteht. So findet denn der Bauer jetzt in seinem häuslichen Wirkungskreise eine Befriedigung, ja, einen Stolz, der ihm früher fehlen mußte, und nur nach außen tritt noch bisweilen ein Nachklang an seine einstige mißachtete Stellung hervor, in dem Mißtrauen, das er dem Fremden entgegenbringt, in dem Verdachte, daß er von diesem verspottet oder mißbraucht wird. Aber die Fremden fassen es eben auch nicht immer richtig an; gewöhnlich entspricht dann ein Uebermut dem andern, und da der Bauer sich hier auf seinem eigenen Boden fühlt, zieht der Fremde selbstverständlich den kürzeren. Für solche Figuren hat der Bauer das pikierte Wort „die Herrischen"[1], „die Stadtfrack", und mit ihnen steht er noch heutzutage auf Kriegsfuß. Dies Selbstgefühl, dies starke Bewußtsein seiner Persönlichkeit, wie's jetzt als ein Charakterzug unseres Gebirgsbauern feststeht, erscheint aber nicht bloß als die Folge seiner befreiten, sozialen Stellung, sondern es liegt tiefer, es ruht in der ganzen geistigen und körperlichen Begabung des Stammes.

Ich habe schon vorher darauf hingewiesen, daß der Bauer diesen Zug vor allem der gewaltigen Bergesnatur und seiner Beschäftigung im Freien dankt. Wenn in der Kaiserklause z. B. die Trift beginnt und tausend Klafter vor dem Wehr des aufgestauten Baches toben, und wenn dann der keckste unter den Holzknechten hinabsteigt, um die Schleusen zu öffnen, daß die Stämme wie rasend herunterjagen, das ist ein Wagestück, vor dem mir graut, so oft ich es auch gesehen. Und doch ist es der

---

[1] Mit diesem Ausdruck werden auf dem Lande die Geistlichen und Beamten bezeichnet. „Der Herr" kurzweg ist die ländliche Bezeichnung für den Geistlichen.

tägliche Beruf; das selbstverständliche Handwerk ist es, wenn der Jäger auf dem schmalen Grat über den Abgrund klettert, wenn der Holzknecht zum letzten Streiche die Axt erhebt. Da wird das Gewerk zum Kampfe. Wer jemals einen mächtigen Bergwaldstamm hat fällen sehen, wer es weiß, wie die grüne Fichte sich zornig zurückbeugt, wie ihr goldenes Blut aus klaffender Wunde träufelt, dem wird es zumute sein, als ob der angegriffene Baum lebendig würde in seiner letzten Stunde, als ob er sich zur Wehre setzte und fühlte, was ihm begegnet. Seine grünen Arme sind ohnmächtig vor dem bewaffneten Arm des Menschen, stöhnend bricht er nieder, doch seine Kraft gibt er dem zum Erbe, der ihn erschlagen hat. So kommt jener baumstarke Wuchs und jener kühne Sinn in diese Gestalten, die mit offener Brust und schallender Axt durch die Berge gehen. Wäre der Bauer im bayrischen Hochland nur auf seine häusliche Arbeit beschränkt, so würde jene Kühnheit gar bald sich abschwächen, besonders seit er auch äußerlich in leiblichem Wohlstande lebt; aber gerade dieser Bestandteil seines Schaffens: die Almen, die Jägerei, die Holzarbeit vermitteln den Zusammenhang der Bewohner mit dem rauhen, ursprünglichen Element des Waldes, in ihnen liegt die verjüngende, fast möchte ich sagen, die verwildernde Kraft, die das Volk der Berge zum Bergvolk macht.

Der Bauer nennt das, was wir hier so eingehend auseinandersetzen, mit einem kurzen Wort „die Schneid". „Schneid haben" ist das erste und letzte Erfordernis, wenn man im Hochgebirge etwas gelten will. „Wenn d' kein Schneid nit hast, na bist nit g'schatzt", kann man dort auf allen Wegen hören. Sie wird höher als Geld und Gut geachtet, wie dies aus manchen Volksliedern durchklingt:

„Und 's Dirndl hat g'sagt:
Was bist für einer,
Bal'st kein schneidiger bist,
Is mir lieber keiner."

Der kecke Bursch aber erwidert:

„Und der Teufel hat Hörndl,
Und i hab' mei Deandl,

Und dös Deandl mag mi',
Weil i a Hauptspitzbua bi'."

Der ganze jubilierende Sangeston, der durch dies Volksleben hinzieht, wird von diesem Frohgefühl der Kraft und der Kühnheit getragen. Aus ihm quellen jene Jodler, die durch den einsamen Wald schallen, und die übermütigen Trutzgesänge beim Gelage.

Dieser Zug des Mutes ist aber nicht nur den Männern eigen, sondern auch den Kindern und den Alten, ja, selbst den Weibern; denn andernfalls stünde es schlimm um die Sennerinnen auf mancher einsamen Alm.

Da ging aus der Valepp einmal der Forstgehilfe, der besonders scharf nach den Wilddieben sah, für einige Tage in die Stadt und sagte scherzend zu dem kleinen, siebenjährigen Förstersohn: „Jetzt mußt halt du außigehen, Seppei, auf die Wildschützen, bis ich wieder heimkomm'." Schon am Abend fehlte der kleine Bursch, und nur mit höchster Not fand man ihn nach 24 Stunden hoch in den Bergen auf einer Stelle, die als Fährte der Wilddiebe allgemein bekannt war. Die kleine Flinte lag neben ihm, er selber war vor Hunger und Müdigkeit eingeschlafen; aber als man ihn mit Vorwürfen weckte, erwiderte er trotzig: „Is ja der G'hilf' nit da, wer sollt' dann die Wilddieb, die Lumpen, derschießen, wenn i nit außigeh'?"

Daß bei dieser Kühnheit auch Exzesse sehr nahe liegen, ist wohl begreiflich. Wir alle haben ja die Fehler unserer Tugenden, und der Naturmensch, der „Ungebildete", muß sie in doppeltem Maße haben, weil es ja erst die Aufgabe der Bildung ist, diese rauhe Kehrseite von uns abzulösen, ohne daß uns die andere Seite, die Tugend, darüber verloren geht.

So finden wir, daß diese Kühnheit nicht selten in helle Rauflust auflodert; das Sprichwort aus Bayrisch-Zell klingt schlimm genug: „Heut' is lustig, heut' muß noch einer hin werden!"[1] Ebenso erwächst daraus ein gewisser Hang zur Widersetzlichkeit, den die Behörden oft mehr steigern als mildern,

[1] Dieser Spruch ist auch im ganzen Voralpengebiet bekannt und wird dort oft genug durch traurige Messerhelden in heimtückische Bluttaten umgesetzt. Der Aelpler dagegen läßt es meist bei der bloßen Drohung bewenden.

und eine Rachsucht, die sich mit und ohne Waffen Luft macht. Denn ein Mensch, der soviel Kraft und Mut besitzt, verzeiht eben schwerer als jener, dem beides fehlt.

Eine der fürchterlichsten Raufereien, die ich jemals angesehen, führte ein 86jähriger Mann in Egern gegen seine 83jährige Ehehälfte, weil er meinte, daß diese den 79jährigen Knecht lieber habe als ihn.

Ebenso scheint es begreiflich, daß bei solchen Anlagen der Bauer im bayrischen Gebirge eigentlich mehr zu freiem Schweifen, als zu häuslichem Schaffen geartet sei, und dennoch hängt er an seinem Hause mit einer Pietät, die etwas Rührendes an sich hat. Er nennt es seine „Heimat", das einzelne Gehöfte, nicht die Gegend wird so genannt, und „seine Heimat verkaufen" galt, bis in die allerletzte Zeit, für wenig ehrenvoll.

Schon der Bau des Hauses, die schmucken Altanen, die Blumen vor dem Fenster verraten, daß es dem Besitzer lieb ist, und wenn ich Zeit hätte, Sie nun in den einzelnen Gelassen herumzuführen, so könnten wir aus Stil und Einrichtung so manchen charakteristischen Zug gewinnen. Die meisten Häuser im bayrischen Gebirg sind Einödhöfe; es entspricht das dem stark individuellen Geiste der Bewohner, während sie z. B. in Franken, wo der Korporationsgeist die Oberhand hat, zu Gassen gereiht aneinanderstehen. „Vor an' Einöd' soll man den Hut abtun", lautet ein uraltes Sprichwort, das gewissermaßen den geweihten Frieden dieser einsamen Stätte ausdrückt. Der Hausname geht auch auf den Bewohner über, und wenn Sie sich z. B. nach dem Eigentümer des Westerhofs erkundigen, so werden Sie hören: „Hansei" heißt er, „Widmann" schreibt er sich, und der „Westerhofer" ist er. — In der Skala dieser Begriffe können Sie die Bedeutung des bäuerlichen Hauses am besten herausfühlen; der Besitzer identifiziert sich geradezu mit demselben. Nach seinem Hause wird er bei Freund und Feind genannt, der Schreibname hat wenig Belang, da der Bauer sich eben sehr selten „schreibt", er ist nur die offizielle Marke, womit der Alte im Steuerbuch und der Junge in den Kompanielisten steht. Wie hoch das Haus gehalten wird, ist ferner daraus erkennbar, daß es für unschicklich gilt, einen Fremden

vor demselben zu empfangen. „Gehts eini, gehts eini!" ist das erste Wort, das der Bauer spricht, wenn wir ihn unter der Türe begrüßt haben, und wir Luftschnapper sind oft in Verzweiflung, daß man uns an den schönsten Nachmittagen so etwas zumutet. Auch er selber bringt den Sonntag in der Stube zu, sofern er daheim ist. Obwohl das Haus nur an den ältesten Sohn kommt, um die Zersplitterung des Besitzes zu vermeiden, so betrachten es doch auch die übrigen Geschwister, die sich in der Nachbarschaft ansiedeln oder verdingen, noch immer als ihren Mittelpunkt und behalten dort zeitlebens ein Unterstandsrecht, das bei jeder Gutsübergabe ausdrücklich verbrieft wird.

Das Familienleben und die Arbeit des Bauern, auf die wir hier von selber kommen, weil sie gewissermaßen die Seele und den lebendigen Inhalt des Hauses bildet, das sind wohl jene zwei Gebiete, auf denen der Druck der feudalen Vergangenheit noch am meisten fühlbar wird; allein trotz aller Mißstände, die wir hier nicht leugnen wollen, ist doch das Familienleben im bayrischen Hochlande immer noch viel glücklicher und humaner, als wir Städter es in der Regel glauben, es regiert doch viel mehr die Güte als die Strenge, und ebenso müssen wir bedenken, wenn uns einzelne Maßregeln herzlos oder kaltsinnig erscheinen, daß der Naturmensch eben die Dinge doch weit mehr aus dem natürlichen Gesichtspunkt als mit jener sensitiven Pietät betrachtet, die wir erst unserer Erziehung verdanken.

Der Bauer ist sich dessen selbst bewußt. Es sagte mir ein alter Mann in Tegernsee nach dem Tode meines Vaters die schönen und merkwürdigen Worte: „O mein Gott, tut's unser einem so weh, wie muß man erst bei euch ein solches Unglück spüren, wo die Leut' so viel ein feiners Gemüt haben! Ein Bauer hat ja überall nur den halben Schmerz."

Das heißt, er hat mehr Stoizismus, mehr Resignation als wir; er steht mit seiner Lebensweise dem natürlichen Werden und Vergehen so unmittelbar gegenüber, daß ihm die Grausamkeit, die darin liegt, minder hart und die Notwendigkeit weit versöhnlicher erscheint. Ihm sterben die Eltern oder alte Freunde weg, wie er alljährlich die welken Blätter im Herbste fallen sieht; er empört sich nicht gegen das Verhängnis; denn er ist

aufgewachsen im Bannkreis dieser Gesetze. Und trotz alledem tritt dennoch bei unseren Oberländern das Empfindungsleben in seltener Weise hervor, freilich nicht für jeden und vor jedermann, aber doch für den, der es zu finden weiß. Ich will Sie nur an die wunderschönen Zeilen im Volkslied erinnern, die da lauten:

„Und wenn i amal stirb,
Brauch i Weihbrunn kein(en),
Denn mein Grab dös wird naß
Von mein' Dirndl sein Wein(en)."

Wo eine stille Menschenträne soviel gilt, daß sie höher steht als aller feierliche Segen, da muß doch das Herz eines tiefen und schönen Empfindens fähig sein, und diese Fähigkeit habe ich immer für einen der besten Züge im Charakter unseres bayrischen Hochlands gehalten.

Sie ist verstümmelt worden durch unbarmherzige Zeiten, sie verbirgt sich scheu vor fremden Blicken; aber sie ist da, das kann ich Ihnen verbürgen. In hundert kleinen Zügen des alltäglichen Lebens gibt sich diese Gemütskraft, wie ich sie nennen möchte, kund: in der leidenschaftlichen Liebe zur Heimat, in der innigen, fast märchenhaften Beziehung der Bergbewohner zur Tierwelt, in Brauch und Sitte, in Wort und Lied. Wie geschäftig spricht so eine Sennerin mit ihren Kalben, wie bekümmert ist sie, wenn ihnen ein Leid widerfährt, wie genau kennt der Hirt jedes Stück seiner Herde; nicht bloß dem Aeußern nach, sondern in seinem Charakter, in seinen Vorzügen und Fehlern! Jener urtiefe, deutsche Zug, der die Tierseele gleichsam persönlich faßt und seine menschlichen Eigenschaften auf dieselbe überträgt, ist vielleicht nirgends so sehr ausgebildet wie beim oberbayrischen Bauern.

Ich erinnere mich wohl, wie ich einmal vor einem Pfluge stehen blieb, und wie der Bauer, der hinter demselben herging, ganz untröstlich war, weil er versicherte: „Dös Roß hat halt koa G'müt. Es hat koan Verdruß, wenn i ihm mit der Goaßel kimm, und koa Freud, wenn's in der Fruah sein Habern sieht, es tut sei Sach schön staad dahin, aber 's hat halt koa G'müt."

Ich mache dies Beispiel ausdrücklich namhaft, weil man gerade aus dem Vermissen einer Eigenschaft am sichersten auf ihr gewöhnliches Vorhandensein, auf das Bedürfnis nach derselben schließen kann.

Ebenso bedeutend aber als die Kraft des Gemütes ist bei unserem oberländischen Volke der scharfe Verstand entwickelt. Wer hier genauer betrachtet, wird eine doppelte Richtung in seiner Denkart wahrnehmen, zwei Züge, die sich scheinbar widersprechen und die doch dadurch allein schon, daß sie in ein und demselben Stamme vereinigt sind, den geistigen Reichtum desselben dartun. Denn unbestreitbar hat der Bauer in unseren bayrischen Bergen zunächst eine tiefbeschauliche Natur, er liebt es, die Gedanken, die ihn beschäftigen, nachdenklich auszuspinnen; man könnte sagen zu philosophieren. Aber so sehr ihn sein Hang zu dieser Art von Betrachtung führt, wo er sich gehen lassen kann, ebenso epigrammatisch-spitz, so schlagfertig-rasch ist sein Gedanke, sobald ihm ein anderer Gedanke gegenübertritt, sobald seine Rede zur Gegenrede wird.

„Jetzt ham s' ja gsagt, daß d'heiratst, Hansei, (ruft einer dem andern zu) was is denn für eine, is die große von Schliers, oder die kleine von Tegernsee?" „O Jesses na, a ganz a kloane is, (erwiderte der andere) weißt von zwei Uebel —"

„No," sag i, „Sepp, jetzt heiratst ja,
Was nimmst denn na für oane?
Du, da wirst schaugn, Saperadi —
A große oder a kloane?"

„„A kloane,"" sagt er, hat er g'sagt,
„„Von Schliers is s' umikemma,
Denn von zwoa Uebel muaß ma' do'
Allweil dös — kloaner' nehma.""[1]

In Schliersee sollte ich auch einmal einem Mädchen raten, um das ein reicher Bauer geworben hatte, „a recht a warmer",

[1] Aus „Weil's mi' freut!" („Zwoa Uebel). „Gesammelte Gedichte in oberbayrischer Mundart", 1907, S. 108.

wie der Volksausdruck lautet. Haus und Hof war glänzend bestellt, aber der Mann selber war alt und unbeliebt, und bedenklich schüttelte das schöne Lisei den Kopf. „Ja," sprach sie nach langem Bedenken, „ja, die Kapellen wär scho recht, aber der Heilige taugt mir nit." Und richtig, noch am selben Tag erhielt der „Heilige" einen Korb.

Ein anderer bat um einen Kuß, und als das Mädchen Einwände erhob, erwiderte er lachend: „Sei nur staad, ich mach schon die Augen zu, damit's niemand sieht."

Nach alledem läßt sich denn wohl behaupten, daß von den vielen ungerechten Vorwürfen, die man dem Bauern macht, keiner wertloser ist, als wenn man etwa in unserem bayrischen Hochland vom „dummen Bauern" sprechen wollte. Im Gegenteil, er ist hervorragend geistig begabt, und nicht sein Verstand, sondern nur das Gebiet, in welchem derselbe tätig wird, ist beschränkt; dieselbe Abgeschlossenheit, die seinem Denken die originelle Frische gegeben hat, gab ihm naturnotwendig auch eine stoffliche Enge. Andere Grenzen seines Verstandes aber liegen dann im Charakter, in dem Eigensinn, von dem seine zähe trotzige Natur nicht freizusprechen ist; denn oft genug handelt es sich im Leben ja überhaupt nicht darum, ob man etwas begreifen kann, sondern ob man es begreifen will. So äußerte sich auf dem Bahnhofe in Holzkirchen ein Bauer, der den Zug versäumt hatte, sehr ergrimmt über das Institut der Eisenbahnen und sprach etwa folgendermaßen:

„Oho, pressiert's heunt gar a so,
Ist heunt dös Fahr'n so raar?
Heunt treibt s' schon bald, die Eisenbahn,
Als ob s' an Eilwag'n waar."[1]

So geben Sie mir wohl ohne Zweifel recht, wenn ich den Intellekt unserer oberbayrischen Bauern auf eine hohe Stufe stelle, aber freilich, nicht jeder versteht diesen Verstand, denn glauben Sie mir, auch er ist individuell, und der Scharfsinn,

[1] Aus „Habt's a Schneid?" („Am Bahnhof von Holzkirchen", Str. 2). „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart", S. 231.

der zwischen felsigem Gestein emporwächst, ist etwas Grundverschiedenes von jenem Verstande, der sich zwischen den steinernen Mauern großer Städte entwickelt. Aber gerade dieser Gegensatz bildet ja den Reiz. Das aber, was den eigentlichen Vorzug und die kulturgeschichtliche Ueberlegenheit, wenn ich es so nennen darf, unseres oberbayrischen Volksstammes ausmacht, das ist nicht das eine und das andere allein, sondern es ist das beneidenswerte Gleichgewicht, in dem seine inneren Kräfte stehen, — seine geistige Begabung und sein Gemüt. Dies gibt seinem Wesen jene geschlossene Einheit und Sicherheit und seinem kulturgeschichtlichen Typus jenes Ebenmaß, das vielleicht der innerste und unbewußte Grund für die Popularität ist, die er gefunden.

Und so steht denn dies Volk der Berge vor uns und vor der neuen Zeit mit ihrer großartigen Gestaltung, die von allen Seiten auf dasselbe eindringt. Wie wandelt sich nun dies Bild! Denn wenn bis ins vorige Jahrhundert alles Streben darauf gerichtet schien, den Bauern aus dem Bereiche der Kultur hinauszudrängen, zu erdrücken, so fühlen wir jetzt überall das Streben, ihn emporzubringen, ihn hereinzuziehen in den Kreis der heutigen Entwicklung.

Damals war sein Leben ein Kampf gegen den negativen Geist der Zeit, die ihm alles nahm und alles versagte und gegen den er seine Eigenart (wenn auch nur mit passivem Widerstand) verteidigte, jetzt ist es ein Kampf mit der Fülle positiver Errungenschaften, womit die Gegenwart ihn überschüttet und denen er geteilten Herzens gegenüber steht, halb wieder seine Eigenart verteidigend gegen das Neue, halb dennoch mit dem Drange erfüllt nachzukommen und sich der Gegenwart zu assimilieren.

Und das ist schwer, wenn jemand plötzlich Rechte üben soll, der beinahe rechtlos heranwuchs, wenn jemand Pflichten erfüllen soll, der nie zu freiem Pflichtgefühl, sondern nur zum Ertragen des Zwanges erzogen ward. Das ist der einfache und natürliche Grund, warum es keinem anderen Stande so schwer wird, sich in den Geist der neuen Zeit hineinzufinden, als eben dem Bauern; er ist nicht mehr die alte, in sich ge-

schlossene Gestalt, sondern wie sein äußeres Dasein, so ist sein inneres Wesen in der Entwicklung, in einem tiefen Umschwung begriffen.

Unter den großen Faktoren, die in dieser Richtung zur Geltung kommen, im Dienste der neuen Zeit, steht die Schule obenan und vielleicht mit keiner von den vielen Neuerungen sind die Leute selber so sehr einverstanden. Sie kennen das Schlagwort nicht, aber sie haben ein unbewußtes Gefühl dafür, daß Bildung Macht ist, daß hier die schlimmste Kluft liegt, die sie von den übrigen Lebensständen trennt. Gestatten Sie mir, daß ich auch hier Ihnen ein weniges von meinen eigenen Erlebnissen erzähle.

Ich kenne eine alte Bauersfrau, von der ich viel gelernt habe, ohne daß sie es weiß, und mit der ich oft genug vom Lernen sprach. Sie ist nahe an den Siebzigern, aber noch heute ist sie untröstlich, daß sie dazumal nur das Lesen und nicht auch Schreiben lernen durfte, weil das zu teuer war. „Zwoa Kreuzer hätt's im Monat mehra kost" — sprach sie mit treuherziger Miene — „aber mei Vada hat allweil g'sagt, waar schon schad um dös Heidengeld wegen der bissel Schreiberei! D' heili Schrift kann's lesen, und zum Schreiben kimmt bei so an jungen Diendl so nix für." „Ja, mein Gott" — fügte die Alte seufzend bei — „wenn ma sei Lebtag lang bloß a jungs Dirndl bleibet." An einem Sonntagsmorgen (im vorigen Herbste) ging ich den Söllbach entlang, und immer tiefer kam ich ins kühle Dickicht, in die lautlose Einsamkeit des Waldes. Da tat sich eine Lichtung auf. Unter Tannenzweigen versteckt, aus rohem Gebälk gezimmert, lag eine Hütte dort, wie sie die Holzknechte wohl die Woche über bewohnen, aber heute war ja Sonntag, man sah keine Spur eines menschlichen Wesens. Da hörte ich mit einem Male eine mächtige Stimme rufen: „Post Kaltenberg", „Herrgott, jetzt hab i 's K vergessen", und eine andere Stimme rief: „So, na' geht's guat, denn i woaß auch nimmer, wie ma's macht." Verdutzt sah ich um mich und sah nun auf der anderen Seite der Hütte zwei Holzknechte sitzen, die sich mühten, gemeinsam einen Brief zuwege zu bringen. Er sollte in die Heimat des einen gehen, nach Post Kaltenberg,

Tirol. Es war ein unendlich ergötzliches Bild; auf der roh gezimmerten Bank stand die Ruine eines zerbrochenen Maßkruges als Tintenfaß, an einem brennenden Holzscheit mit einem Groschenstück hatten sie den Brief gesiegelt, seit 8 Uhr morgens dauerte bereits die Arbeit.

Aber nun kam erst noch das Schlimmste, nun kam die Adresse und das fatale K des Dorfes Kaltenberg.

Ich war natürlich der Retter in der Not, und als ich das gefürchtete Hindernis so mühelos nahm, da waren die beiden ganz verblüfft, „was man nit all's lernen kann."

Dieser vielsagende Spruch ward nun das Thema unserer weiteren Unterhaltung, an die ich mit Vergnügen denke; der eine der beiden Gelehrten stammte aus Bayrisch-Zell, der andere, wie sich erraten läßt, aus Kaltenberg in Tirol. „Ha, gel dös sehest mir auch nit an," sprach derselbe lachend, „daß i amal auf und auf der erst g'wen bin in meiner Schul, aber mein Gott, was is dös für a Schulzeit g'wen! In der Fruh is der Pfarrer komma und in Nachmittag is er komma, wir hab'n ihn all' recht gern g'habt, aber schaugt's, vom Katekismus allein kann man heutzutag nit leben."

Offenbar ist die Wißbegier, der Trieb zu lernen, oder wie man es nun nennen mag, auch in den untersten Schichten des oberbayrischen Volkes stark gewachsen, seit die Zeit einen rascheren Pulsschlag gewann, seit unsere Geschichte so tatenreich und die Reibung der Gegensätze so brennend ward. Die Fühlung mit diesen ist überhaupt unendlich lebhafter, als man sich in der Regel denkt; wer möchte es glauben, daß in Tegernsee ein Eingeborener sich damit beschäftigt hat, Liebigs Porträt in Holz zu schnitzeln, daß ein Bauer von Gmund, der als Zitherspieler bekannt ist, einen von ihm erdachten Marsch nach Versailles an Moltke[1] schickt, daß der Bürgermeister von Wiessee eine Stunde lang hinter dem Kirschbaum steht, um auf Döllinger zu warten, der aus dem Nachbarhause hervorkommen muß! Auch das sind Zeichen der Zeit, die deutlicher sprechen, als lange Sätze.

---

[1] Vgl. den Aufsatz in diesem Buche „Moltke und der oberbayrische Zitherspieler", S. 206.

Ein zweites Moment, das auf die Umgestaltung der Verhältnisse im bayrischen Hochlande tiefen Einfluß übt, wenn auch oft in recht zweischneidigem Sinne, ist der wachsende Handel und Verkehr. Die Energie, womit sich dieser verbreitet, ist kaum zu beschreiben; wenn früher der Bauer zu Markte zog und seine Erzeugnisse feil hielt, so kommen jetzt die Händler zu ihm ins Haus und kaufen auf Stunden weit alle Vorräte auf. Das wäre ja an sich nicht so schlimm, aber schlimmer ist es, daß die Tendenz immer sichtbarer wird, auch den ganzen Grundbesitz in den Bereich der Spekulation hineinzuziehen und zu mobilisieren. Leider kommt dieser Rührigkeit der Gutszertrümmerer auch ein gewisser, geschäftiger Sinn des Bauern entgegen; er, der jahrhundertelang von allen übrigen Ständen ausgebeutet und übervorteilt ward, hat nun seine doppelte Freude daran, wenn er mitunter hoch im Preise steht, daß nun auch an ihn die Reihe kommt, gelegentlich Gewinn zu machen. Wär' der Gewinn nur nicht so häufig Schein!

Die dritte große Macht der Zeit, die ähnlich wie das Lernen und das Gewinnen in die ruhige Stabilität des bäuerlichen Lebens eingreift und umgestaltend auf dasselbe wirkt, ist die politische Bewegung unserer Tage. Welche Fülle von Ideen, von Rechten und Pflichten drängt sich da in den stillen Gang ländlicher Arbeit ein, mit denen der Bauer sich nun auf einmal abfinden soll; hier wird es ihm offenbar am schwersten, sich in die Neuzeit einzuleben.

Es ist dies auch ganz natürlich, denn in keiner andern Beziehung war die Entwicklung der Zeit so rasch, kein anderes Gebiet steht begrifflich so hoch wie dieses, wo es sich nur um große, gemeinsame Fragen statt um individuelle Bedürfnisse handelt, in keinem andern fehlt es dem Volke so sehr an richtiger Belehrung. Wie es hier mit der Klarheit und dem Verständnis beschaffen ist, das zeigt sich an hundert Vorkommnissen, die wir während der bayrischen Wahltage erleben. Vielleicht mag Ihnen auch hier das eine oder andere Beispiel aus dem täglichen Leben gefallen, gestatten Sie mir, daß ich es in den mildernden Humor der Reime kleide.

Bei uns da wählen s' auf der Post,
Wie's gar[1] war, hamma 's Bier verkost,
Denn dort is guat, koa so a G'schmier,
Da haben s' a Tegernseer Bier.
No ja, und wie's beim Bier halt geht,
Jetzt wird halt von der Wahlsach g'redt.

Mei Nachbar schaugt ganz damisch drein:
„Oho!" sag' i, schlaf nur nit ein,
Sonst geh' i glei und hol dei Geld,
Jetzt sag's, was hast na für oan g'wählt?"
„„Ja was für oan, dös woaß i net,
Den sell'n[2] halt, der am Zettel steht.""

„Du Lapp, dös hab'n mir[3] aa scho' tan,
Nur eh ma 'n hergibt, schaugt ma 'n an."
„„Na,"" sagt er, „„ang'schaugt hab i 'n net,
Mir hab'n sie's ganz g'nau g'sagt, wie's geht.

Zu mir is der Herr Pfarrer kemma
Und sagt, i soll den Zettel nehma
Und sagt zu mir (und dem daneben):
Ist un—er—öffnet ab—zu—geben!
Denn so steht's drin im G'setz amal,
Und drum ist dös a g'heime Wahl.

I hätt' scho' so gern einig'schaugt,
Aber jetzt hab' i mi' nit traut,
Wer drob'n steht — i woaß's nit. No mein,
I denk' — es wird scho' oaner sein.""[4]

Allein soviel auch dem Bauern noch fehlt zum Verständnis innerer Fragen, so verworren sonst seine politischen Begriffe sind, in einem Punkte ist doch schon heute ein unermeßlicher

[1] Zu Ende. [2] Denselben, denjenigen. [3] Wir.
[4] Aus „Weil's mi' freut" („Die g'heime Wahl"). „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart", S. 171.

Umschwung zur Tat geworden. Und das ist das nationale Bewußtsein. Hier handelt es sich eben nicht um Begriffe, sondern um ein Gefühl, und dieses Gefühl sagt ihm mit instinktiver Entschiedenheit, was die Einheit eines Volkes wert sei.

Wer auch nur eines jener Kriegerfeste sah, wie sie alljährlich im bayrischen Gebirge gehalten werden, wer es sieht, wie stolz am Sonntag auf der grauen Joppe das Denkzeichen prangt, wer die Soldaten hat reden hören, die nun in ihren häuslichen Kreis zurückgekehrt sind, der ist in dieser Beziehung aller Sorge ledig.

Eine der schönsten Szenen, die ich vielleicht je im bayrischen Hochland erlebt, war von diesem Geiste getragen. Es war im Jahre 1873 am sogenannten „Dintzeltag"[1] bei einem Feste, das die Holzknechte alljährlich im Dorfe Kreuth meist in der Winterzeit begehen. Da erhob sich plötzlich, nachdem man dem Forstpersonal die offiziellen Ehren erwiesen hatte, ein Bauer aus ihrer Mitte und erklärte mit lauter, fast erregter Stimme, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, und begann zu sprechen von dem großen, geeinigten Vaterland, dessen man auch im letzten Winkel der Berge gedenken, dem auch der letzte Mann dahier mit vollem Herzen gehören solle. Und dann erhob er den schweren, steinernen Krug und brachte ein Hoch aus auf das deutsche Vaterland! Mitten in dieser Wildnis, in diesem meilenweiten Grab von Schnee, unter diesen rauhen, riesigen Gestalten taucht so derselbe eine große Gedanke empor, der aus den Wogen der Nordsee rauscht, in dem sich einstmals in der Stunde der Gefahr die vierzig Millionen zusammenfanden.

Die Musik begann zu spielen; aber kein Jodler war es diesmal, es war „die Wacht am Rhein", und die wilden Burschen von Kreuth im grünen Hut und in den groben Nagelschuhen, die damals über den Rhein gezogen, sangen mit, daß die Fenster bebten. Draußen über dem Schnee glitzern die Sterne, silbern glimmt der Mond über den Bergen; „Hoch, hoch! und wieder hoch!" klang es hinaus in die Winternacht.

Und nun noch ein anderes Bild, das mehr den heiteren

[1] Tag der jährlichen Versammlung einer Zunftgenossenschaft. Vgl. Schmeller I, Sp. 527.

Zug an sich trägt. Es war in der schwarzen Tenne[1], wo ich vor acht Jahren einen alten Köhler traf, tief in den Siebzigern stehend und herkulisch gebaut, wie eine knorrige Tanne. Der sprach, indes er seinen Meiler schürte: „Herrgott, dös is halt doch a Freud, daß jetzt dös Deutschland auch zu Bayern g'hört", und als ich ihn lachend berichtigte, daß es wohl umgekehrt richtiger sei, da fuhr er mir ungeduldig dazwischen: „Ach mei', dös bleibt sich allweil gleich und dös verschlagt net viel, d' Hauptsach is doch, daß wir beieinander sind."

Ja, in der Tat, es ist ein hohes Gefühl für alle, die der Seele des Volkes nachgehen, zu wissen, daß hinter jeder originellen Einzelheit, die wir betrachten, der große, mächtige Hintergrund eines einigen Volkes steht. Kein anderes Reich der Welt ist ja so mannigfaltig an kulturgeschichtlichen Gegensätzen, kein anderes bedarf es so sehr, daß die einzelnen Stämme sich nahe kommen und kennen lernen, dann werden die Gegensätze ihre fesselnde, nicht ihre trennende Kraft erweisen.

Wir Bayern aber, glaub' ich, dürfen mit Stolz darauf blicken, welch gesundes Element, welche Fülle originaler Kraft wir dem geeinigten, dem deutschen Vaterlande zur Mitgift brachten in dem Kernvolk unserer Berge. — Die Schatten, die ja nirgends fehlen, wo die Sonne scheint, habe ich Ihnen nicht verschwiegen; noch mancher Irrtum hält sich hartnäckig fest, noch manche schöne Kraft versagt dem Wohl des Ganzen ihren Dienst; aber diesmal will ich gern dem Köhlerglauben folgen: „Mei', dös verschlagt net viel, d' Hauptsach is doch, daß ma beinander san."

---

[1] Alpe und Sägemühle bei Bad Kreuth.

II.

Die oberbayrische Mundart.

Ich weiß, daß es ein engbegrenzter Stoff ist, den ich Ihnen heute entgegenbringe, aber seine Grenzen sind blaue Berge und hochgewachsener Tannenwald, sein Widerhall klingt von trotziger Felsenwand, und das Leben, das er in sich trägt, das zieht dahin, wie unsere Alpenströme, wie der rauschende Inn und die lichtgrünen Wogen der Isar. Und daneben hat er einen Zauber, der mir höher steht als jeder andere, — den Zauber der Heimat.

In diesem Sinne möchte ich denn auch den Gegenstand vor Ihnen behandeln. Nicht aus dem Winkel der Gelehrtenstube, nicht über ausgebreitete Bücher hinweg, will ich zu Ihnen sprechen; fürchten Sie nicht, daß ich Sie durch das Wurzelwerk etymologischer Forschung führe. Auch diese Arbeit muß ja getan werden, und es wäre töricht, sie zu unterschätzen, (denn auf keinem Gebiete führt bloße Lebenserfahrung zum Ziel, ohne strenge, systematische Arbeit) aber diese Arbeit liegt hinter der Oeffentlichkeit, wenn ich so sagen darf; sie ist eine interne Angelegenheit des Forschers, und nach außen soll davon nichts anderes dringen als das Ergebnis.

Dies Ergebnis nun möchte ich Ihnen bieten aus dem, was sich denken, sagen und streiten läßt über mundartliches Wesen, aber ich möchte es bieten im vollen, warmen Zusammenhange mit dem Wesen des Volksstamms; mit der organischen Einfügung ins wirkliche Leben.

Denn für jeden, der tiefer blickt, liegt ja die Macht und Bedeutung einer Sprache nicht in den philologischen Formen, die sie geschaffen, sondern in dem G e i st e, der diese Formen sich zum Ausdruck wählte, in der Denkweise, die dadurch veranschaulicht wird, in dem kulturgeschichtlichen Untergrunde, von dem die Sprache getragen wird. Jedes Wort ist gesättigt mit

Leben; wie scharf zeigt uns jeder einzelne Ausdruck die Grenze der Fassungskraft, ja, selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht! Denn der Dialekt ist ehrlich und enthüllt die Gedanken; nur die Sprache der Gebildeten ist geschaffen, um die Gedanken zu verbergen.

Tief unter der Gestaltung der Sprache ruht demnach die Gestaltung unseres eigensten Volkstums und hinter dem Geheimnis des Wortes liegt das Geheimnis der Seele, die dies Volkstum beherrscht. Dieser Seele möcht' ich auch diesmal Ausdruck leihen; Sie sollen nicht nur die Sprache hören, sondern die Menschen, die sie sprechen; Sie sollen im Wort die Wirklichkeit erfassen!

Es ist im Lauf der letzten Jahrzehnte so manches über unsere bayrische Mundart geschrieben worden, aber vollendeter hat jene große, kulturgeschichtliche Mission der Sprachforschung, wie ich sie hier zu charakterisieren versuchte, wohl niemand betätigt, als jener gewaltige und doch so stille, fast scheue Mann, den Deutschland mit Stolz den Seinen nennen darf — Andreas Schmeller. Wer könnte von bayrischer Mundart sprechen, ohne seinen Manen eine Huldigung zu bringen? Kein anderer Sprachzweig der zivilisierten Welt hat eine so systematische, so mustergültige, so erschöpfende Darstellung in grammatischer und lexikalischer Beziehung gefunden, wie sie die bayrische Mundart durch ihn gewann!

Und wer war der mächtige Mann, dessen Namen selbst im eigenen Land noch Tausende nicht kennen? Ein armer Korbmacherssohn aus der Oberpfalz, der mit acht Jahren den Bauernkindern Schule hielt, der mit Hunger und Not sich durch die Studentenjahre schlug und der zuletzt, als er mit allem Studieren fertig war, wieder Bauer werden wollte. Als Wanderbursch mit zwölf Gulden in der Tasche und mit einem Manuskript, das keinen Verleger fand, zog er aus München in die weite Welt; als gemeiner Soldat in spanischen Diensten machte er die Napoleonischen Kriege mit. Dann war er Lehrer in Madrid, Jägeroffizier in Bayern, Universitätsprofessor und zuletzt ein stiller Beamter in den goldenen Bücherschätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Am

27. Juli 1852 schloß er die Augen; aber als Jakob Grimm bei Gründung der „Historischen Kommission" nach München kam, da wunderte er sich, daß er durch diese Stadt gehen müsse, ohne ein Denkmal Schmellers zu finden — so dachte der Heros deutscher Sprachforschung über unseren bescheidenen Landsmann. Wir aber meinen: das edelste Denkmal hat er sich selbst gesetzt in seinen unvergänglichen Werken; die grammatische Darstellung der Mundarten Bayerns, die 1821 erschien, und das „Bayrische Wörterbuch", das vor kurzem von Frommann in zweiter Auflage ediert ward [1], das sind Bücher von einer wahrhaft unerschöpflichen Tiefe. Vor allem das letztere. Jedes Blatt, das man berührt, jede Seite, die man aufschlägt, strotzt von Wissen und Leben, von einem Reichtum der Anschauung und Empfindung, von einer Feinfühligkeit für das Volksleben, wie sie mit dieser strengen wissenschaftlichen Methode wohl noch keiner verbunden hat! Es ist ein seltsames Geschick um die Größe eines Mannes —: so mancher tritt von Anfang an mit gewaltigen Proportionen ins öffentliche Dasein; aber mehr und mehr bröckeln die Jahrzehnte von ihm ab, bis nichts mehr übrig bleibt, als ein Schatten und die Vergessenheit. Bei anderen aber wächst die geistige Persönlichkeit empor wie ein Baum; es ist im Anfang nur ein schwaches Reis, doch eine schaffende Triebkraft liegt darinnen, langsam und unwiderstehlich dringen sie höher und weiter. Sie erleben sich selber nicht, erst die Nachwelt der Jahrhunderte erlebt ihre volle Bedeutung! Und so ist es mit Schmeller; in hundert Jahren wird vielleicht jedermann bei uns seinen Namen kennen — heute aber gestatten Sie mir, daß ich diesem Namen in unserem engeren Kreise den Zoll der tiefsten Ehrfurcht spende.

Wenn wir nun zum positiven Inhalt unseres Gegenstandes zurückkehren, so muß es vor allem unsere Aufgabe sein, das Verhältnis der Mundart überhaupt zur Schriftsprache festzustellen. Man kann wohl sagen: bis zur Reformation gab es in unserem heutigen Sinn keine Schriftsprache, sondern jeder der

[1] 1872—77, 2 Bände. Eine auf Schmeller fußende, gute Grammatik der altbayrischen Mundart gab Joh. Nep. Schwäbl 1903 heraus; schade, daß sie von einer wenig bekannten Variante dieses Dialekts, nämlich von der Sprache des niederbayrischen Rottals, ausgeht!

großen deutschen Stämme sprach und schrieb seine Mundart; durch die bedeutendsten Denkmale der Literatur, der Geschichtsschreibung unseres Rechtslebens klingen Dialekte. Aber keinem dieser Dialekte gelang es, die Oberhand über die anderen in der Weise zu gewinnen, daß er zum allgemein herrschenden geworden wäre, (es war im sprachlichen Leben ein analoger Prozeß, wie er im politischen Leben der deutschen Volksstämme sich vollzog) und so erhob sich endlich aus der Vielheit des wirklich Geltenden der Versuch einer gleichsam idealen Einheit, einer Sprache, die anfangs nirgends gesprochen, aber schließlich überall geschrieben ward, die kein Stamm von Anfang sein eigen nannte, und die zuletzt doch allen Stämmen zu eigen ward. Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichen jene ersten Versuche zurück; der Amtsstil der kaiserlichen Kanzlei begünstigte die Entwicklung, aber durchgreifend wirkte auch hier erst jene gewaltige Hand, die einst an die Kirchentür zu Wittenberg schlug und damit eine Neugestaltung aller deutschen Verhältnisse wachrief! Erst durch Luther ward der Dialekt aus der Literatur und aus dem Leben der geistigen, höher gebildeten Kreise endgültig ausgeschlossen, die Sphäre aber, aus welcher Luther die Elemente seiner neugestaltenden Sprachbildung nahm, lag überwiegend im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet. Dem Dialekte aber war damit von selbst seine Rückzugslinie angewiesen, er hält sich noch eine Weile im städtischen, bürgerlichen Leben, aber dann wird er mehr und mehr hinausgedrängt aufs Land; er waltet noch eine Zeitlang im Schriftwesen weiter, aber auch von hier wird er mehr und mehr eliminiert auf das Gebiet des mündlichen Verkehrs, und heutzutage gilt er fast nur mehr im Bereiche des abgeschlossensten Volkstums, des Bauernstandes. Dort blieb er stehen und blüht noch heute mit unverwüstlichem Leben.

Sie werden von mir nicht glauben, daß ich mit dieser Darstellung, womit ich lediglich den Verlauf der Tatsachen kennzeichne, etwa den Wert der Dialekte herabsetzen wollte. Im Gegenteil — je mehr sich in den Dialekt der volle und vollendete Ausdruck unseres Volkslebens zurückzog, desto wichtiger wird derselbe für die kulturgeschichtliche Forschung; je

weiter unsere Bildung vorschreitet, desto reizvoller erscheint uns dieser Quell der Ursprünglichkeit. So steht die Mundart denn (um Schmellers Bild zu gebrauchen) wie ein reicher Erzschacht neben dem künstlich gewonnenen Metall, oder „wie der ungelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes" neben dem Nutzholz, das daraus gewonnen ward. Und darum soll man nicht die Dialekte, die neunzehn Teile unseres Volkes sprechen, als ein gleichgültiges Nichts betrachten, denn sie sind jene Tatsache, in der sich „das geistige und körperliche Sein und Tun" jenes Volkes am vollendetsten darstellt.

So urteilt Schmeller in seinem Vorwort zu den „Mundarten Bayerns", und in verwandtem Sinne hat sich auch der größte der deutschen Dichter geäußert; es ist bekannt, wie Goethe über den Nürnberger Dichter Grübel und über Hebels alemannische Gedichte dachte — Goethe, der bei aller scheinbaren Vornehmheit doch unter allen Großen unserem Volkstum stets am nächsten stand, der gleichsam unwandelbar die Hand am Pulse dieses Volkslebens hielt.

Wir haben bisher den historischen Entwicklungs- und Scheidungsprozeß der Schriftsprache und der Mundarten in Kürze betrachtet, und es obliegt uns nun noch, die geographische Begrenzung der letzteren festzustellen. Ich darf mich wohl auch hier ziemlich kurz fassen, denn Ihnen allen ist wohl diese Gliederung im *wesentlichen* bekannt. Die beiden großen Hauptäste am Stamm der deutschen Sprache sind die niederdeutsche und die oberdeutsche Mundart, zwischen welche sich die mitteldeutschen Dialekte an der Mainlinie einschieben. Unter den oberdeutschen Dialekten aber, die für uns natürlich zunächst in Betracht kommen, zeigen sich drei große Hauptgruppen: der oberrheinische oder alemannische, den wir in der Schweiz, im Elsaß und zum Teil noch im südwestlichsten Winkel von Bayern finden; der westlechische oder schwäbische, der an der Donau oberhalb des Lechs, sowie im größten Teile des Neckargebietes daheim ist, und endlich der ostlechische oder bayrische, der das übrige Gebiet der Donau und ihrer Seitengewässer umfaßt, soweit überhaupt noch deutsch gesprochen wird, also zumeist Altbayern und die deutsch-österreichischen Länder.

So gliedert Schmeller das oberdeutsche Sprachgebiet; wir aber können selbstverständlich weder die genaueren Grenzen, noch die charakteristischen Merkmale aller hierher gehörigen Dialekte ins Auge fassen, sondern müssen uns auf unser engeres Thema, auf die bayrische Mundart, beschränken. Allein selbst hier hat noch die Grenzberichtigung ihre Schwierigkeiten. Wir haben vorher betont, wie eng das Gebiet unseres Stoffes gemessen sei; doch das gilt eben nur von dem, was man in der heutigen politischen Begrenzung die „oberbayrische Mundart" nennt, aber keineswegs von der großen historischen Entwicklung des bayrischen Stammes und bayrischer Sprache. In diesem letzteren Sinne gefaßt, erweitern sich die Linien unseres Bildes gewaltig; bedenken Sie nur, daß es neun bis zehn Millionen Bajuwaren gibt, wovon nur etwa $2^1/_2$ im heutigen Königreiche Bayern leben, daß es unser Sprachzweig ist, der die ungarischen und italienischen Grenzen umrankt.

Die mannigfaltige Gestaltung, die dieser Sprachzweig selbst wieder erfuhr, brauche ich kaum zu betonen; er trägt andere Blüten in Tirol und im Salzburgerland, in Niederösterreich und in Niederbayern und zuletzt in den Felsen unseres eigenen schönen Hochlands. Auf dieses letztere Gebiet wollen wir uns hier beschränken, auf jenen Sprachkreis, den man heutzutage *κατ' ἐξοχήν* die „oberbayrische Mundart" nennt.

So haben wir denn unser Thema auf seine engeren festgeschlossenen Grenzen zurückgeführt, und in diesen Grenzen stellen wir uns nun die Frage: Was ist das Wesen, welches sind die charakteristischen, sprachlichen Merkmale der oberbayrischen Mundart?

Die Eigenart derselben läßt sich nach dem Urteil eines berufenen Kenners in drei Momente zusammenfassen: in das nachlässige Aussprechen der Vokale, in das gedämpfte Aussprechen der Halbvokale oder Liquida l, n, r und in das Verschlingen der Endsilben.

Sie werden aus dem Gesagten schwerlich ein Bild gewinnen, aber ein Beispiel aus dem Leben wird dies Bild um so lebendiger gestalten. Der Grundlaut aller Vokale, der Kinderlaut der Menschheit ist das a; o und u sind seine Tiefen, e und i seine Höhen. Und wer die Vokale nachlässig spricht, wie der

oberbayrische Dialekt dies tut, der spricht weder die Höhe noch die Tiefe rein, sondern läßt überall das a, den Grundlaut, hineinklingen. Das „lernen" wird zum „learna", das „biegen" zum „biag'n", das „Wort" zum „Woart", das „zu" zum „zua". So hört man allenthalben, auch bei den sämtlichen übrigen Vokalen, das a mit.

Nicht minder geläufig wird Ihnen allen, sobald Sie es am Beispiel hören, das zweite charakteristische Merkmal des oberbayrischen Dialekts werden; man sagt statt Kapelle „Kappein", statt stehen „steahn", statt Herren „Hearn".

Und ebenso bekannt ist Ihnen die Verkürzung oder völlige Abstoßung der Endsilben, das Wort „schon" klingt „scho'", man sagt „freili'" und „lusti'". Die Verkürzung aber hören Sie in allen Verbis: sag'n, geb'n, flieg'n usw., wenn statt Büchel „Büchl" gesprochen wird oder vollends „Büchei". So drängt sich durch die ganze oberbayrische Mundart das Streben nach klangvoller Vokalisierung, die der Mundart erst jenen volltönigen Brustton gibt, den wir jetzt an ihr bewundern.

Aus dieser Tonfülle heben sich dann jene Konsonanten um so schneidiger ab, die mit verdoppelter Wucht gesprochen werden, wie z. B. schaffen, raffen, du Lapp, du Drack, geh wecka usw.

Daß der Dialekt ganz besonders eigenmächtig mit den Fürwörtern verfährt, ist Ihnen bekannt; man sagt: „sie regnet, sie wird schön Wetter"[1], und ebenso ist das „Ees" und „Enk"[2] statt Ihr und Euch im Brauche. Auch sagt man ausschließlich „mir" statt wir, z. B. „Bals Ees Enk trauts, mir traun uns scho'".

Es ist hier selbstverständlich unmöglich, in erschöpfender Weise die ganze Grammatik des oberbayrischen Dialektes vorzutragen, ich muß mich auf diese fragmentarischen Andeutungen beschränken und kann auch auf den eigentlichen Wortschatz, der neben der Lautgestaltung ja das charakteristische Merkmal jeder Mundart bildet, erst später eingehen.

Wir haben vordem die Behauptung aufgestellt, daß, ehe sich die Schriftsprache aus der Vielheit der Mundarten herr-

[1] Nach Schmeller J. A., „Die Mundarten Bayerns", 1821, S. 192 durch Verkürzung des „es" in „'s", und durch fehlerhafte Wiederergänzung entstanden. Aehnlich verhält es sich mit „is" = sie.

[2] Aus den Althochdeutschen erhaltene Dualformen.

schend heraushob, auch der gesamte höhere geistige Verkehr und Ausdruck eines Volksstammes stattfand, daß sich erst dann diese Mundart mehr und mehr in die tieferen Volksschichten zurückzog, und daß demnach die Sprache, die jetzt dort gilt, nur als der Niederschlag, als das residuum der früher allgemein gültigen Sprache erscheint.

Für diese Behauptung habe ich gewissermaßen den quellenmäßigen Beweis gesucht und habe in Tausenden von bayrischen Urkunden vom 13. bis ins 16., ja, selbst bis ins 18. Jahrhundert, die mir durch die Hände gingen, die sprachlichen Formen genauer beobachtet. Es waren dies nicht Urkunden aus dem alltäglichen Geschäftsverkehr, sondern lauter feierliche Dokumente: landesherrliche Verordnungen, Belehnungen, Verträge, Testamente, gerichtliche Urteile, welche wichtige Verhältnisse in getragener Sprache darstellen, und dennoch fand ich in diesen Urkunden fast das ganze lebensvolle Bild unserer heutigen Mundart wieder: die ganze Grammatik und den ganzen Wortschatz.

Zahllose Umlaute von Vokalen und Konsonanten treten uns hier entgegen, man schrieb „zuerueffen" für zurufen, „Lechen" statt Lehen, „hültzen" statt hölzern, die Miesbacher Bauern werden als „Miesbecker" aufgeführt, wie sie sich heute noch selber nennen. Fast alle Ortsnamen und viele Personennamen kommen in der Aussprache vor, die sie heute noch im Volksmunde haben. Von einer Abgabe an den Gerichtsherrn heißt es nicht die Taxe, sondern „der Tax", wie es noch heute der Bauer sagt[1], und in einem Gerichtsprotokoll aus Salzburg heißt es: „man fand ihn toter (tot) am Wege liegen." Selbst die doppelte Verneinung kehrt wieder, daß einer „nie nichts gesehen", und das irreguläre Fürwort, daß er „ihm nichts einbilden könne", statt daß er sich nichts vorstellen kann. Das sechzigste Jahr wird nur als das „sechzigiste" (sechzigischt) aufgeführt. Und nun vollends der ganze Wortschatz, der nur dem Dialekte eigen ist, auch er findet voll sich wieder; das wollene Hemd, das der Gutsherr seinem Knechte zu Ostern gibt, es ist genannt „ain rupfen Pfaid" (a rupfes Pfoad), die alten Bauernhäuser werden

[1] In mehreren ursprünglichen Maskulinen, die in der Schriftsprache zu Femininen geworden sind, hat der bayr. Dialekt das ursprüngliche Geschlecht bewahrt, z. B. der Butter, der Schneck usw.

„Haimeter" genannt, wie heute noch die „Hoameter", schon damals heißt es ins „Holz" gehen, statt in den Wald, die Tannen werden „Daxen" genannt, der Flachs heißt „Haar", die Bienen „Impen", und das, was schlecht ist, nennt man „schiech"[1]. Und wenn ich hie und da ein Wort in Urkunden des 14. Jahrhunderts nicht verstand, so habe ich den Versuch gemacht und fragte, anstatt das Wörterbuch von Schmeller oder Lexer[2] zu beraten, einen alten Bauern unserer Berge, und der alte Bauer kannte und besaß das Wort.

Soviel über die rein sprachliche, linguistische Seite, aber nicht auf sie möchte ich, wie gesagt, den Schwerpunkt dieser Darstellung legen. Denn in der Sprache lebt ja am klarsten das innere Leben eines Volkes, und in der Mundart vor allem kommt die ganze Charakteristik des einzelnen Volksstammes zum schlagendsten Ausdruck. In diesem Sinne, als den Spiegel des Lebens, möchte ich von nun ab die bayrische Mundart betrachten, wie sie uns gleichsam die Summe des geistigen Lebens und des seelischen Besitzes darstellt, der in unserem oberbayrischen Volke waltet.

Die Grenzen des Denkvermögens und die Tiefen volkstümlicher Empfindung liegen meßbar vor uns in den scharfgezogenen Linien des Sprachgebiets; in den feinen Nuancen der Begriffe können wir gleichsam die feinen Besonderheiten des Charakters verfolgen, in der Plastik des Wortes liegt die Anschauungskraft, die Energie verkörpert, die diesen Volksstamm so fesselnd macht. Schon in der Klangform der Sprache und in ihrer ganzen Struktur liegt jener Grundton selbstbewußter, wehrhafter Kraft, der dort auch den Grundton des Charakters bildet; diese Sprache ist gebaut, wie die Menschen, die sie sprechen, und ihr Rhythmus gleicht dem Schritt, der über den Felsgrat der Berge schreitet. Sie hat ein Kolorit — wie's nur die alten wetterbraunen Häuser haben, eine Farbe, die sich weder nachmachen noch malen läßt, sondern die nur langsam wird in hundert Jahren, im ewigen Erdulden von Sturm und Sonnenschein.

---

[1] Von scheuen. In der Bedeutung „häßlich, widrig" ist dieser Ausdruck mundartlich heute noch gang und gäbe.

[2] Lexer Matthias, „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch", Bd. 1—3. Leipzig, 1869—1878.

Und dennoch klingen durch diesen Grundton wetterfester Kraft die feinsten Herzenslaute, es ist diese Mundart einer Innigkeit und Zartheit fähig, daß man sich nur wundern muß, wie dieselbe Sprache so keck und so rührend, so kräftig und so weich erscheint. Auch in ihr kommt jene doppelte Begabung, jenes Gleichgewicht von Seele und Verstand zum Ausdruck, das den oberbayrischen Volksstamm auszeichnet und das, wie ich schon früher einmal hier bemerkte, vielleicht den letzten, unbewußten Grund bildet für die Popularität, die er genießt.

So möchte ich im allgemeinen die oberbayrische Mundart charakterisieren, gestatten Sie mir nun noch ein paar Blicke aufs einzelne. Niemand wird die reiche, geistige Begabung leugnen, die in ihr zum Ausdruck kommt, und dennoch kennt diese Sprache kaum das Wort „Geist“; der Bauer nützt seinen Geist, aber er redet nicht davon. Er ist ein Feind abstrakter übersinnlicher Begriffe, und diese fehlen denn auch fast vollständig im Dialekt, so sehr auch beides im Volksleben tätig wird. Kurzum, der Bauer objektiviert sein inneres Leben nicht; seine Denkart ist so naturgemäß mit ihm verwachsen, daß er sie nicht selbst wieder zum Gegenstand des Denkens macht, und darum gibt es für die Nuancen seines geistigen Lebens keinen nuancierten Ausdruck, er ist geistreich ohne Bewußtsein und deshalb ohne Wort dafür.

Ganz ähnlich geht es mit dem Herzensleben, mit allen Regungen des Gemütes. Auch sie führen ein Dasein ohne Worte. Der Ausdruck „Gefühl“ ist in der oberbayrischen Mundart fast nur im physischen Sinne bekannt; niemand wird leugnen, daß der Bursch, der seinen Nebenbuhler am Fenster trifft, daß der Jäger, der mit seinem Todfeind im Walde zusammenstößt, einen Sturm von Leidenschaft empfindet, aber Sie würden vergeblich den Ausdruck „Leidenschaft“ im Dialekte suchen. Mit elementarer Gewalt bricht das Gefühl der Liebe oft in diesen kräftigen Mädchennaturen durch, aber Sie hören niemals viel vom Glück oder Unglück der Herzen sprechen. Man kennt das Wort „Sehnsucht“ nicht, sondern sagt höchstens „Weillang oder Zeitlang“ haben; man ist sparsam mit Worten, wie „Seele“ oder „Gemüt“, der Ausdruck „zärtlich“ z. B. exi-

stiert überhaupt nur in seiner körperlichen Beziehung. Ich hörte manchen klagen über seine „zartlinga Füßl“[1], die es ihm verbieten, barfuß über spitze Steine zu steigen, aber niemals über die Hindernisse, die ein „zärtliches“ Herz zu übersteigen hat. Ja, es gibt selbst das Wort „Kuß“ im ehrerbietigen und wenn ich so sagen darf, im abgekühlten Sinne nicht; der Kuß der Liebenden heißt: „a Bussel“, der Kuß der Kinder heißt: „an Eiai“, und andere Leute küssen sich im Volke überhaupt nicht. So scheut sich das Seelenleben instinktiv vor jeder Form des Ausdrucks.

Wenn der Wildschütz droben auf felsigem Grate zieht, der kühn entschlossen jeden Gegner tötet, und der doch still den Hut vom Haupte nimmt, wenn er aus dem Dorf herauf das Zügenglöcklein für ein sterbendes Kind erschallen hört — ist dies nicht ein Feingefühl, ein Takt des Herzens, den wir vielleicht bei hochgebildeten Naturen vergeblich suchten? Und dennoch hat der Mann es nie gehört, was wir anderen unter Takt verstehen!

Glauben Sie wohl, daß der schweigsame Fischer nichts empfindet, der hinausfährt in die morgenklare Flut auf seinem uralten Einbaum, oder der Fuhrmann, der durch die mondbeglänzten, schlafenden Dörfer fährt? Es ist die vollendetste Einheit der Stimmung, aber für all' das hat der Dialekt kein Wort, der Bauer würde es nie verstehen, was die „Stimmung“ bedeutet, in deren ganzer Fülle er lebt!

Das ist eben die Kindernatur des Volkes, welche die Dinge innerlich erlebt, ohne sich äußerlich davon Rechenschaft zu geben, und darum fehlt ihr auch das äußernde Wort.

So haben sich mit innerer Notwendigkeit in dem Dialekt all' jene abstrakten Begriffe verflüchtigt oder verfärbt, die unser Innenleben bezeichnen und in deren feiner Durchbildung unsere Schriftsprache jetzt so mächtig ist; ich habe die verschiedensten gegensätzlichsten Affekte (Liebe, Haß, Trunkenheit, Neid) schon mit dem gleichen farblosen Wort bezeichnen hören: „Ja mei', dös is halt a selle Sucht.“

Desto energischer und farbenreicher aber wirft sich die gestaltende Kraft des Dialektes auf das reale Leben: hier im Gebiete des Wirklichen, der sinnenfälligen Erscheinungswelt,

[1] Vgl. Stielers gleichnamiges Gedicht in „Ges. Geb. in oberbayr. Mundart“, 1907, S. 147.

zeigt sich der schöpferische Sprachgeist des Volksstamms am besten, hier scheint das Wort nicht mehr verblaßt, sondern plastisch, wir fühlen den Puls der Sprache und das Blut, das in den Pulsen pocht. Welche Fülle der Vergleiche und der Bilder bietet uns nun die Mundart dar in ihrem sprudelnden Uebermut, welch feine Beobachtung und Charakteristik liegt in diesen Adjektiven, welche Stammkraft in diesen Verbis, die der Dialekt sich gestaltet hat! Daneben erscheint uns die hochdeutsche Sprache gleichsam matt und farblos.

Man kann es im Hochdeutschen nicht mit einem Worte sagen, was z. B. das Wort „anz'widern" im Dialekte bedeutet, wenn man jemand fortwährend mit Gebärden, Blicken und Reden verdrießlich anläßt und immer das hervorkehrt, was dem andern zuwider ist; wir treffen solche Beiwörter „grantig, dalket, g'schnappet"; wie originell klingt es, wenn man von einem, der schlaftrunken am Tische sitzt und für das Gespräch kaum mehr in Betracht kommt, sagt: „Oh mein, der hat schon lang verkauft, der hat scho' übergeb'n." Ein blauer, wolkenloser Tag wird „glockenhell" genannt. Es ist ja eigentlich unlogisch, den Klang und die Farbe zu vergleichen, aber wie leuchtend und durchdringend wirkt trotzdem das Bild! Und nun erst der ganze unermeßliche Sprichwörterschatz des oberbayrischen Volkes — welche Frische, welche Kühnheit und Phantasie waltet hier, wenn es heißt: „A Feuerl is aar a Haingart"[1], oder von einem schönen, aber kalten Mädchen: „Es is a Bild ohne Gnad", oder von einem kecken Burschen: „Er fangt an Teufel auf der freien Woad."

Das kühne, treffende Element, das eine wundersame Mitte hält zwischen Frohmut und Beschaulichkeit, kommt wohl am prägnantesten in jenen Schnaderhüpfeln zum Ausdruck, die man entschieden als ein Monopol unserer bayrischen Mundart bezeichnen kann.

„Und i woaß nit woher,
Und i woaß nit wohin,
Und mi' wundert's nur,
Daß i so lusti bin!

[1] Vgl. Stielers „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", 1907, S. 97.

Und wie werd's wohl mal gehn —
Und da denk' i oft dran —
Bal i amal halt koa Geld
Und koa Schneid nimmer han?"

Aber auch hier überwiegt der helle, muntere Ton kräftiger Zuversicht; jauchzend klingt es über den Tanzboden hin:

„So frisch wie ma heunt san,
Dös hat gar koan Nam,
Und so halts mi' nur grad,
Denn sonst reiß i all's z'samm.

I kann's nit dermacha,
I kann's nit verstehn,
Bald d' Musi so blast
Und san d' Dirndln so schön.

Schlag a Rad bis an d' Decken,
Spring' eini in d' Leut,
Es gibt ja nix Schöners
Im Leb'n, als wie d' Schneid.

Und wenn's mi' derreißet
Vom Kopf bis auf d' Knie,
Na san d' Scherb'n no' lebendi',
Dös sell sag' Enk i."

Nur im bayrischen Dialekt läßt sich dies sagen, es läßt sich in keine andere Sprache und vielleicht am wenigsten in die hochdeutsche transponieren. Und gleichwohl klingt noch durch denselben Dialekt zugleich das tiefste, uralte, heilige Leben unseres Volkes nach, selbst Wochentage haben noch heute die alten Heidennamen, man sagt z. B. „Irda" statt Dienstag, des heidnischen Erchtags. Und als Anno 1867 am westlichen Ufer des Tegernsees ein Haus vom Blitze verbrannt ward, da erzählte mir die achtzigjährige Bäuerin dies Ereignis mit den Worten: „Der Thor hat eing'schlagen". Thor, der alte Herrscher von Donner und Blitz, er lebt noch heute in der Sprache des Volkes an einem Orte, wo ein Jahrtausend lang eines der mächtigsten Klöster stand.

So bleibt uns schließlich noch die Frage übrig: Was bedeutet diese Mundart, die in dem großen Sprachgebiete unserer Nation so wichtig erscheint, daß man sie bereits als den schönsten aller deutschen Dialekte erklärt hat, für die Literatur? Mit anderen Worten, wie ist dieser Dialekt für das poetische Schaffen, für die Ausprägung typischer Gestalten verwendbar; welche Stoffe vermag er zu tragen, welches sind (in dichterischer Hinsicht) seine Ziele und seine Grenzen?

Ich möchte in dieser Beziehung vor allem auf den naheliegenden und gewaltigen Unterschied hinweisen, der zwischen plattdeutscher und oberdeutscher (speziell oberbayrischer) Mundart besteht und den ich in einer früheren Abhandlung eingehender zu charakterisieren versuchte.[1] Der plattdeutsche Dialekt umfaßt (in seinen verschiedenen Nuancen) Millionen Menschen statt Hunderttausende, vor allem aber ist das Gebiet der Lebensinteressen, der sozialen Gruppen, die er beherrscht, weit größer, als das Geltungsgebiet irgendeiner oberdeutschen Mundart. Dadurch sind von selber eine Menge von Gestalten, von Begriffen und Motiven in plattdeutscher Mundart möglich, die dem schwäbischen, dem pfälzischen, dem oberbayrischen Dialekte einfach fehlen. Die plattdeutsche Mundart reicht hinauf als populäre Redeweise bis in den Verkehr der höchsten Stände mit den niedersten, sie umfaßt den Gutsherrn, den Bürger, den Handwerksmann und, was das Entscheidende für den Umfang ihrer Begriffe ist, überhaupt den Städter. Die oberbayrische Mundart aber umfaßt beinahe nur den Bauern und das bäuerliche Leben, man trägt unwillkürlich Bedenken, sie dem Stadtbewohner, dem Gewerbsmann, dem Beamten in den Mund zu legen, weil man gleichsam fürchtet, aus dem Originellen ins Ordinäre zu verfallen. Das Plattdeutsch hat nur geographische Grenzen, in der oberbayrischen Mundart aber sind es überwiegend ständische Grenzen, welche die Geltung und das Stoffgebiet derselben beschränken.

Damit ist die Klippe und die innere Schwierigkeit von selber angedeutet, welche die bayrische Dialektdichtung gewärtigt,

[1] „Ueber Ziele und Grenzen der Dialektdichtung". Erschien zuerst als Vorwort seiner Sammlung „Weil's mi' freut!", 1876. Vgl. „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", 1907, S. XIII—XXIII.

sobald sie sich in den größeren literarischen Formen bewegen will: im breiteren Epos, im Drama, im Roman. Für den letzteren fehlt geradezu der Raum, dessen er zur Ausbreitung seiner Charaktere und seiner Handlung bedarf; es sind die Grenzen des oberbayrischen Volkstums noch so fest geschlossen und die Typen dieses Volkstums trotz aller individuellen Ausprägung im großen Ganzen doch so gleichartig, daß sie nicht ergiebig genug sind für die Erfordernisse, die wir heutzutage an diese Kunstgattung stellen. Jedes Hinausgehen über diese Grenzen aber, über das, was im Bereiche unserer Mundart geistig und kulturgeschichtlich möglich ist, würde den Stoff nur auf Kosten der Echtheit erweitern und damit das Wertvollste verlieren, um etwas minder Wertvolles zu gewinnen. So soll man denn fremde Figuren hereinnehmen, wird mancher sagen, um den Stoff zu erweitern, um künstlerische Gegensätze zu schaffen, aber auch hier stoßen wir auf ein inneres und sachliches Bedenken: Der bayrische Bauer teilt sein inneres Leben eben nicht mit Fremden und breitet es nicht vor ihnen oder unter ihnen aus, er ist absolut exklusiv, und auch der Dichter kann ihn nicht umgänglicher machen, als er wirklich ist. Solche fremde, ich möchte sagen zugereiste Figuren würden in der Dichtung ebensowenig Wurzel schlagen, wie sie jemals im Bauernleben wirklich einwurzeln; sie würden im Anfange als zufällig, bald aber als gesucht erscheinen, und zuletzt würde man das bestimmte Gefühl erhalten (wie wir's im Leben ja auch oft genug gehabt), es wäre am besten, sie gingen wieder fort. Kurzum, der Roman ist im bayrischen Dialekte nahezu unmöglich, das Aeußerste, was dieser Dialekt an künstlerischen Dimensionen zu tragen vermag, ist die Novelle [1], die dramatische Behandlung des bäuerlichen Charakters aber wird stets mit Schwierigkeit zu kämpfen haben, daß jene psychologische Entwicklung und jene feineren Konflikte, die wir nun einmal bei dieser Kunstform beanspruchen, sich nur schwer in der echten bäuerlichen Sphäre aufbringen lassen. Die Szenerie des Lebens, die den psychologischen Kern umgibt, wird leicht zu gleichförmig,

[1] Hier hat auch Kobell Beachtenswertes geleistet, namentlich in seiner ergreifenden Geschichte vom „Brandner Kaspar," 1871.

und was nicht in letzter Reihe in Betracht kommt — der bäuerliche Mensch erledigt seine Konflikte in Wirklichkeit nicht selten anders, als der dramatische Mensch es nach den Kunstgesetzen tun sollte. Entweder ist der wirkliche Bauer passiv, oder er handelt rasch und jäh, er verschiebt die Entscheidung nicht gern und trägt nur selten eine Krisis seines Lebens durch vier Akte hindurch. Der Bauer ist (so barock das klingen mag) von Natur aus der geborene — Einakter. Und so liegt denn die Klippe immer nah, daß die dramatische Behandlung eines bäuerlichen Stoffes sich mehr als eine Reihenfolge willkürlicher, genrebildlicher Szenen darstellt, statt als die organische Entwicklung eines Charakters oder einer Handlung, in deren geschlossenem Gang, in deren innerem Zusammenhang sich keine Szene verschieben läßt.

Ich kann im übrigen diese Bemerkungen nicht aussprechen, die ja nichts weiter als eine ästhetische Meinung sind, ohne der reichen Freude zu gedenken, die wir alle den trefflichen Werken und der vollendeten Darstellung verdanken, in welchen unsere Münchener Bühne dies Volkstum verkörpert und im Norden populär macht. Ich kann nur sagen, daß mir jedesmal das ganze Herz aufgeht vor diesem frischen Reiz!

Für die Einzelzüge des Charakters aber und für die Darstellung des täglichen Lebens, wie es uns in der bäuerlichen Welt entgegentritt, wird doch die Lyrik stets den einfachsten und adäquatesten Ausdruck bilden. Auch sie begegnet uns in der Tat schon ziemlich frühe; denn wir haben neben den volkstümlichen dramatischen Spielen aus älterer Zeit, um deren Erforschung sich August Hartmann hochverdient gemacht hat, und neben Anton Buchers klassisch derben Schilderungen in Prosa auch lyrische Gedichte, die im Dialekt gehalten sind[1], aus dem Beginne unseres Säkulums will ich nur an die massiven Strophen von Marzellin Sturm erinnern, an jenen Augustinerpater, in dessen Biographie es heißt, daß er aus „Mangel an Unterstützung" von seinem Dichtertalent Gebrauch machen mußte.[2] Der

[1] Anton von Buchers sämtliche Werke, herausgegeben von Joseph von Klessing, Bd. 1—6, München 1819—1822.

[2] „Lieder, zum Teil in bayr. Mundart" in Musik gesetzt von Joseph Giehrl, 1819.

Name Pangkofers [1] ist vielen von Ihnen ohnedem bekannt, aber wer heutzutage diese Gedichte liest, der wird nicht selten ein gewisses Schwanken zwischen der derbsten Ungeschlachtheit und dem Bildungsniveau des Autors finden. Der Autor spricht zuviel hinein in die Welt, die er schildert. Wir selber wollen hier kein Urteil fällen, aber ein Bauer würde sagen: „Das Rechte hat er noch nicht."

Ihre vollendete, mit einem Wort ihre künstlerische Erscheinung aber hat die oberbayrische Lyrik erst durch Kobell erlangt; er erst verband mit jenem feinen Naturgefühl, das stets den poetischen Kern der Dinge trifft, eine absolute Herrschaft über die Sprache; seine Natur ist unserem Volkstum so kongenial, daß sie gewissermaßen im Volksgeist denkt und schafft, und ist ihm doch zu gleicher Zeit so überlegen, daß sie mit klarer Sicherheit alles ausscheidet, was sich künstlerisch nicht ausprägen läßt. Diese Doppelnatur, die aber in dem Momente der Produktion als volle, einheitliche Kraft wirkt, ist die unerläßliche Bedingung für solche volkstümliche Dichtung.

Es hat a Diendl viel g'scherzt und g'lacht,
Ist g'west so lusti und froh,
Und auf amal, wie über Nacht,
Tuat s' nimmermehr a so.

„Ha, Diendl, ha sag', was waar denn dees,
Ha sag', was is dir g'schehg'n,
Is ebba dei schneeweiß's Katzl furt,
Dees d' gar so gern hast mög'n.

Hat ebba der Wind dein Nagerlstock
Von Fenster abi 'keit [2],
's san g'west gar schöne Bliemin dra',
I woaß's, die hab'n di' g'freut.

Hat ebber a böser Schauer [3] g'schlag'n,
Wie Kirter g'wes'n is,

[1] Der Name dieses nicht ganz unbegabten, aber höchst verschrobenen Zeitgenossen Kobells fiel nun der verdienten Vergessenheit anheim.

[2] Hinabgeschleudert. [3] Hagel.

Und hab'n d' Leut koa Musi g'habt,
Gel', dees verdrießt di' gewiß?"

„„Koa Katzl, na, koa Nagerlstock,
Koa Schauer ko' dafür,
Mei Bua, der is mer untreu wor'n,
Mei Bua, der laßt vo' mir.""

„Mei'! Diendl, was is's um an Buab'n,
Der dir sei Lieb' verkehrt,
Schau: oana, der koa' Treu nit hat,
Der is scho' z'erscht nix wert.

Um so an Buab'n is koa Schad',
Hat aa koan' Ehr' in Leib,
Und wann er di' lang g'heiret hätt',
's waar grad zum Zeitvertreib."

„„O mein Gott ja, Ees habts wohl recht
Und dengerscht, woaß nit wie,
So is ma', daß i sterb'n möcht',
Den Buab'n vergiß i nie.""

Da hat dees Diendl bitter g'woant,
Der ander aa is still —
Es geit halt Sach'n auf der Welt,
Da nutzt der Trost nit viel [1]. (Kobell.)

Man könnte nun wohl glauben nach dem, was ich vorher sagte, daß auch die Dichtung der oberbayrischen Mundart aller Leidenschaft, aller feineren Stimmung bar sei, weil diese Begriffe so ganz in deren Sprache fehlen, und daß nur der derbe Humor als eigentliches Gebiet derselben verblieben wäre. Aber diese Welt der mächtigen Empfindung ist da; sie wird nur nicht als solche genannt, der Dichter darf sie nicht von vornherein behaupten, sondern der Hörer muß sie mit erleben. Vielleicht wird das, was ich hier sage, am deutlichsten in einem kurzen Gedichte selbst. Der Stoff ist einfach — es sind zwei Holzknechte,

[1] Aus Kobells „Gedichten in oberbayrischer Mundart" („Koa' Trost"), S. 172.

die von der Arbeit nach Hause kehren, ehedem gute Freunde und nun verfeindet wegen des Mädchens, das sie beide lieben; sie gehen über den gefrornen See, der eine bricht durchs Eis, und der andere kämpft mit sich selber: soll ich ihn retten?

Es werd' scho' finster; über's Eis am See
Gengant[1] zwoa Holzknecht von der Arbeit hoam,
An Rucksack hint, mit ihre Schneereif[2] drin.
An Schlierser-Hans hoaßt man den oan, den schön',
Der ander is der Lenz von Sunnamoos;
Die zwoa san lang scho' auf den nämli'n Schlag;[3]
Es warn amal die besten Freund, die zwoa,
Aber dös Lenei — dös schö' Lenei halt! — —
Dem oan hat's g'hört, der ander hat's verdirbt,[4]
Und wie's na mit der Freundschaft geht, dös woaßt.

Jetzt schaugt der oa den andern nimmer an,
Und dengerscht können s' no' nit von einand,
Bis in dem Schlag die Arbeit ferti is,
A drei, vier Monat dauert's no' allweil.
So scheitern[5] s' neb'nanand den ganzen Tag
Und koaner sagt zum andern mehr koa Wort;
A jeder macht sei Feuer für ihm selm[6]
Und kocht alloa; und wenn ma' Samsta(g) läut,
Wenn's Feierabend is, packt jeder z'samm
Und geht alloa, der Hansei g'schwind voran,
Der Lenz an guat'n Büchsenschuß hintnach,
Und so, wie's allweil gengant, gengan s' heunt.

Da kracht's im Eis — kracht no'mal und bricht ein,
Es hat an Schub dort und viel Kelchbrünn' aa,[7]
An Hans, der vorn geht, den reißt's nein in See.
Bald kimmt der ander nach; an Augenblick

[1] Gehen. [2] Schneereife = tellerförmige Reife, die man bei hohem Schneefall in den Bergen an die Füße schnallt. [3] Holzschlag. [4] Verführt. [5] Scheiter machen. [6] Für sich selbst. [7] Schub = Sprung; Kelchbrunnen nennt man die offenen Stellen, wo unterseeische Quellen das Gefrieren hindern.

Bleibt er dort stehn; er hebt an Arm scho' auf,
Denn gar so bitte(n)d schaugt der Hansei her.
Er kann nit reden und nit schreien mehr,
Es hat ihm d' Sprach vor lauter Schreck verschlag'n;
Nur mit die Händ kreilt[1] er si' ein ins Eis.
Der ander steht und richt si' schon auf d' Hilf.
Da fallt ihm 's Lenei ein! — — Der hat's verdirbt!
Und gluti werd ihm 's G'sicht. „Na", hat er g'sagt,
„Wenn unser Herrgott ihm as Leben gunnt,
Werd er scho' wissen, wie er'n außi bringt;
I müaßt mi' schaama, wenn i d'Hand nur rühr."
Na' schaugt er weg, springt über'n Schub und geht[2].

So, glaube ich, pocht die Leidenschaft im Herzen des Volkes, sie nennt sich niemals als solche, sie handelt! Aber sie handelt stark und kurz. Und ebenso kurz und knapp ist dies Empfinden da, wo es sich nicht um den Ausbruch der Leidenschaft, sondern um stille Ergriffenheit handelt:

A Bauer hat drei Buab'n im Feld,
Sie lassen gar nix hör'n,
Jetzt is er halt nach München 'nein
Zum Fragen in d' Kasern.

„Wie geht's mei'm Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen,
Da schaugen s' nach und sagen's ihm:
„„Der is bei Wörth drinn g'fallen.""

„O mei' Gott, na! — und unser Hans?"
„„Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen"" — „Und der Sepp?"
„„Der liegt bei Orleans!""

---

[1] Kratzt.
[2] Aus „Um Sunnawend" („Am Hoamweg"). „Ges. Gedichte in oberbayrischer Mundart", S. 252.

Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Türg'schoß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni' rasten.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus
Da is er niederg'sessen,
Er halt sein Hut no' in der Hand,
Er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no' allweil dort
„Drei Buabn und — alle drei!"[1]

In der Regel wird sich auch im Liede, wie im Leben vor allem der helle, frohe Geist des Volkes spiegeln: seine Schlagfertigkeit, seine Originalität und das, was man im täglichen Verkehr mit dem leider abgegriffenen Worte des „Gemütlichen" bezeichnet. Daß bei diesen Stoffen die Komik den Löwenanteil gewinnt, ist naheliegend, sie beruht zum Teile schon in der epigrammatischen, witzigen Ausdrucksweise des Volkes, teils liegt sie in den Situationen selbst, aber auch ihre Wirkung wird um so intensiver sein, je unverkünstelter, je unmittelbarer man die Sache selber sprechen läßt. In ihr muß die vis comica liegen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen auch hierfür eine kleine Dialektprobe biete.

Der alte Wirt steht vor der Tür,
Aufs Glatteis tropft der Regen,
A Fremder der geht aa grad für[2],
Pumps — is er dorten g'legen.

Jetzt hat der Fremde aufbegehrt:
„Dös Glatteis ist so z'wider!"

---

[1] Aus „Um Sunnawend" („An Anfrag'"). „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart", S. 249.

[2] Vorbei.

„„Ja““ sagt der Wirt, „„hab' mir's schon denkt:
Sie schlagen dorten nieder.

Denn auf dem Fleck san heut schon g'fall'n
G'wiß zehne, darf i sagen,
I paß jetzt schon die ganze Zeit,
Ob Sie nit aa hinschlagen.““[1]

Was nun die äußere Behandlung, ich möchte sagen, die Technik des kleineren Dialektgedichtes betrifft, so könnte man wohl meinen, dieselbe müßte möglichst leger und sorglos behandelt werden, um den vollen Eindruck der Natürlichkeit zu machen, aber auch hier gilt der Erfahrungssatz, daß das, was am leichtesten erscheint, am schwersten ist.

Vor allem gilt das von jenen Stoffen, die nicht erfunden, sondern gefunden sind, wo es sich darum handelt, ein Erlebnis, das man selbst erfuhr, ein Diktum, das man selbst gehört hat, dichterisch auszuprägen.

Hier kommt alles darauf an, den Volksgedanken, der uns entgegenspringt, gleichsam à jour zu fassen, wie der Goldschmied den Edelstein, daß er möglichst frei und unversehrt sich darstellt, die ganze Aufgabe des Poeten beschränkt sich in solchen Fällen darauf, zur gegebenen Pointe die feine Situation zu finden, die künstlerisch abgerundete Einkleidung. Je weniger vom Wortlaut des Volkes dabei verloren geht, desto besser für die Sache.

Ich aber eile zum Schlusse. Ich weiß wohl, wie viel es hier noch zu sagen gäbe, wie verlockend es nun wäre, das Charakteristische der einzelnen Mundarten gegeneinander abzugleichen oder auf die Bedeutung näher einzugehen, welche diese Mundarten gerade jetzt in unserem neugeeinten Vaterlande haben, als die Träger der großen Stammesbesonderheiten, aber auch als die Vermittler der Verständigung. Und nicht minder lockend wäre wohl die Untersuchung, wie diese Mundart selbst sich jetzt allmählich umgestaltet unter dem Einflusse der neueren Zeit, im Drange allgemeiner Bildung und allgemeinen Verkehrs.

[1] Aus „Habt's a Schneid?“ („'s Glatteis“). „Ges. Gedichte in oberbayrischer Mundart“, S. 176.

Das alles ist unmöglich, ich kann eine Stunde nicht länger machen, als sie ist, und so lassen Sie mich statt allem nur noch eines sagen, was mir am Herzen liegt. Wie das meiste Gute, was wir besitzen, so betrachten wir auch die Sprache als etwas Selbstverständliches, ohne uns den unermeßlichen Wert, den sie für unser geistiges und nationales Leben hat, auch nur zum Bewußtsein zu bringen. Und doch war sie mehr als ein Jahrhundert lang das einzige Heiligtum, in dem dies geistige Leben, in dem die Größe, in dem das Hoffen und die Einheit der deutschen Nation geborgen lag, als unser Vaterland mißachtet und zerstückt war.

Was die Sprache der Heimat wert ist, das hab' ich auf einem stillen Wandergange gelernt und empfunden, wie niemals im Leben. Sie wissen, daß hoch in den venezianischen Bergen sieben kleine deutsche Gemeinden liegen, die Sette Communi, die sich in Kirche, Schule und Haus bis in die letzten Jahrzehnte unerschütterlich ihre Muttersprache bewahrt. Erst jetzt erliegt auch sie dem Schicksal der Nivellierung; mehr und mehr ist sie eingeschlafen, und nur daheim am abendlichen Herde versucht es wohl der eine oder andere, ob sie noch einen Laut hat.

Dorthin, in die Sette Communi, führte mein Wanderweg, und mir ward wundersam weich zumute, als ich so emporstieg zu den sieben kleinen Gemeinden, in diese berggrüne Einsamkeit. Mir fiel das Märchen von den sieben Zwergen ein, die im Wald einen gläsernen Sarg behüten, darin eine holde Maid mit geschlossenen Lippen schläft. Den ganzen Tag gehen sie ihrer Arbeit nach, und nur in heimlicher Abendstunde wachen und lauschen sie, ob sich die Wimper nicht regt, ob die Lippen nicht atmen, wie ehedem! Sie regt sich nicht, und dies Schneewittchen ist die deutsche Sprache.

Da wußt' ich es erst, da hatt' ich es *erlebt*, was die Sprache der Heimat wert ist! — Und wenn ich Ihnen in dieser Darstellung heute auch manches schuldig blieb, ich will mich gern getrösten, wenn Sie darin nur jenes eine fanden, was *mir* die ganze Seele füllt — den Odem und die Liebe deutscher Heimat!

III.

Sitte und Brauch im bayrischen Hochland.

Ich glaube, nur wenige sind sich heutzutage klar bewußt, was das Volk ist, und vor allem, was es war. Denn der humane Geist der Gegenwart hat gleichsam die Lebenshärte ausgetilgt, die ursprünglich in diesem Worte lag, wir greifen jetzt mit einer gewissen Sehnsucht auf das Gesunde, auf das Natürliche, das im Volksleben liegt, aber wir denken kaum mehr an die Mühsal, womit der gemeine Mann sein Leben durch die Jahrhunderte dahintrug. Da tut sich ein gewaltiger Realismus auf, den vielleicht nur der völlig versteht, der im unmittelbarsten Verkehre mit dem Volke lebt!

Wie mühselig kommt da so manches Kind zur Welt! Bis zur letzten Stunde steht die Mutter an der Arbeit, und nur wenige Tage, dann wartet ihrer wieder die Arbeit. Wie oft sind es fremde Hände, die auf den ersten, zarten Regungen des kleinen Gemütes lasten, und die auf die feinsten Kinderlaute nicht selten nur rauhe Antwort haben! Wer wacht über die endlosen Gefahren, die eine solche Jugend umgeben, wer begleicht hier jene ersten Eindrücke der Ungerechtigkeit, die ja keinem Kindergemüt erspart bleiben? Denn wahrlich, trotz aller Humanität gibt es noch immer mehr Hunger, mehr Schläge und ungesprochenes Herzeleid, als wir „Gebildeten" uns denken.

Dann aber, sobald die erwachsenen Jahre kommen, heißt es selber Hand anlegen fürs tägliche Brot, und zwar harte Hand, man muß bis zu einem gewissen Maße geradezu fühllos werden gegen körperliche Mühe und Schmerz. Sie wissen es ja kaum, was der gemeine Mann physisch aushalten muß und aushält. Oft geht er fort in fremde Dienste, aber da

darf er kein Heimweh haben; er hat auch keine Zeit, um krank zu sein, er schleppt sich eben hin, so lang es geht, und wenn's zu Ende geht, hat wieder niemand Zeit, stundenlange vor seinem Bett zu sitzen und ihm in die stummen Augen zu schauen, die nicht sagen können, was er fühlt. Die andern um ihn herum arbeiten weiter, und wenn sie am Abend nach Hause kehren, dann fragen sie, ob der Bruder oder der Vater noch lebt.

Das ist (und noch mehr das war) in Wirklichkeit das Leben des gemeinen Mannes, es sind Bilder, die ganz im harten Holzschnitt des 16. Jahrhunderts gezeichnet sind, und manchmal sind es selbst Bilder, wie sie Courbet gemalt hat. Das ist das Volk!

Freilich ist in letzter Zeit unendlich viel zum Ausgleich geschehen, nur der Undank könnte dies leugnen, aber das letzte Wort blieb auch hier jenes große Schlagwort, das für alles Leben gilt: Hilf dir selber!

Und dies Volk, dies unverwüstliche Volkstum, dessen Jugendfrische die Jahrhunderte nicht brachen — es half sich selber, auch in schlimmen Stunden ging der ideale Zug seiner deutschen Natur niemals verloren, es umgab die Mühsal seines Lebens mit dem grünenden Kranze tiefsinniger Sitte und wunderschöner Gebräuche. Es fügte selbst zur harten Wirklichkeit die Poesie.

Das ist das Großartige der Volksnatur; sie trug jahrhundertelang so manchen Druck, aber sie verödete, sie verbitterte und verdumpfte nicht; sie hat in der Härte der äußeren Lebensverhältnisse nicht die Weichheit ihres Innenlebens verloren, wie dies dem einzelnen so leicht begegnet.

Die seltene Begabung und die plastische Kraft, die speziell in dem bayrischen Volksstamme ruht, hat sich auch in der Ausgestaltung seiner Sitten und Bräuche aufs reichste bekundet; doppelt reich aber tritt sie uns gerade im bayrischen Hochland entgegen, dessen gewaltige Natur die schöpferischen Keime der Volksseele besonders anregt, und dessen freiere Lebensweise von vornherein auch schönere Lebensformen schuf. Dazu kommt als ein wichtiger Faktor, daß die hundertjährige, tiefe Abgeschlossenheit dieser Gebiete, die ja erst seit einem Menschenalter durchbrochen ist,

auch die **Erhaltung** alter Sitten ganz besonders begünstigte.

Und so darf ich Sie denn wieder dorthin geleiten, wo zwischen den grünen Lindenhagen die braunen Häuser stehen, und wo die Sonne glänzt um die blauen Felsen des Wendelsteins.

Wenden wir uns nun zum positiven Inhalt unseres Stoffes. Wenn wir da zunächst die inneren Elemente aufsuchen, aus denen diese Welt von Brauch und Sitte sich zusammensetzt, so kommen wir unwillkürlich auf den wundersamen Prozeß des Werdens, der sich damals im deutschen Volksgemüt vollzog, als die christliche Lehre zuerst in das altgermanische Leben eindrang. Es war kein vollständiger Sieg, es war ein Vergleich. Sie alle wissen, mit welchem großen, historischen Blicke die ersten Sendboten des Glaubens es verstanden, den alten, heidnischen Gebräuchen, die das Volk nicht preisgeben wollte, einen neuen, christlichen Inhalt zu substituieren; die Oertlichkeit, die Zeit, der ganze Vorgang selber blieb bei so mancher Feierlichkeit fast unverändert bestehen, und nur die Adresse, wenn ich so sagen darf, veränderte sich, bis die Heiligen allmählich unbestritten das Erbe der alten Heidengötter gewannen.

So ging es bei den Opferfeuern, bei den Leonhardsfahrten und dergleichen, und so erstand jener seltsame Doppelklang von strenger, kirchlicher Frömmigkeit und alter, heidnischer Erinnerung, der jetzt noch durch Brauch und Sitte unseres Volkes tönt. Denn mehr als die Hälfte aller Gebräuche, die dermalen im bayrischen Hochlande gelten, ist altgermanischen Ursprungs, unbewußt vertritt der Bauer auch hier das große Element der Stetigkeit, der Erhaltung, und in den Schwielen seiner Hand bergen sich unsichtbar die Fäden des Zusammenhangs mit einer tausendjährigen Vergangenheit.

Das sind die inneren Elemente dieses Stoffes, und wenn es auch unmöglich ist, sie in jedem einzelnen Falle historisch und mythologisch zu entwickeln, so muß ich doch wenigstens die Tatsache in ihrer fundamentalen Bedeutung betonen.

Die **äußere** Gliederung des Stoffes aber zerfällt von selbst und naturgemäß in drei Gruppen. Die erste Grundlage bildet der Kalender, der Verlauf des Jahres und der Jahreszeiten, deren Bedeutung mit zahlreichen, sinnvollen Formen um-

geben ist; die zweite Gruppe bilden die großen Wendepunkte jedes irdischen Daseins: Geburt, Hochzeit und Tod, und als eine dritte Reihe kann man gewissermaßen jene Sitten und Bräuche ausscheiden, die unabhängig von der Zeit erscheinen, und in denen sich mehr der gesamte Volkscharakter als die Bedeutung eines bestimmten Tages ausprägt, wie z. B. der Tanz, das Almenleben, die bäuerliche Wohnung u. dgl. Ich mußte sie deshalb auch bereits bei meinem früheren Vortrage über den Volkscharakter im bayrischen Hochland berühren [1] und darf hier nur gelegentlich darauf zurückkommen.

Gleichwohl erscheint der Stoff, der sich in diesem Gegenstande zusammendrängt, noch so überreich, daß ich beim besten Willen manches nur streifen kann, was wohl eine eingehendere Schilderung verdiente. Ebenso unmöglich ist es, die einzelnen Gebräuche in ihren topographischen Varianten, vom Lech bis an das Salzburger Land zu verfolgen; auch dieser Versuch, so verlockend er an sich wäre, würde einen Zyklus von Vorträgen erheischen, anstatt der Stunde, die mir zur Verfügung steht. Ich betone deshalb, daß ich überwiegend jene Sitten behandle, die in meiner engeren Heimat, wenn ich so sagen darf, d. h. zwischen Isar und Inn, bestehen.

Selbst für dieses engere Gebiet gibt es ein unendliches Material, sogar was die Literatur und die Handschriften anlangt. Am wertvollsten von den letzteren sind ohne Zweifel die Manuskripte des unvergeßlichen Lentner [2], welche seit kurzer Zeit aus dem k. Kabinett an die Hof- und Staatsbibliothek übergeben wurden, und welche Felix Dahn seiner vortrefflichen Darstellung in der „Bavaria“ [3] zugrunde legte. In der Zimeliensammlung der genannten Stelle befinden sich auch die ältesten Bauernkalender aus dem 15. Jahrhundert, nur mit Bildern ohne Text, weil der Bauer ja damals nicht lesen konnte. Unerschöpflich erweist sich, wie überall, Schmellers Wörterbuch,

[1] Vgl. S. 3 dieses Buches.

[2] Joseph Friedrich Lentner (1814—1852), der erste oberbayrische Dorfnovellist, sammelte im Auftrag des Königs Max II. von Bayern Material für die „Bavaria“.

[3] „Bavaria, Volks- und Landeskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreis bayrischer Gelehrter“. München 1860—1867. Stieler bezieht sich hier auf den Abschnitt „Volkssitte“ (in Oberbayern), Bd. 1, S. 363—423.

eine reiche Fundgrube bietet ferner Leoprechtings „Lechrain“[1], und mit Dank seien zudem Panzer[2] und Steub[3] genannt. Für die kirchlichen Gebräuche aber ist das unvergleichliche Buch von Joseph Schlicht zu erwähnen „Bayrisch Land und Volk“, welches zwar zunächst Niederbayern betrifft, aber bei der Gleichartigkeit jener Gebräuche auch hier mannigfach einschlägt. Der Verfasser ist Schloßkaplan in Steinach bei Straubing, und sein Werk ist von einer so zwingenden Anschaulichkeit, daß es vielleicht nach hundert Jahren, wenn mancher von uns vergessen ist, als ein Quellenwerk für bayrische Volkskunde gilt. Noch jetzt denk' ich mit Freude an das rührende Erstaunen, womit mir Herr Schlicht erwiderte, als ich ihm diese unmaßgebliche, aber gewiß nicht unbegründete Meinung schrieb.

Was ich auf mündlichem Wege erfuhr, ist nicht unbenützt geblieben, doch erscheint mir gegen die sogenannte Tradition einige Vorsicht geboten, seit ein biederer Landbewohner, der von einem Gelehrten wiederholt um alte Sagen, Bräuche u. dgl. inquiriert ward, mitleidig äußerte: „O mein, der Kerl hat mi' auf d' letzt derbarmt, jetzt hab' i ihm halt do' a bissel ebbes z'sammg'log'n.“

Seitdem verlasse ich mich mehr auf meine Augen als aufs Ohr, und das meiste, was ich Ihnen hier mitteile, beruht auf eigener Anschauung. Ich habe Wochen und Wochen lang (zu einer Zeit, wo kein Fremder mehr in den Bergen weilt) auf den einsamsten Bauerngehöften gelebt; es gibt keine Bauernarbeit, die ich nicht selber mitgetan, und wenn wir am Abend heimzogen, hab' ich am eichenen Tisch aus einer Schüssel mit Knecht und Magd gegessen und vor der Holzbank kniend den Abendsegen mitgesprochen. Und aus diesem tiefsten Erleben, nicht aus ein paar schmucken Gestalten, die ich sah, oder aus ein paar frohen Liedern, die ich hörte, hab' ich die Liebe zu dem Volk gewonnen, das ich Ihnen schildern will.

Kehren wir nun zum sachlichen Teile unseres Stoffes zurück und folgen wir zunächst dem Kalender. Der Kalender! Für unser überhastetes Leben ist er freilich nur eine Summe

[1] Leoprechting, Karl, Freiherr von, „Aus dem Lechrain“, München 1855.
[2] Panzer Friedrich, „Beitrag zur deutschen Mythologie“, 1848.
[3] Steub Ludwig, „Altbayrische Kulturbilder“, 1869.

von flüchtigen Tagen, für den Bauern aber ist er ein Ganzes, eine Einheit. Dies stille Büchlein, mit seinen langen Reihen von Heiligen und seinen roten Feiertagen, wo am Rand die Mondscheibe steht, daneben die Wetterregeln und manche gute wirtschaftliche Mahnung — es ist der festgeschlossene Rahmen des Daseins für Hunderttausende.

Wir aber wollen nicht mit dem ersten Januar beginnen, wie es die offizielle Weltordnung erfordert, sondern dies stille Bauernleben steht zu mächtig unter dem Einfluß der Jahreszeit, der Arbeit und der Kirche. Den seelischen, eigentlichen Wendepunkt bildet denn nach all' diesen Seiten hin der Beginn der Winterszeit oder, kirchlich gesprochen, der Advent.

Es liegt eine tiefe, ruhige Stimmung über jenen Novembertagen, über dieser Wintersnähe. Die letzte Arbeit im Feld ist getan, und nun fällt langsam der Schnee aufs Dach, selbst der rauschende Brunnen vor dem Haus ist stumm geworden. Nur dann und wann fährt ein klingelnder Schlitten über die einsame Straße, und ein Flachskopf lugt ihm nach durchs Fenster. Bloß die Männer sind noch draußen, um das Holz zu Tal zu bringen, alles übrige Leben konzentriert sich im Hause.

Seine Bauart und seine innere Einrichtung ist seit einem Jahrtausend dieselbe geblieben, langgestreckt steht das stattliche Gehöfte in der Flur, und nur der Unterbau ist gemauert, auf dem Giebel prangt das Wetterkreuz und die Glocke. Die Fenster sind niedrig, aber traut, über der Türe steht nicht selten ein sinniger Spruch oder doch die Jahreszahl und der Name der Besitzer. Der zurückliegende Teil umfaßt den Stall, über dem der Heuboden und die Tenne liegt, nur der vordere Teil ist bewohnt. Ueberall ist links von der Haustür die Wohnstube. Wir treten ein und tauchen die Hand in den kleinen Weihbrunnkessel, gegenüber steht der eichene Tisch, und über demselben prangt der kleine Hausaltar mit dem geweihten Palmzweig; zur Rechten und Linken aber hängen die wenigen Bilder, die zum Schmuck einer Bauernstube gehören. Mitunter trifft man noch alte Kupferstiche, Fürstenporträts, Heiligenbilder oder Jagdszenen, die aus den aufgehobenen Klöstern stammen, dann kommen die Lithographie und der Farbendruck und endlich die

bemalten Photographien vom Hans und Sepp in Kürassier- und Artillerieuniform. Denn auch der Bauernbursche läßt sich heutzutage, wie ich dies schon früher betonte, mit einer gewissen Passion „portographieren“. Davon wußte freilich der Alte noch nichts, der schweigsam und verträumt auf der Ofenbank liegt, auch diese gehört ja zum traulichen Inventar einer Bauernstube. Das Beste aber, was das Haus verwahrt, ist droben in der „guten Kammer“; dort stehen auch jene bemalten Kasten mit flammenden Herzen und jene Tassen, die auf Rosen und Vergißmeinnicht wandeln; in reichen Rollen liegt die Leinwand aufgespeichert, das Feiertagskleid hängt am Nagel, und die roten Aepfel, die der Herbst gebracht, prangen auf dem Simse. Es riecht so feierlich hier, so unbewohnt!

Und doch, welche Fülle von Lebenslust und Lebensschmerz hat Platz in solch einem stillen Hause; wieviel Poesie weht ungesehen durch dies Leben! Besonders ehedem, als es noch die alten Kunkelstuben gab, wo beim schwirrenden Spinnrad Sagen und Lieder sich weitertrugen, da waren in der Tat Urahne, Großmutter, Mutter und Kind vereint. Der alte Kienspan leuchtete, auch die Bursche kamen, und nicht selten beschloß ein Tanz die fleißige Arbeit. Dann ging's freilich manchmal nach Hause, Schulter an Schulter gelehnt, aber wer will auch junger Liebe wehren, — und ich fürchte, das polizeiliche Verbot solcher Zusammenkünfte traf vielleicht mehr die schöne als die schlimme Seite der Sache.

Ebenso erfolglos blieb wohl das Verbot, daß der Bursche in der Mondnacht vor das Fenster seiner Liebsten zieht und mit ihr noch trauliche Zwiesprache hält; auch diese Sitte, das sog. „Fensterln“, gehört zu den ältesten und populärsten Bräuchen im bayrischen Hochland. Manchmal findet freilich auch die Komik hierbei ihr gutes Teil, vor allem, wenn der Bewerber weniger erwünscht ist, als er meint. Wir lassen ihn selber zu Worte kommen:

(Der Bua steht beim Fensterl vor seinem Schatz und klopft.)
(Ganz staad.)

„Deandl — Deandl — sei g'scheid, tua auf,
I greil[1] scho' a Stund lang beim Fensterl 'nauf.“

[1] Umeinanderkrabbeln.

(Spöttisch.)

„Allweil hör i di' drinna raffeln,
Wart', jetzt steig' i dir 'nauf d'Staffeln."

(Vertrauli.)

„Deandl — tua auf — bal i di' bitt',
Bin ja dei Seppl, — kennst mi' nit?"

(Fuchtig.)

„Hörst jetzt heunt gar nit? Du hörst scho' — oh mein!
Deandl — i schlag' dir d'Fenster ein!"

(Klug.)

„Geh, woas' außa! Scheugst[1] 's Wetter nit,
Tu dei Wasch eina, na' nimmst mi' mit!"

(Grantig.)

„Himmeldonner — hat die an Schlaf —
Deandl — tua auf — i bin scho' brav!"

(Aengstig.)

„So, jetzt kimmt's Regna — Jetzt werd ma wohl!
Deandl — i han — koa Parasol!!"

(Giftig.)

„Deandl, tua auf — Kreuz Sakra jetz'!
Auf tua', — sag i, — sei nit so letz[2]!"

(G'schaftig.)

„Geh und verstell' di net gar a so dumm!
Jesses, Deandl — sie is dir net drum."[3]

(Bittet.)

„Deandl — Vom Vater an schönen Gruaß!
Tua auf!!! — I hab so an Wehdam[4] beim Fuaß!"

(Kalt.)

„Aber mi' friert — aber heunt bist z'wider,
Deandl — i reiß dir dei Hütten nieder!"

(B'sinnlich.)

„Rührt sich jetzt gar nix da drin — Hoho!
Entweder is gar koa Deandl net do —

---

[1] Fürchtest du. [2] Schlimm. [3] Die Ziererei geht dir nicht von Herzen. [4] Schmerz, Weh.

(Pfiffig.)

„Oder — wenn's do is — scheint ma schier,
's hat no' koa rechte Liab zu mir."

(Verschmaacht.[1])

„Dös san dir Tröpfein, — dös Warten tuat weh!
De—an—del!!! jetzt steigst mir am Buckel — i geh!"[2]

In diese erste Winterszeit, wenn wir nun wieder dem Kalender folgen, fallen die sogenannten „Gehnächte"[3].

Am 5. Dezember kommt der hl. Nikolaus, von dem grimmigen Knecht Rupprecht begleitet, aber nicht selten kam früher an Stelle des Knechtes Frau Bercht. Sie war dereinst die schöne, leuchtende Gestalt der deutschen Göttersage; nun ward sie langsam herabgedrückt zum Schreckbild störrischer Kinder und träger Mägde, denen sie zur Zeit erscheint, wo die alten Geister freigegeben sind. „Wart, die Frau Bercht kommt", ist noch jetzt ein Drohwort, und noch heute werden im Pinzgau von vermummten Gestalten die alten Berchtentänze aufgeführt, wie mir Graf Lamberg in Salzburg[4] aus persönlicher Wahrnehmung berichtet hat.

Unbewußt fühlt ja das Volk das geheimnisvolle Weben jener Zeit, da es ins Winterdunkel hineingeht. So kommt die St. Thomasnacht heran, die sagenreichste von allen; es ist die erste der vier „Rauhnächte", und nackt stellt sich das jugendschöne Kind des Volkes vor den Spiegel und wirft den Schuh rücklings über die Schulter, um den Liebsten zu schauen, der ihr beschieden ist. Draußen aber, in den Lüften, zieht das wilde Gejaid, der alte Wodan braust dahin auf seinem Roß mit Feuerhufen, und wehe denen, die des Zuges spotten!

Nur wenige freilich fürchten ihn mehr, und auch nur mehr wenige Tage trennen all' den Heidenzauber von dem Hochfest des Christentums, vom Weihnachtstage. Doch dürfen wir nicht glauben, daß das Christfest für den oberbayrischen Bauern etwa jenen intimen Familiencharakter hat, wie bei uns,

[1] Verdrossen.
[2] Aus „Bergbleamln" („'s Fensterln"). „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 79.
[3] Vgl. Schmeller I, Sp. 867.
[4] Hugo Graf Lamberg gab auch eine Sammlung Gedichte in „österreichisch-deutscher Gebirgsmundart" unter dem Titel „Bergkräuteln" heraus.

denn der Weihnachtsbaum ist bekanntlich eine protestantische Sitte und im Hochland so gut wie gar nicht bekannt. Nur die uralte kirchliche Bedeutung des Tages wird gefeiert.

Der Besuch der nächtlichen Mette ist allgemein, und hoch herab von den einzelnen Berggehöften kommen in der Mitternacht die Männer und Frauen mit ihren Lichtlein durch den Schnee. Auch die folgenden Tage sind noch mit frommen Bräuchen geschmückt; am St. Stephanstag wird um manche Kapellen der alte Umritt gehalten, am Johannistage wird der Wein geweiht, von dem man „St. Hansen Minne“ trinkt, und am „Unschuldigen Kindleinstag“ dürfen die Bursche die Mädchen mit Ruten „kindeln“, wenn sie derselben habhaft werden. Unter dem sogenannten „Kletzenbrote“ aber, das man sich in diesen Tagen schenkt, verbirgt sich, kaum verschleiert, der Gebrauch der alten, heidnischen Festbrote.

Auch die schönen tiefsinnigen Weihnachtslieder, über welche uns August Hartmann[1] eine so treffliche Abhandlung geboten hat, leben noch immer im Volke.

Tiefer als jemals erduldet unterdes in diesen Tagen die Natur das große eiserne Gesetz des Sterbens, hoch liegt der Schnee auf Weg und Wald, aber der Mensch versteht die Stimme und das Schweigen der Natur nicht mehr.

„Der Vogel fällt, das Wild bricht ein,
Der Quell starrt, und die Fichten beben,
So ringt den großen Kampf ums Sein
Ein tausendfaches, banges Leben.

Doch in den Dörfern traut und sacht
Da läuten heut' zur Welt hienieden
Die Weihnachtsglocken durch die Nacht
Ihr Wunderlied vom ew'gen Frieden.“[2]

Und dennoch will die alte Geisternacht nicht völlig ruhen, sie lebt nicht mehr im Bewußtsein, aber in der Phantasie und Furcht, nicht mehr im Glauben, jedoch im Aberglauben des Volkes weiter.

---

[1] „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern“, München 1875.

[2] Aus „Neue Hochlandslieder“ („In der Christnacht“, Nr. 3 und 4). „Ges. Dichtungen (Hochdeutsch)“, S. 257.

In den zwölf Nächten von Weihnachten bis Dreikönig haben die Geister „offene Zeit", und besonders der letztere Tag ist bedrohlich. Wie ehedem der Drudenfuß die Gespenster von Haus und Hof verbannte, so tun es jetzt die drei Lettern, die mit Kreide an der Türe stehen, C. M. B., und wo noch der alte Brauch zurecht besteht, geht der Hausvater selbst nach dem Abendläuten durch alle Räume und wirft die Beeren des geheiligten Wacholderstrauches auf die Räucherpfanne.

Nun erst tritt eine gewisse Ruhe ein, das leidenschaftliche, das elementare Moment tritt mehr und mehr zurück, bis eine neue Sonnenwende es neu entfesselt.

Der Winter geht jetzt seinen ruhigen Gang; am Lichtmeßtag werden die Kerzen geweiht, die man während schwerer, nächtlicher Gewitter brennt, und der rote Wachsstock für die Frauen, der in Stunden der Gefahr um Hand und Fuß gewunden wird.

Von der bäuerlichen Arbeit aber ist um diese Zeit vor allem das Dreschen im Gang, und wer draußen auf der Straße zieht, hört weithin von der Tenne den fröhlichen Taktschlag erklingen. Wenn sämtliches Getreide ausgedroschen ist, folgt die sogenannte „Drischelhenk" mit einer stattlichen Mahlzeit, und daß man dabei nicht sparsam verfährt, zeigt schon der Ausdruck „Drischelwürget", der gleichfalls dafür üblich ist. Mancherlei Uebermut, vor allem gegen die Nachbarn, die noch mit dem Dreschen im Rückstand sind, knüpft sich von selber an dies Fest.

Der Lichtmeßtag ist auch für den Einstand und Abgang der Dienstboten ein Wendepunkt; „Bauer, wir zwei machen Lichtmeß", bedeutet geradezu die Kündigung. Dann werden die Zeugnisse geschrieben: „hat sich drei und fleißig gedient und beflog eine gute Aufführung"; die paar Tage, welche zwischen Ausstand und Einstand liegen, heißen die „Schlenkelweil"[1], und die letztere ist sogar in der Land- und Polizeiordnung von 1616 ausdrücklich anerkannt.

Die Freude, welche der Bauer an jeder Vermummung oder am „Maskeragehen" hat, prägt sich auch während der Fastnacht in mannigfachen Umzügen aus, doch ist es an den Fastnachtstagen selber, in festo larvarum, wie die alten Codices

[1] Von „schlenkern", aus dem Dienst treten. Vgl. Schmeller II, Sp. 528.

sagen, ziemlich stille; es wird während jener Zeit nicht selten das vierzigstündige Gebet gehalten. In geringschätzigem Sinne sagt man wohl auch von Frauen und Mädchen, die unordentlich oder zerzaust einhergehen: „Du bist a rechte Fasinacht!"

Am Aschermittwoch geht jung und alt zur Kirche, um sich einäschern zu lassen — „memento homo quia pulvis es", lautet das feierliche Wort des Priesters, am Abend aber wird die geweihte Asche in das Feld verstreut, und das Symbol des Vergehens trägt neuen Segen in die schaffenden Fluren.

Leise regt sich der Frühling, ein Osterzug wird schon in allem fühlbar, was Haus und Sitte uns nunmehr zeigt. Mit dem Palmsonntag beginnt die feierlichste Woche des Jahres; da werden die Palmzweige geweiht, vermischt mit Mistel und Wacholder, denn in beiden wohnt eine altgeheiligte Kraft wider Zauber- und Hexenkunst.

Die Gebräuche des Gründonnerstags und Karfreitags sind allgemein kirchlicher Natur und weichen deshalb kaum von jenen der katholischen Städte ab, dagegen wird am Karsamstag nicht selten vor der Kirchentür ein Feuer entzündet, das uralte Bedeutung hat. Manchmal wird in demselben die Puppe des Judas verbrannt, weil er den Herrn verriet, aber jedesmal nimmt der Hausherr sich ein angebranntes Scheit mit, um den heimischen Herd daran aufs neue zu entzünden.

Ostern selber, das christliche Hochfest, trägt noch den heidnischen Namen, denn Ostara ist die altgermanische Frühlingsgöttin; die Eier und der Hase gemahnen an die erwachende Fruchtbarkeit der Welt, und durch Wasser und Feuer rauscht und knistert wieder ein heimlich-tausendjähriges Erinnern. Die Sitte der Osterfeuer ist bekannt, aber auch das Wasser, das an diesem Tage geschöpft wird — „vor Sonnenaufgang, stromabwärts, ohne Widerwort" — hat eine besondere Heilkraft. In der Kirche prangt unterdessen die Osterkerze, und in schweren Körben bringen die Bauern das sogenannte „Geweihte", womit an diesem Tag das Mahl eröffnet wird. Es sind Eier, Brote, Salz und Fleisch; die ersteren sind nicht selten eingeschlagen, „damit die Weihe auch ordentlich durch kann". Der richtige Bauer freilich (meint Freund Schlicht) schüttelt zu solchen Tüpfe-

leien den Kopf und sagt kategorisch: „A gute Weich, die geht durch Stahl und Eisen."

Vollständig altgermanisch aber ist ein Brauch, den Lentner aus der Jachenau berichtet; dort wird alljährlich von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder geschenkt, der im ganzen zur Weihe gebracht wird, mit einem grünen Buchskranz und vergoldeten Hörnern, wie die heidnischen Opfertiere.

Nach alter Sage macht die Sonne am Ostermorgen drei Freudensprünge, und überall spüren wir nun den starken Lebenspuls des Lenzes auch in Sitte und Brauch. Vor allem will der König Mai seine Ehre haben, es ist ein Stolz weitum im Gau, welches Dorf den schönsten Maibaum hat, man fällt ihn im eigenen Walde, Tanz und Schmaus begleiten seine Errichtung, und die steifen holzgeschnitzten Figuren, die zur Rechten und Linken des Stammes prangen, mischen in seltener Weise häusliches und kirchliches Leben. Sie sind zum Teil aus dem Leiden Christi genommen, dann folgen Bauer und Bäuerin, der Scherenschleifer, der Schmied, Hansl und Gretl und nicht selten nach den vier Winden eine gespannte Armbrust.

Der Bauer ist sich wohl selber des Zusammenhanges kaum mehr bewußt — es war die Waffe, die er einst im deutschen Heerbanne trug, und das Zeichen seiner Wehrhaftigkeit ist es gewissermaßen, das er weithin sichtbar dem Lande weist.

Daß die Polizei niemals mit dem Maien auf besonderem Fuße stand, das liegt eigentlich schon in der Definition der beiden Begriffe. Um so interessanter mag eine Verordnung aus der Montgelasschen Zeit, aus der sogenannten Aufklärungsepoche am Anfange dieses Jahrhunderts, erscheinen, welche folgenden Wortlaut hat:

„Da wir Volksfeste lieben und unsern getreuen Untertanen jede ehrbare Ergötzlichkeit mit wahrer Freude gönnen, so sei es von nun an erlaubt, am ersten Mai eines Jahres in jeder Gemeinde auf dem Lande einen Maibaum zu setzen; wir vertrauen auf die Einsicht und Klugheit unserer Behörden, daß sie dieses an sich unschuldige und wohl zu gönnende Vergnügen dem Landvolke nach unserer wohlmeinenden Absicht wirklich verschaffen."

So kommen wir zum letzten Hochfest des Jahres, zum Pfingsttag, an den sich die uralte Uebung des Wasservogels oder „Pfingstls" anschließt.

Ein Bursche, ganz mit Laub und Schilf vermummt, reitet durch das Dorf, auch sein Gefolge, die „Santrigelbuben"[1], sind beritten, und nun wird die Gestalt am nächsten Teich oder Bache vom Roß ins Wasser gestürzt. Manchmal geschieht dies auch nur mit einer Puppe, die dann einen Vogelschnabel trägt, der fürs Jahr hindurch an die Scheune genagelt wird.

Immer blühender entfaltet sich nun das Leben der Fluren, immer gewaltiger greift das Naturgefühl auch in das Volksleben hinein. Ihm gelten jene wunderschönen Umzüge und Bittgänge durch die Markung und durch das „liebselig Getraid", wie es in einer Schilderung von 1583 heißt, von ihm empfängt der Fronleichnamstag jenen stimmungsvollen, duftigen Zauber, den ihm alle Prangerinnen (so nennt man die Jungfrauen, die den Zug begleiten) und Fähnlein allein nicht geben könnten. Den Höhepunkt aber für dies Naturleben bildet entschieden die Sonnwendzeit. Weithin vom Watzmann bis zur Zugspitze flammen am Johannistage die Bergfeuer, doch auch im Tale soll es leuchten, und singende Knaben zogen ehedem umher und sammelten das Holz zum Feste.

„Heiliger St. Veit — schick uns a Scheit,
Heiliger Hans — a recht a langs,
Heiliger Sixt — a recht a dicks,
Heiliger Florian — zünd unser Haus nit an!"

Wer sich aber weigerte, etwas herzugeben, der konnte leicht die Verse hören:

„Gebts uns aar a Steuer
Zu unserm Sunnwendfeuer,
Wer uns koa Steuer will geben,
Soll 's nächste Jahr nimmer derleben."

[1] „Samtregel", nach Schmeller I, Sp. 658, eine Kollekte von Eiern, Butter etc., „Santrigelbuben" sind die Begleiter des „Pfingstls", die diese Kollekte für ihn und sich einfordern.

Ebenso wurden die brennenden Scheiben, die man an diesem Tag einst durch die Lüfte schlug, mit Versen begleitet. Sie waren den verschiedensten Zielen gewidmet, der heiligen Dreifaltigkeit, den Staatsbehörden, sogar dem Teufel, in der Regel aber wurden sie dem Schatz geschlagen, und dann lautete der Spruch gar diplomatisch:

„O du mei liebe Scheiben,
Wohin soll i di' treiben?
In d' Mittenwalder G'moa,
Du woaßt scho', wen i moa'!“[1]

Unbewußt fühlt es ein jeder, daß dies ein anderes Feuer ist, als es tagtäglich brennt; die kranken Tiere werden davon heil, wenn sie durch die Flamme gehen, und jauchzend springt der Bursch mit seiner Liebsten durch die Glut.

Um Johannis oder St. Veit beginnt auch die Auffahrt zur Alm mit der festlich geschmückten Herde, drunten auf den duftigen Wiesen aber fängt die Heumahd an, und eine Zeit schwerer und strenger Arbeit kommt nun für das Bauernleben, wo man selbst die Feiertage bisweilen nur ungeduldig erträgt, aber es ist die schönste Arbeit, die es gibt, sie gilt der Ernte.

Wenn dann alles richtig und rechtzeitig geschehen ist, läßt sich die Kirchweih um so fröhlicher an, und diese ist und bleibt doch eigentlich das populärste Fest des Jahres. Vom Dach bis zur Schwelle wird das Haus gesäubert, in der Küche brodeln die duftigen „Kirdanudl“, nun kommt der alte Bauernspruch zu Recht: „Noti' is's nit lusti!“ Nach dem Frühmahl geht man zur Kirche, wo das weiß und rote Fähnlein vom Turme weht, jeder trägt sein bestes Kleid und eine Blume auf dem Hut, von weit her sind Verwandte und Freunde zu Gast gebeten. Den ganzen Tag kommen die stattlichen Maßkrüge nicht vom Tisch, auch sie sind häufig mit roten Bändern und einem Strauß verziert, und den ganzen Tag ist es ein Kommen und Gehen, denn es ist Nachbarspflicht, sich heute zu besuchen. In der Regel ist auch Musik im Hause, eine

[1] Aus Baader J., „Chronik des Marktes Mittenwald“, S. 322.

Zither oder Mundharmonika, und so wird bis in den Abend hinein getanzt, gesungen und jubiliert. Erst am zweiten Tage, am sogenannten „Nachkirda“, gehen die besseren Bauern zum Tanze ins Wirtshaus.

„Und a lustiger Kirda
Dauert Sunda, Monda und Irda,
Und es kann si' glei schicka,
Glei gar bis zum Micka.“

Früher hatte jedes Dorf im bayrischen Oberland seinen eigenen Kirchweihtag, jetzt sind sie alle auf den dritten Sonntag im Oktober vereinigt, aber so viel Uebermut damit auch gebannt oder lokalisiert ward, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, das Wort allein „der Kirda“ hat doch noch seinen solennen, übermütigen Klang.

„Was habts denn für an Kirda mitanand?“ sagt man zu zweien, die in lauten Wortwechsel geraten sind, und wenn im Sommer auf den Almen getanzt wird, spricht man vom Almenkirda, selbst die Wildschützen machen sich den Tag zu nutze, wo alles daheim beim fröhlichen Gelage sitzt, und wo sie sich doppelt sicher glauben.

„Richt an Rucksack nur her!“

Das Jahr aber neigt sich langsam zu Ende, die Luft ist so durchsichtig und klar geworden, es ist die schönste oder doch die ergreifendste der Jahreszeiten, aber diese Schönheit ist müd' zum Sterben.

„Verblaßte Blumen steh'n am Wege.“

Und den Toten gilt auch das letzte Fest, das in diese Zeit fällt, Allerheiligen und Allerseelen. Ein Kranz vom Grün der Almenrosen schmückt das schlichte Holzkreuz, auf die gelockerte Erde aber sind rote Vogelbeeren gelegt, von jenem Baum, der einst dem Tor geheiligt war.

Am 6. November mustert noch einmal St. Leonhard seine prächtigen Rosse und dann kommt wieder tiefe, tiefe Winterstille, der ewige Kreislauf des Jahres ist vollendet. Aber das Leben des einzelnen steht ja nicht stille, nicht alles ist gebunden an den Tag. Hier tun sich lang erhofft zwei lichte Aeuglein auf und lachen ins Leben, dort schließen unverhofft sich zwei müde Augen, und soweit ist es vollends nirgends gekommen, daß der Hochzeitslader „Feierabend machte".

Diese drei großen Wendepunkte irdischen Daseins wollen wir jetzt noch in Kürze betrachten, und zwar an erster Stelle die Hochzeitsbräuche.

Nicht bloß bei uns, auch draußen auf dem Lande, ist der Gegensatz zwischen Herz und Interesse ein bewußter und manchmal sogar ein recht akuter; je zwangloser man bei Anknüpfung einer „Bekanntschaft" verfährt, desto bedächtiger geht man (wenigstens beim Großbauern) mit dem Heiraten zu Werke. Die Vermittlung, wenn sie sich auch nicht in Inseraten ausprägt, hat doch immer noch im mündlichen Verkehre einen großen Spielraum, damit nicht bloß die Herzen, sondern auch die Summen zusammenpassen. Man geht mit feierlicher Miene „auf die B'schau", bevor man die Sache „richtig macht", und dann erst folgt der feste Verspruch.

Nun gibt es scharfe Arbeit für den Hochzeitslader. Den Rosmarin am Hut, den Rock mit roten Bändern verziert und einen mannshohen Stock in der Hand, sieht man ihn auf der bestaubten Straße steuern, manchmal aber trabt er sogar hoch zu Rosse oder ist von ein paar Adjutanten der beteiligten Familien begleitet. Aus jedem Hause erscheint in der Regel nur *ein* Gast, wenn nicht persönliche Beziehungen die Einladung mehrerer Familienglieder zur Pflicht machen; schon in halbgewachsenen Jahren versprechen es sich Bursche und Mädchen: „Dir geh' i amal in d' Hochzeit." Ein solches Versprechen zwingt; auch die *Nachbarn* zu laden, erscheint geradezu unumgänglich.

Als offizielle Verlobung aber gilt erst das sogenannte „Stuhlfest" vor dem Pfarrer, wobei es mitunter ein scharfes Examen aus dem Katechismus absetzt. Im Hause der Braut

rüstet man unterdessen emsig den „Kammerwagen", der die Aussteuer an den neuen Wohnort bringt. Er ist hochbeladen, die vier Pferde sind mit bunten Bändern geschmückt, und in manchen Gegenden sitzt die Braut selbst ganz zu höchst, wo ihr Spinnrad prangt, oder sie geht hinter dem Wagen mit der Kunkel in der Hand, dem uralten Zeichen frauenhafter Ehre.

„Dort kimmt er, der Wagen,
Die Bräundln, die zieh'gn,
Der Flachs und die Kasten,
Und d' Bettstatt und d' Wieg'n."

Und in der Tat wird er auch überall mit heller Freude begrüßt, selbst der Uebermut hat dabei sein gutes Recht. Man versperrt ihm scherzhaft den Weg, und sogar die Handwerksbursche, die auf der Straße ziehen, dürfen ihn gegen ein kleines Lösegeld zum Stillstand zwingen. Mit lauten Böllerschüssen wird er an seinem Ziele empfangen, dann wird das Brautbett in der „Ehekammer" feierlich eingesegnet, und endlich kommt der Hochzeitstag.

Es mag hier als erfreuliche Tatsache betont werden, daß die Eheschließung auf dem Standesamt weder dem kirchlichen noch dem volkstümlichen Zeremoniell in unsern Bergen nennenswerten Abbruch getan, und ebenso verdient es als ein Zug schöner Pietät erwähnt zu werden, wie an diesem Freudentag das Andenken der Geschiedenen geehrt wird. Regelmäßig wird da eine Seelenmesse für sie gehalten, nach der Trauung besucht man den Friedhof, und wo die Eltern leben, spricht nach der Morgensuppe der Hochzeitslader den Dank der Braut für alle Wohltaten, die sie im elterlichen Hause genossen.

Um 10 Uhr geht der Zug zur Kirche, voraus die Musikanten, die aus vollen Backen blasen. Mit seltener Gravität schreiten die Würdenträger des Festes einher, unter ihnen Ehrvater und Ehrmutter, sowie die Kranzelherrn und Kranzeljungfern der Braut.

Auch in der Kirche ordnet der Hochzeitslader das Zeremoniell, der Lehrer auf dem Chor tut heute sein Bestes, und glänzend schaut Frau Sonne durch die Fenster, während das

junge Paar den Segen empfängt und St. Johannis-Minne trinkt.

Der dicke Wirt aber steht ungeduldig vor der Türe seines Hauses und lauert, ob sie noch nicht wiederkommen; endlich sieht er den Zug von neuem nahen, und nun beginnt sein Element, das schwergeladene Hochzeitsmahl. Manchmal werden vor dem Wirtshaus noch festliche Spiele aufgeführt, so der Braut- oder Schüssellauf. Die junge Frau aber geht zunächst in die Küche zum „Suppensalzen", denn mit dem Amt kommt der Verstand, und sie muß es nun genau verstehen, ob die Gerichte auch alle richtig zubereitet sind. Am Menu einer sogenannten „guten" Bauernhochzeit würden wohl die meisten von uns ersticken, wenn wir es vollständig absolvieren wollten; es heißt im Dialekte der „Kuchelbrief" und enthält fast alle erdenklichen Fleischspeisen, mit Ausnahme von Wildbret und Fisch, die auch bei der prunkvollsten Hochzeit niemals erscheinen. Hier wirkt unbewußt noch ein uralter Gegensatz — „Wildbret und Fisch sind für der Herren Tisch"[1]. Was der einzelne von seinen Portionen nicht bezwingen kann, das legt er in ein eigenes Tüchlein beiseite, und diese Ueberreste werden „das Bescheidessen" genannt.

Freilich sorgt auch der Tanz, der unablässig zwischen den einzelnen Gängen tobt, für die Erneuerung eines grotesken Appetits. Während der Hochzeit dürfen nur die Geladenen tanzen, nach dem Abdanken, um 7 Uhr, können sich auch andere gegen Bezahlung der üblichen Scharen[2] beteiligen.

Aber bis zum Abdanken hat es gottlob noch gute Weile, zuerst müssen sie die Braut stehlen, ohne daß es der Hochzeiter bemerkt; sie wird dann in der Regel ins Herrenstüblein verbracht, wo man im vertrauten Kreise ein paar Flaschen vertilgt. Oben im Lärm des Festes merken sie es kaum, daß die Hauptperson verschwunden ist, denn von dem jungen Volk ist ja ein jeder sich selbst die Hauptperson. Wer unterdessen die Tische mustert oder die Musiktribüne, findet prächtige Typen. Breitspurig sitzt der Ehrvater dort mit rotglühendem Angesicht und beschaulicher Miene.

[1] Vgl auch Lexer, Mhd. Handwörterbuch III, 894.
[2] Oberländischer Ausdruck für Tanztour.

„Mit'n Kopf gang's no' guat,
Aber d' Füßl san schlecht!"

Um so resoluter und unverwüstlicher blickt die Ehrmutter drein mit ihren braunen, klugen Augen, sie ist sich ihrer Stellung voll bewußt — aber — aber —

„Und dös is wohl was Schöns,
Wenn ma' g'schatzt is und alt,
Aber — schöner is's do'
In die junge Jahr halt.

An Ehrmutter bin i,
Dös is dir wohl fein,
Aber — lieber no' möcht i
Glei d' Hochzeit'rin sein.

Und so denkt si' die Alte,
Druckt d' Aeugerl fein zua,
Aber — na' waar's erst lusti! —
Schneid hätt i no' gnua!"

Auch das junge „Basl", das zur Hochzeit entboten ward, scheint von diesem Schlag zu sein. „Dös is a Resche"[1] sagen die Bursche von ihr.

„Als a Sendrin is s' drobn
Auf der Grünseer Alm,
Die kann 's Kummadir'n
Mit die Küh und die Kalm.

Und die ferchtet wohl koan,
Der's zum Heiraten nahm,
Denn die kemmet ihm scho',
Wenn nur — er amal kaam'!"

Da plötzlich füllt ein dichtes Gedränge die Stube, die Lichter werden angezündet, und der Hausknecht, der soeben mit der Gießkanne den Staub gelöscht und das Parkett erfrischt hat,

[1] Eine lebhafte, rührige Person.

zieht sich respektvoll zurück. Es kommt der Glanzpunkt des Schmauses, das Abdanken oder Ehren. Ein Trompetenstoß verkündet das feierliche Ereignis, und nun beginnt der Hochzeitslader seinen uralten Spruch, der gottestreue Frömmigkeit und kecke Lebenslust in seltener Weise verbindet und zum Schlusse dem Brautpaar ein halb Dutzend Buben wünscht:

„Und a fünf a sechs Dirndln drunter,
Denn wo koane Dirndln san,
San d' Buben aa nit munter."

Dann aber kommt das gesamte Register der an der Hochzeit beteiligten Personen, wobei auch der Pfarrherr und der Wirt an hervorragender Stelle figurieren. Jeder dieser Toaste, wenn man sie so nennen will, beginnt auf die gleiche Weise: „Ferners bedanken sich die ehr= und tugendsamen Brautpersonen bei . . . Herrn Georg Hinterhuber, Knollbräu von Unterberg, als den Hochzeiter sein vielgeliebten Vettern, daß er an ihrem hochzeitlichen Ehrentag erschienen ist." Und dann folgt in der Regel eine kleine Neckerei. „Dös is aa scho' a schöner, der is g'wiß die Bauern nit guat, weil er gar so viel Räusch allweil in sei Bier einituat."

„Musikanten, ihm zu Ehren,
Laßt eure Instrumenter hören!"

Schallendes Gelächter folgt den einzelnen Reimen (auf ein halb Dutzend Versfüße geht es dabei nicht zusammen), ein gewaltiger Tusch ertönt, und mit Pathos tritt der Aufgerufene nun vor das Brautpaar hin und legt seine klingende Gabe in die Schüssel. Der Bräutigam reicht ihm den Krug zum Trunke, daneben aber wird eine sorgfältige Liste über die einzelnen Gaben geführt, damit man sich die Ziffer im gleichen Falle ad notam nehme.

In den wohlhabenderen Gegenden unseres Oberlandes kann man schwerlich unter 10 bis 20 Mark geben, „das heißt an goldenen Reichsfuchsen", wie der scherzhafte Ausdruck lautet, und

die Anzahl der Gäste beträgt bei einer guten Hochzeit wohl zwischen 60 und 100 Personen.

Mit dem Ehren aber hängt auch noch der Ehrtanz zusammen; das junge Paar tanzt zunächst einmal ganz allein, und sodann der Ehrvater mit der Braut und die Ehrmutter mit dem Bräutigam. Denn auf dem Lande heißt es: „Alter schützt vor — Tanzen nicht.“

„Ah — der Ehrvater ah —
Wie der blast, wie der schnauft!“[1]

Etwa bis Mitternacht harrt das Brautpaar aus, dann trachten sie unter mancherlei Hindernissen zu entfliehen, aber die Musikanten erspähen sie noch zu rechter Zeit und geben ihnen rauschendes Geleite. Dies „Heimblasen“ ist unvermeidlich. Draußen in der kühlen Nachtluft steht der Mond am Himmel, es wird so stille, und während die Musik langsam verhallt, reichen sich zwei Menschen die Hände und denken leise: „Der Tag is halt dengerscht der schönste im Leben!“

Der folgende wird „der goldene Tag“ genannt, er ist einer tiefen, beschaulichen Ruhe gewidmet, man freut sich des Hauses und des Besitzes, keine Arbeit darf getan werden. Nur in der Frühe geht man zur Messe und des Nachmittags mit den nächsten Anverwandten zum Wirt, wo die Abrechnung gepflogen wird.

Nach der obligaten Zeit, wenn alles sich korrekt verhält, erscheint der bewußte Sprößling, den der Hochzeitslader mit einem seltenen Scharfsinn prophezeite, und nun kommt der Gevatter zu Ehren. Der Pate oder Göd, wie man ihn oberbayrisch nennt, ist auf dem Lande eine viel wichtigere Person, als in der Stadt, er steht an Autorität dem Vater am nächsten und bekundet auch eine beständige Sorgfalt für das Kind. Von ihm wird der Taufschmaus bestritten, als Geschenk dient meistens eine Schaumünze, und überdies hat er die Verpflichtung, das Kind wenigstens einmal vollständig zu kleiden. Die Taufe selber findet nie im Hause, sondern nur in der

[1] Die Verse auf S. 66—70 sind Stielers Gedichtsammlung „A Hochzet in die Berg“ entnommen. Vgl. „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart“, S. 334 ff.

Kirche statt, wohin man selbst im tiefsten Winterschnee oft stundenweit fährt. Gelegentlich wirft auch der Schlitten um, im Wirtshaus aber, wo der Schmaus gehalten wird, legt man den jungen Weltbürger ruhig auf eine Ofenbank und fordert nichts von ihm als Schweigen. Der Mythus vom Storch ist auf dem Lande wenig bekannt, und wenn man Bauernkinder fragt, woher auf einmal das kleine Brüderlein gekommen sei, so kann man wohl die Antwort hören: „Ja, aus'n Brunnagrand hat's ihn auffig'schutzt."

Was die Namen anlangt, so sind sie fast nur aus dem Heiligenkalender entnommen, Sepp ist der beliebteste bei den Knaben und Miedei (Maria) bei den Mädchen. Nur aus seltenem Anlasse wird in die alte germanische Zeit zurückgegriffen; so beschloß zum Beispiel im Jahre 1879 das Komitee, welches die Einführung der Glasmalerei in Tegernsee feierte, um die sich Abt Gotzbert sehr verdient gemacht, bei einem Knaben die Patenstelle zu übernehmen, der diesen Namen bekommen würde, und alsbald fanden sich verschiedene junge Gotzberte zur Konkurrenz um diese Ehre ein. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß kürzlich im Tegernseer „Seegeist" unter den Verstorbenen das Kind Anonymus zu lesen war.

Der erste Besuch, den die Verwandten, Freunde oder Nachbarn bei der Wöchnerin erstatten, und das Geschenk, das sie bei dieser Gelegenheit mitbringen, heißt „das Weisat"[1]; eine Bewirtung im Taufhaus ist die selbstverständliche Erwiderung.

Am tiefsten aber bekundet sich wohl die Innigkeit des bayrischen Volkslebens in jenen Gebräuchen, die sich an die letzten, schweren Stunden des Daseins schließen — an den Tod.

Wo ein Sterbefall eintritt, bleibt die Leiche in der Regel im Haus, und Tag und Nacht hindurch lösen sich die Nachbarn ab, um Wache zu halten und bei den brennenden Kerzen zu beten. Nie habe ich diese Pflicht erfüllt ohne ein Gefühl der tiefsten Ergriffenheit. Selbst das Grab wird in der Regel von den Freunden und Nachbarn gegraben, und diese sind es auch, die den geschmückten Sarg tragen. Stirbt ein Kind, so fällt

[1] Es besteht gewöhnlich aus jungem Geflügel, Eiern, Mehl, Zucker usw. (also meist aus Eßwaren für die Wöchnerin).

dies Amt den Kindern zu, der Pate aber schickt das Totenhemd und die sogenannte Krone[1]; bei Jungfrauen verrichten die Mädchen des Dorfes diesen letzten Liebesdienst und bei jungen Männern deren Gefährten.

In der Jachenau ward der Sarg offen gelassen und nur das Antlitz des Toten bedeckt; im Berchtesgadener Land, wo viel Armut herrscht, hatten früher, wie die „Bavaria" berichtet, mehrere Gemeinden zusammen nur eine Totentruhe, aus der die Leiche vor der Bestattung wieder herausgenommen ward, sie war in ein Leintuch eingenäht und wurde so der Erde übergeben.

Die Leichenfrau, welche übrigens nur die äußerlichsten Veranstaltungen besorgt, wird mit einem schauerlich realistischen Worte „die Totenpackerin" genannt. Besonders ergreifend sind jene Bestattungen, wo die Leiche im langen Schiffszug über den See geführt wird. Mit Grauen aber denke ich an das Bild einer schönen jungen Sennerin, die auf der Alm verunglückt war und nun aufrecht sitzend auf einem schmalspurigen Wagen, der beim Sonnenschein eine brennende Laterne trug, zu Tal gebracht wurde.

Beerdigung und Gottesdienst fallen unmittelbar zusammen, und nach dem letzteren findet noch mannigfach das alte germanische Leichenmahl statt, bei dessen Schluß ausdrücklich für den Verstorbenen gebetet wird. So hat sich zum Beispiel im Salzburgischen der dialektische Ausdruck erhalten: „Wenn hamma 'n vertrunka?" anstatt „Wann haben wir ihn begraben?"

Am 7. und 30. Tage nach dem Tod werden wieder Gottesdienste gehalten, bei welchen die gesamte Verwandtschaft erscheint, aber auch sonst wird das Andenken der Geschiedenen auf mannigfache Weise geehrt. Sie kennen die schöne Sitte der Martertafeln für jene, die verunglückt sind; auf einer Felswand bei der Kaiserklause waren noch vor kurzem etwa zwanzig solcher Gedenkzeichen angebracht, und der Felsen selber heißt noch jetzt im Volksmund „die Tafeiwand".

[1] Eine aus farbigem Papier, Federn und Silberflitter über ein Gestell von Draht geflochtene Krone, die auf die Särge der Kinder, Jünglinge und Jungfrauen gestellt wird. Vgl. Schmeller I, Sp. 1372.

Nicht minder wurden die sogenannten Rêbretter[1], (auf welchen man die Leiche zu Grabe getragen) an grüne Waldbäume geheftet, sie tragen die Namen des Geschiedenen und das requiescat in pace, Rê aber bedeutet Leichnam, wie es schon im Parzival heißt: „Gebalsamt ward sin junger Rê".

Während der Trauerzeit, die sich für die Mutter auf ein Jahr, für den Vater und Paten in der Regel auf ein halbes Jahr und für Geschwister auf etwa sechs Wochen erstreckt, tragen die Frauen schwarzes Oberkleid und Halstuch, am Hute darf keine Goldschnur prangen, sie sind „in der Klag'", wie der dialektische Ausdruck lautet.

Doch mit den Scheidenden muß auch ich endlich von Ihnen scheiden. Vieles, was ich Ihnen gerne noch berichtet hätte, ist ungesagt geblieben, aber auch aus dem wenigen, was ich in dieser engen Stunde bieten konnte, werden Sie entnehmen, welches mächtige Stück Leben, welche Fülle von Gemüt und schaffender Gestaltungskraft in unserem oberbayrischen Volksstamme wurzelt!

Daß die neue Zeit, und was in ihrem Gefolge auf das Land dringt, auch auf Brauch und Sitte manchen zerstörenden Einfluß übt, daß auch hier die große Nivellierung ihr Werk versucht, das könnte freilich nur der Unverstand verkennen, aber ein Bollwerk bleibt doch noch immer gegen diesen Niedergang, und dies ist das Herz des Volkes, aus dem seine Sitte entsprang. Die Liebe zur Heimat wird auch hier noch lange manches köstliche Eigengut beschirmen, und die schönste Frucht aller Forschung ist ja neben der Wahrheit — das Vertrauen. Ich aber vertraue schrankenlos auf den gesunden Sinn unseres Volkes.

„Wie auch die Welt sich wandeln mag
Rastlos in Weben und Streben;
Bergvolk und grüne Bergeswelt
Sie haben ewiges Leben!"[2]

[1] Noch häufiger findet man diese Totenbretter im Salzachgebiet und im bayrischen Wald.
[2] Aus „Hochlandslieder" („Almlieder vor tausend Jahren"). „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)", S. 176.

IV.

Der Zeitgeist auf dem Lande.

Sie fühlen vielleicht mit mir den inneren Widerstreit, der in dem Titel unseres heutigen Stoffes zu liegen scheint; Sie fühlen, daß da zwei Begriffe ineinander gekettet sind, die sich ihrem Wesen nach eigentlich ausschließen.

„Auf dem Lande" — wem wird es bei diesem Gedanken nicht leicht und wohlig ums Herz, aber es ist nicht Tannengrün und Waldluft allein, was uns diese Stimmung gibt, sondern es ist ein Gefühl der Entlastung, das uns überkommt. Man wähnt sich und die andern frei da draußen von dem Lärm feindlicher Gegensätze, und das erst macht den Sonnenzauber der Landluft zum Seelenzauber, das ist es, was so viele große, tatenreiche Männer am Schlusse ihrer Laufbahn wieder zurückzieht in den Bannkreis ländlichen Lebens und ländlicher Arbeit. Auf dem Lande — bedeutet den Frieden.

Und wenn wir nun das andere Wort betrachten, das den Kern unseres heutigen Stoffes bildet, dann fühlen wir unwillkürlich ein gewisses Sträuben, denn es knistert durch dies Wort wie elektrische Funken. Wir fühlen uns hineingestürzt in das Gedränge gärender Geister und wogender Massen — der Zeitgeist bedeutet den Kampf.

Und zögernd fragen wir uns — ist es denn wirklich wahr, daß auch schon draußen im Bereiche stiller Beschaulichkeit und ländlicher Einfachheit jene unsichtbare, zerstörende Macht wirkt, die ein hundertjähriges Gefüge lockern und einer neuen Welt die Wege ebnen will — regt sich in der Tat auch auf dem Lande der Zeitgeist?

Noch vor zwanzig Jahren hätte man vielleicht vergeblich darnach gesucht, heutzutage würde man es vergeblich leugnen.

Ja, auch auf dem Lande macht sich jene riesige, innere Umgestaltung fühlbar, in der wir den Zeitgeist erblicken, wenn er auch natürlich nicht jene vulkanischen Aeußerungen zeigt, die das Leben der großen Städte erschüttern. Es ist nur wie ein grollendes Echo, wie ein Wellenschlag, der sich abgeschwächt auf die Peripherie überträgt, aber leugnen kann ihn keiner, der mit scharfen Augen in unser Volksleben hineinblickt.

Ich aber habe mir nun die Aufgabe gesetzt, Sie etwas näher und tiefer einzuführen in diesen geheimnisvollen Prozeß des Werdens, in diese geistige Umwandlung der alten in die neue Zeit. Ich möchte Ihnen zeigen, welche Elemente und Faktoren es vor allem sind, die als die treibende Kraft und als die Hebel dieses Umschwunges in Betracht kommen, welche Charakterzüge des Volkes zumeist dadurch berührt und geändert werden, und welche Grundlinien des bäuerlichen Lebens sich hinwiederum als ein Damm der Verneuerung entgegenstellen. Ich möchte Ihnen zeigen, wie man heutzutage auf dem Lande über die großen Fragen des Lebens denkt, und wie sich dieses Denken dann betätigt in Handel und Wandel, in Moral und Intelligenz, in Arbeit und Genuß.

Wenn ich dabei ganz allgemein „vom Lande" rede, so mag sich diese generelle Bezeichnung damit rechtfertigen, daß eben die ländlichen, d. h. die bäuerlichen Verhältnisse doch allenthalben unter denselben Grundbedingungen stehen, ob wir nun nach Norden oder nach Süden schauen. Im einzelnen aber ist es wieder Bayern und speziell das bayrische Oberland, dessen Zustände ich Ihrer Betrachtung unterbreiten möchte. Und es eignet sich auch in der Tat das bayrische Hochland zu dieser Betrachtung in vorzüglicher Weise, weil es einerseits durch seinen Bergcharakter die alten Ideen und Lebensformen besonders lange und intensiv erhielt, und weil es dann durch den plötzlichen, immensen Fremdenverkehr dem Einfluß der modernen Zeit unendlich mehr geöffnet wurde als das Flachland.

Und wie wirkt nun auf dies Volk der Berge jene rastlos schaffende und zerstörende Macht, die wir den Zeitgeist nennen? — Aber wir müssen zuerst uns fragen: Was *ist* der Zeitgeist? Das Wort hat einen dämonischen, gewalttätigen, unsympathischen

Klang — wer möchte dies leugnen? — Es hat ihn deshalb, weil sein Wesen ewig wandelbar, weil seine Anforderungen immer ungenügsam, weil sein Dasein unvertilgbar ist. Weil wir uns niemals sagen können, daß irgend eine Erklärung diesen Begriff ganz erschöpft, daß irgend eine Befriedigung ihn dauernd verstummen macht. Daher kommt jene eigentümliche Unruhe, mit der auch die schärfsten Denker diesem Worte stets gegenüberstanden, das sich rastlos wandelt vor dem grübelnden Verstande. Wenn wir vom „Geiste unserer Zeit" sprechen, so haben wir dabei vor allem das positive Gefühl der Errungenschaften, welche die Gegenwart uns gebracht hat oder erstrebt, aber sowie wir vom „Zeitgeist" reden, beherrscht uns unwillkürlich eine negative Empfindung; wir fühlen das zerstörende Moment heraus, das minenartig in diesem Worte lagert, wir fühlen die aggressive Spitze des Werdenden gegen das Bestehende. Das Wort ist vielleicht das modernste, das wir im Munde führen, und dennoch ist es so alt als die Erde; sein Stachel war es, der die Sklaven Roms um Spartakus versammelte und die deutschen Bauern um den Bundschuh; seine Marksteine sind 1789 und 1848; wie eine Hydra schlingt es sich durch die Geschichte der Staaten. Und vergeblich haben Genie und Macht sich gemüht, es zu überwinden.

Das einzige Ziel aber, das der „Zeitgeist" in unseren Tagen sich gesetzt — ich glaube, es ist die schrankenlose Freigebung, die unersättliche Betätigung der individuellen Persönlichkeit. Das Ich macht sich überall geltend auf Kosten des Ganzen, und das Recht auf Kosten der Pflicht, selbst bei den niedrigsten Existenzen hat dieser Gedanke eine wuchernde Kraft gewonnen, und fast völlig ist jenes lindernde Moment verloren gegangen, das die Weisheit geistig beschränkterer Zeiten war — die Resignation. Schon frühe hat die Rechtsordnung es als einen Teil ihrer ethischen Aufgabe betrachtet, die Befreiung des Individuums auf gesetzlichem Wege anzubahnen, sie gab den Menschen frei, indem sie Hörigkeit und Leibeigenschaft beseitigte; sie hat von seiner Arbeitskraft und seinem wirtschaftlichen Leben allmählich jedes Hemmnis fremder Privilegien hinweggeräumt, sie gab ihm die Gründung einer Familie

fast bedingungslos anheim, ja, sie hat das Individuum selbst auf dem letzten und höchsten Gebiete, auf dem politischen, emanzipiert, indem sie dem Proletarier das allgemeine Stimmrecht gab.

Wer diese Riesenarbeit überblickt, welche die Legislative in den letzten Jahrzehnten vollbracht, um die individuelle Persönlichkeit des einzelnen nach allen Seiten hin zu erlösen, der kommt fast auf den Gedanken, es habe der Staat in ahnungsvoller Sorge den begehrlichen Zeitgeist gleichsam entwaffnen wollen, indem er den Ansprüchen desselben im vornhinein gesetzliche Befriedigung verlieh. Aber alles, was man gegeben, war zu wenig und zu viel, — zu viel für das geringe Pflichtgefühl, wie es den heutigen Massen innewohnt, zu wenig für die unersättlichen Ansprüche derselben! Denn die Mehrzahl begnügt sich nicht mit der Gleichheit aller vor dem Gesetze, sondern sie will eben die Gleichartigkeit oder doch den Ausgleich der wirklichen Lebensverhältnisse, die soziale, die wirtschaftliche, die moralische Nivellierung; sie erblickt auch im wohlerworbenen Rechte des Nächsten nur ein drückendes Vorrecht, und dieser Gedanke ist es, der unablässig den Zeitgeist zum Kampfe befeuert. Dieser Kampf ist natürlich unermeßlich geschärft und zündender in den Arbeiterschichten der großen Städte, aber wirksam ist er auch bereits in der bäuerlichen Bevölkerung, auf dem platten Lande, wenn er auch dort zunächst noch mehr das Absterben der alten Traditionen, als den Sieg neuer Ideen bedeutet.

Sie alle wissen es aus eigener Erfahrung, wie tief sich die Lebensverhältnisse auch auf dem Lande seit den letzten zehn Jahren geändert haben. Sie kennen wenigstens die Tatsache, wenn Ihnen auch die Einzelheiten, die inneren Momente dieses Umgestaltungsprozesses ferner liegen; Sie können mit Händen greifen, wie der Fremdenverkehr und die Eisenbahnen täglich neue Begriffe hinaustragen, wie die allgemeine Wehrpflicht, die Vervollkommnung der Schule, die Verbreitung der Tagesblätter usw. wirkt. Es wäre einseitig, die wirklichen Verbesserungen, welche die Neuzeit damit schuf, zu verkennen. Eine Fülle gemeinnütziger Einrichtungen, die man vordem nicht kannte, entstand, mancher Zug wahrer Humanität begegnet uns.

Der materielle Wohlstand und der Durchschnitt geistiger Bildung ist gleichmäßig gewachsen, und wieviel ist schon allein das Bewußtsein wert, daß der Bauernstand nun keine abgeschlossene, oder richtiger, ausgeschlossene Kaste mehr im öffentlichen Leben bildet!

Das alles sind bedeutsame Errungenschaften, die das ländliche Dasein der Neuzeit verdankt, aber zur vollen Gültigkeit, zur durchgebildeten Wirklichkeit sind sie freilich noch keineswegs gediehen. Wir stehen auf einer Uebergangsstufe, und bei jedem Uebergang sind die Schatten fühlbarer als das Licht; der Nutzen zeigt sich erst später, die Unzuträglichkeiten zeigen sich sogleich. In doppeltem Maße aber gilt dies bei dem Bevölkerungselement der niederen Schichten, das sich schwerer akkomodiert, weil es minder elastisch ist, das den Ausgleich zwischen früherer Gebundenheit und plötzlicher Freiheit unmöglich sofort zu finden weiß. Es fällt rasch heraus aus der bisherigen Rolle und wächst nur langsam hinein in seine veränderte Stellung, es löst sich ab vom bisherigen Brauch und hat doch noch keine andere sichere Tradition für die Zukunft: mit einem Wort, man ist zu klug geworden für die alte Zeit und noch nicht reif genug für die neue. Das ist der Zustand unseres heutigen Bauernlebens, das ist der Zeitgeist auf dem Lande.

Der wesentlichste Umschwung aber, den das äußere Leben unseres Bauern durch die neue Zeit erfahren hat, liegt jedenfalls darin, daß ihm das spezifisch ständische Bewußtsein mehr und mehr abhanden kommt, welches er früher im guten wie im schlechten Sinne besaß. Ehedem war er Bauer und nichts als Bauer, aber das auch ganz, vom Wirbel bis zur Zehe; er sah und er wollte nicht heraus aus seiner enggeschlossenen Sphäre, sein ganzer Zusammenhang mit der Weltgeschichte war die Schranne. Trotzig hielt er jedem anderen Stande seinen eigenen — den Nährstand — entgegen, und durch sein Gespräch, wenn er sich überhaupt aufs Vergleichen einließ, klang stets der stolze Refrain, den man bisweilen noch in alten Bauernhäusern auf gemalten Tafeln findet:

„Ich lasse den lieben Herrgott walten,
Ich muß euch doch allesamt erhalten.“

Heutzutage ist der Bauer ein Bürger — so paradox dies Wort auch klingen mag, oder doch ein Staatsbürger, der unablässig mit allen möglichen öffentlichen Dingen befaßt wird; seine ganze Persönlichkeit ist auf ein anderes Niveau gestellt. Bedenken Sie doch, daß es der bäuerliche Bürgermeister ist, der als Standesbeamter die junge Fürstin traut, wenn dieselbe auf dem Stammsitz ihrer Ahnen Hochzeit hält, daß Bauern zu jener Richterbank berufen waren, welche den Grafen Chorinsky verurteilten[1], daß der Bauer im offiziellen Coupé I. Klasse nach Berlin fährt, um dort dem Reichstag sein „Nein" zu bringen. Solche Umstände muß man erwägen, um zu begreifen, wie tief sich seine persönliche Stellung seit einem Jahrzehnt gewandelt hat, und wie der lokale Wirkungskreis derselben endgültig durchbrochen ist. Auch früher hatte ja der Bauer unleugbar einen starken Trieb zur persönlichen Geltendmachung, zur Repräsentation; es ist kein Märchen, daß man in Niederbayern bei festlichen Zusammenkünften die Wagenräder mit Champagner wusch, selbst die Pferde, die den „Kammerwagen" seiner Tochter zogen, erhielten z. B. im Rosenheimer Bezirke vor jedem Wirtshaus zwei Maß Bier in den Barren, — aber ein Zug war doch allen diesen Aeußerungen des Bauernstolzes gemeinsam — der Bauer blieb damit in seiner heimischen, bäuerlichen Sphäre. Ja, es war gerade das ein Teil seines Stolzes, daß er von dem nichts wissen wollte, wodurch die übrigen Leute sich geltend machten. Er war sich selbst genug und lebte mit der äußeren Welt in einem permanenten negativen Kompetenzkonflikt, indem er Hunderte von Dingen mit dem inappellablen Bescheide abwies: „Döß geht mi' nix an." Jetzt ist dies umgekehrt geworden, sein Stolz besteht heute nicht mehr darin, daß ihn die Dinge nichts angehen, sondern vielmehr darin, daß er „auch dabei" ist; es ist Mode in seine Passionen hineingekommen. Er muß sein „Laufroß" vor dem Einspänner haben, anstatt der dicken gutmütigen Bauernstute, womit sein Vater fuhr; er

[1] Graf Gustav Chorinsky, österreichischer Oberleutnant, hatte 1868 seine Geliebte, die Stiftsdame Julie Ebergenyi, veranlaßt, seine von ihm getrennt in München lebende Gattin durch Gift (Blausäure) zu beseitigen. Er wurde hiewegen vom Schwurgericht in München zu 20jähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Vgl. „Der neue Pitaval", 1868.

wettet wie andere Freunde des Sports und ambitioniert es entschieden, daß er z. B. bei landwirtschaftlichen Festen oder dergleichen Gelegenheiten als Sachverständiger oder Preisrichter erscheint. Noch vor Jahrzehnten kam der Bauer höchstens einmal im Leben in die Stadt, und dann war es mit dem Reisen so ziemlich vorbei bis zur Reise in die Ewigkeit; jetzt können Sie jeden Tag ganze Reihen in Münchener Vergnügungslokalen finden; der Marktschreier druckt auf seine Plakate „für die Herren Landleute", und sogar im standesamtlichen Register heißt es „Oekonom" statt „Bauer". So beginnt selbst der Name zu wanken, und eine Tatsache von tiefster, kulturgeschichtlicher Bedeutung tritt uns aus diesen Wandlungen, wie wir sie eben dargestellt, entgegen: die räumliche Abgeschlossenheit, in welcher der Bauer früher lebte, ist für immer zerbrochen, seine Persönlichkeit ist hinausgewachsen über die Schranken seines Besitzstandes, mit welchen sie vordem unzertrennbar verknüpft war, — und damit sind auch die Besitzverhältnisse selbst wankend geworden. Ihre einstige Bürgschaft war ja eben jener trutzige Stolz eines abgeschlossenen Charakters, der sich um keinen Preis loslösen oder wegheben wollte von der ererbten Scholle; ihre heutige Lockerung wurzelt eben darin, daß dieser Charakter gelockert ward unter dem rastlosen Drange persönlicher Geltendmachung. Er selber geht der Versuchung nicht nach, aber sie kommt zu ihm und spiegelt ihm hundertmal den Gedanken vor, ob er sich nicht eigentlich noch viel stattlicher ausnähme, wenn er mit den 80 000 Mark, die sein Hof etwa wert ist, den Rentier spielte? Denn Nichtstun bleibt nach bäuerlichen Begriffen doch immer noch das Vornehmste von allem.

Zahllose Spekulanten, die allerwärts auf der Lauer liegen, greifen diesen Gedanken auf, und so werden jene Hunderte von uralten Gehöften oder „Heimaten", wie sie der Volksmund tiefsinnig nennt, alljährlich zertrümmert; es ist nicht der Unverstand der einen und nicht die Habsucht der andern allein — es ist der Zeitgeist, der sie verschleudert. Die Persönlichkeit des Bauern ward mobilisiert aus ihrer hundertjährigen abgeschlossenen Ruhe, aber mit seiner Persönlichkeit ist auch seine Habe mobil geworden aus ihrer alten Unantastbarkeit. Das ist der

erste und tiefste Schatten, der auf dem Lande den Wahlspruch unserer fortgeschrittenen Zeit begleitet: „Es werde Licht."

Allein auch da, wo keine leichtfertige Veräußerung erfolgt, wo der Bauer nicht ans Verkaufen denkt, sondern selber noch wirklich arbeiten will, ist schon diese Arbeit an sich unendlich anders geworden, als vordem. Der ganze landwirtschaftliche Betrieb hat neue Ziele; denn während unser Bauer sonst den Ertrag von Ackerbau und Viehzucht nur zum eigenen Bedarf verwertete oder den Ueberschuß höchstens an Ort und Stelle abgab, ist jetzt alles Handelsobjekt geworden, er spekuliert und ist mit Eifer darauf bedacht, wo möglich auch die Verarbeitung des Rohproduktes in der Hand zu behalten. Es ist ein konformer Zug — wie in seine Persönlichkeit eine Art von bürgerlicher Repräsentation hineinkam, so hat auch seine Arbeit eine Art von industriellen und kommerziellen Zusatz erhalten, welcher derselben das spezifisch bäuerliche Gepräge nimmt. Rein wirtschaftlich betrachtet, wäre dies ja wohl ein Fortschritt, wenn nur auch der Bauer stets die richtigen Hände dafür hätte, aber in der Regel ist leider das Gegenteil der Fall; denn kein Stand ist so wenig zur Vielseitigkeit veranlagt und erzogen — und doch spürt keiner von allen so viel Neigung zum Probieren. So zeigt uns auch hier der Geist dieser neuen Zeit sein doppeltes Walten, er steigert auf der einen Seite den Betrieb und die Tätigkeit der bäuerlichen Wirtschaft aufs höchste und gibt ihr zahllose Impulse, aber mit einer Art von heimtückischer Verblendung lockt er wieder zugleich den einzelnen hinaus über die Grenzen seiner Kraft.

Nicht nur durch die Passion, zu verkaufen, wie wir oben geschildert haben, sondern auch durch diese Art des Betriebes, durch diesen Hang industrieller Vernutzung ist der ländliche Besitzstand bereits vielfach gefährdet, weil der Bauer zu viel beginnt und sich als Geschäftsmann gebaren möchte, ohne ein Geschäftsmann zu sein. Vor allem hat er e i n e unleugbare Schwäche, er kann mit dem Bargeld nicht umgehen, entweder legt er es als Sparpfennig nutzlos in den Strumpf, oder wenn es verwendet wird, so wird es meist ebenso nutzlos verschwendet. Allein selbst da, wo der Bauer sein mobiles Vermögen zins-

tragend anlegen möchte, geht er gewöhnlich den verkehrtesten Weg — nicht bei den Kapitalisten der großen Städte, sondern auf dem Lande, bei unseren Knechten, Fuhrleuten und Taglöhnern müssen Sie Spanier- und Türkenlose und jene Ratenbriefe suchen — „Gottes Segen bei Cohn“. Ich habe sie nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten dort gefunden, und es ist geradezu unglaublich, wie hilflos der Bauer der Verwertung des mobilen Kapitals noch heute gegenübersteht. Ein Lenggrieser Holzknecht, der für 100 fl. gute bayrische Staatspapiere gekauft, sprach nach einiger Zeit ganz traurig zum Gutsverwalter von Hohenburg: „Jetzt hab i g'moant, i hab ebbes Guats und daß mir der Staat mei' Interesse zahlt — jetzt wart i schon 2 1/2 Jahr, und der Spitzbua is no' nit kemma.“ Das Papier wurde sofort besichtigt, und die Coupons der fünf Semester waren unversehrt an demselben — aber der Holzknecht wollte von weiterem Besitz nichts wissen und meinte: „Dös g'hört si' halt do' nit, daß i da erst an andern anpacken muß, er sollt halt doch selber kemma und mir mei Interesse zahlen.“ Das Brachliegen des baren Geldes ist übrigens durch das Mißtrauen, das man der neuen Währung entgegenbrachte, noch bedeutend vermehrt worden. In einem Zuge, mit dem ich voriges Jahr über Holzkirchen nach München fuhr, befand sich ein interessantes Frachtstück — ein Bierfaß, dessen Inhalt aber nicht für den Magen, sondern für die bayrische Münze bestimmt war. Der Bauer, dem es gehörte, hatte kurz vorher einem Vertrauensmanne mitgeteilt, daß er noch einiges alte Silbergeld besitze, weil er eben doch nicht glauben konnte, daß die „lumpigen Markln obenauf bleiben“. Nun aber werde ihm doch allmählich Angst.

„Is's viel?“ frug der Vertraute teilnahmsvoll. „Ja, wenig nit (erwiderte der andere) 50 000 Gulden halt, lauter Zweiguldenstückl.“

Natürlich gibt es auch nach der entgegengesetzten Seite bemerkenswerte Ausnahmen, es finden sich ab und zu auch Bauern, die in der Tat mit ingeniösem Blick ihr Kapital zur Arbeit zwingen und einen industriellen Betrieb in Flor bringen. So steht z. B. im Mangfalltal ein altes, mächtiges

Gehöft, zum Schmerold geheißen, das schon in Urkunden von 1017 mit demselben Hausnamen vorkommt; der Vater, ein unruhiger Kopf, war 1848 nach Amerika geflüchtet, und so übernahm der Sohn, nachdem er mit 18 Jahren großjährig erklärt worden war, das elterliche Gut. Er war kein Kopfhänger, der etwa Stall und Pflugschar verabsäumt hätte, im Gegenteil, er war so tüchtig, daß er als 25jähriger Mann zum Bürgermeister seiner Gemeinde erwählt ward. Aber er besaß die beneidenswerte Gabe, Lebensfrohheit und Lebensernst zu verbinden; statt müßig zu sein in freien Stunden, las er, und sein Lieblingsbuch war die — Physik von Eisenlohr[1]. Bedenken Sie es, welche Mühe, welche Geduld, welcher Heroismus nötig ist, um mit den Vorkenntnissen eines Bauernjungen ein solches Buch durchzulesen, er aber sah dabei hinunter auf die grüne Mangfall und dachte sich, warum doch eine so prächtige Wasserkraft ganz unbenützt vorüberrauschen sollte. Dann zeichnete er selber den Plan für eine kleine Fabrik, er kam in die Stadt, um die nötigen Maschinen kennen zu lernen und zu studieren, und da es mit den heimischen Arbeitern nicht gehen wollte, so nahm er ohne weiteres Italiener in seinen Dienst und lernte italienisch, um sich mit ihnen zu verständigen. Schon übers Jahr stand eine kleine, aber blühende Papierfabrik am Ufer unter dem alten Bauernhofe, der unverändert betrieben wird; der Schmeroldbauer selbst aber ist die ganze Nacht auf den Beinen, denn die Bestellungen sind so zahlreich, daß selbst des Nachts gearbeitet werden muß. All' das aber sind, wie wir es bereits erwähnten, seltene Ausnahmen, Hunderte gehen darüber zugrunde, bis einem solcher Erfolg zuteil wird.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so hat sich das Wesen der bäuerlichen Arbeit im allgemeinen ebenso tief geändert, wie das der bäuerlichen Persönlichkeit, die Arbeit ist freier geworden in ihrem Betriebe, aber nicht in ihrer Auffassung; sie hat den Fluch verloren, der sie zu Zeiten der Hörigkeit bedrückte, aber auch den Segen, der ihr eigen war, bevor der

[1] Eisenlohr Wilhelm (1799—1872), verdienter Physiker; sein „Lehrbuch der Physik“, zuerst 1836 erschienen, erlebte eine Reihe von Auflagen.

Zeitgeist sie zur schrankenlosen Gewinnsucht entarten ließ.

Am deutlichsten aber zeigen sich diese Uebelstände bei dem dienenden Teile der bäuerlichen Bevölkerung; hier ist der Rückgang, den das ehrliche, pflichttreue Arbeiten erfahren hat, wohl am empfindlichsten. Ich kenne eine alte Grabschrift aus dem Freisinger Gaue von 1650; ein Bauer ließ den Knecht, der 56 Jahre bei ihm gedient, in seinem Familienbegräbnis beisetzen und auf dem Steine steht eine Heugabel, ein Rechen und ein Schubkarren und in der Kreuzung das Diktum:

„Da liegt der Herre bei seinem Knecht,
So ist es recht.“

Es ist wohl die letzte Gerechtigkeit gemeint, vor welcher wir alle gleich sind, der heutige Knecht aber will schon bei Lebzeiten diese Devise verwirklichen. Die 56 Jahre freilich werden dabei für entbehrlich gehalten, es dauert, wenn es gut geht, ebenso viele Wochen; dann will man es wieder einmal anderswo „probieren“, schon um der Abwechslung willen, und vielleicht läßt sich ja auch ein neuer Vorteil erzwingen. Daß man auch seines Herrn Vorteil zu wahren hat, das ist heutzutage selbst auf dem Lande fast völlig vergessen, die Dienstboten erfüllen im besten Falle knapp ihre Obliegenheit, aber sie sind nicht mehr wachsam besorgt, um dem Haushalt hier einen Nutzen zu sichern und dort eine Schädigung zu ersparen, sie fühlen sich nur in einem Vertragsverhältnis, nicht mehr in einem Verhältnis zur Familie, unter deren Dach sie wohnen. Verschwunden ist jenes Ehrgefühl, das den höchsten Stolz in die vollste Erfüllung der Pflicht setzt, man freut sich wenig des Lobes und schämt sich noch weniger des Tadels — denn der ganze Ehrgeiz ist auch hier nach außen gerichtet, auf die Geltendmachung der Persönlichkeit. Wenn man die Arbeit versäumt, das macht nichts, aber den Tanzboden zu versäumen, das wäre ein Unglück. Ein junges Mädchen, das voriges Jahr auf einem Einödhofe in Tegernsee in Dienst treten sollte, wies das vorteilhafte Angebot zurück, weil die Gelegenheit zu ungünstig sei, um hier eine Liebschaft anzufangen. „Schau

(sprach sie ganz offen zur Bäuerin) 's is überall z'weit hin und überall z'weit her."

Ebenso ist es ein kleines, aber doch unendlich vielsagendes Symptom, daß man seit einiger Zeit den biederen Namen des „Hausknechts" allgemein in „Hausmeister" verwandelt hat; nur so ruft jetzt der Wirt oder Posthalter in den Stall, wenn eingespannt werden soll, und der ahnungslose Fremde, der von diesem sozialen Ereignis noch nicht unterrichtet ist, riskiert ohne Antwort zu bleiben, wenn er den neben ihm stehenden Träger der Zipfelhaube als „Hausknecht" interpelliert. Hier liegt in der Tat in dem Wechsel zweier Worte der Wechsel zweier Zeiten begriffen: der Knecht will Meister werden.

Wenn er es nur auch an Tüchtigkeit, an Verlässigkeit, an Pflichtgefühl geworden wäre, aber diese Entwicklung steht zur andern leider im umgekehrten Verhältnis. Das wissen übrigens auch die Leute selber ganz gut. Ich besitze das Manuskript höchst origineller und anmutiger Gedichte, die eine Bauerntochter von Glashütten verfaßt hat, welche als Magd in Bad Kreuth dient. Das Thema derselben ist mit reizender Naivität gewählt — es behandelt die Schlechtigkeit der heutigen Dienstboten, und ich würde Ihnen sehr gerne ein paar Pröbchen davon mitteilen, wenn dieselben nicht gar zu naturalistisch wären.

So hat denn auch auf diesem Gebiete der Zeitgeist seine zersetzende Kraft erprobt, er hat die Verhältnisse des bäuerlichen Dieners nicht nur äußerlich gefährdet, sondern innerlich gelockert, er hat Knecht und Magd abgelöst aus dem uralten, häuslichen Zusammenhange, in dem sie sich ehemals sicher und trotz bescheidener Stellung oft stolz und glücklich fühlten, und hat ihnen jenen Zug von individuellem Selbstgefühl gegeben, zu dessen Befriedigung doch die individuellen Mittel fehlen. Ueberall will auch hier die Persönlichkeit sich geltend machen; es genügt ihr nicht, als dienendes Glied in der großen Kette zu stehen, und darum ist es auch so schwer, ja, fast unmöglich, sich mit aller Rücksicht, Freigebigkeit und Güte noch ein Gefühl persönlicher Ergebenheit zu sichern. Es gibt fast keinen Dank in diesen Kreisen mehr — man fühlt sich angehängt, nicht anhänglich. Im Wappen der englischen Thronfolger steht der

hundertjährige Wahlspruch „Ich dien“, der deutsche Bauernjunge hat zu viel Selbstgefühl, um dieses Wort zu ertragen.

Die Erschütterung, welche die bäuerlichen Dienstverhältnisse auf solche Weise erfahren haben, ist vielleicht der größte und schlimmste Erfolg, welchen der Zeitgeist bisher in der Landbevölkerung zuwege brachte, denn einer der ältesten und festesten Organismen ward dadurch getroffen.

Noch geringeren Widerstand boten seinem Einflusse naturgemäß von Anfang an die Handwerksverhältnisse dar, die auf dem Dorfe ja ohnedem stets stiefmütterlich vertreten waren. Die wenigen Gewerbe, welche früher dort Zulaß hatten, besaßen ein Monopol und arbeiteten schlecht; die neueren, die mit der Freigabe hinzukamen, schufen zwar einige Rivalität, aber sie erhöhten die allgemeine Leistungsfähigkeit nur wenig und blieben numerisch doch immer sehr gering. So ist der eigentliche Handwerker- und Arbeiterstand, der ja in großen Städten die soziale Bewegung trägt, auf dem Lande nur ein verschwindender Hebel für den Zeitgeist; tief geändert, und zwar nicht zum besten, wird freilich auch dieses Gebiet der Arbeit durch die sogenannten modernen Ideen.

Der Gewerbsmann auf dem Lande ist noch altmodisch und schwerfällig in allen Dingen mit Ausnahme der Rechnung; die geringe Konkurrenz und der Umstand, daß der Konkurrent es eben auch nicht anders macht, befähigen ihn, so ziemlich nach Belieben mit den Kunden zu verfahren. Noch mehr als in den Städten lassen sich hier halbausgelernte Leute nieder, die natürlich auch nur halbe Arbeit liefern; die Klage, daß es nichts zu tun gibt, ist auch draußen allgemein, aber was man bestellt, wird niemals rechtzeitig fertig, und die Unsolidität unserer Erwerbsverhältnisse, bei der es häufig nur darauf ankommt, Geld zu verdienen, ohne daß man sich darum kümmert, was man dafür leistet, ist auch dort schon in bedenklichem Maße entwickelt. Ungescheut werden die Nahrungsmittel gefälscht, nicht hinter dem Rücken, sondern in Gegenwart der Kunden gießt die bäuerliche Milchfrau das entsprechende Wasser in den Kübel, und der Butterhändler erklärt ganz offen, daß er dies Jahr schlechtere Ware geben werde, weil das Geschenk, das man ihm

mitgebracht, ungenügend ausgefallen sei. In Tegernsee ist nur dann Sauerkraut zu bekommen, wenn mehrere Personen zufällig solches wünschen, denn wegen einer einzelnen ist es zu mühsam, den schweren Stein vom Fasse zu heben; die Köchin, die nach dem Preise von Eiern frägt, erhält die Antwort: „Kaufen S' eine? Wenn S' keine kaufen, na' brauchen S' es nit z'wissen, was s' kosten, na' geht's Ihne z'erst nix an." Einem Handwerker, der im Hause etwas auszubessern hatte, war über den Lohn hinaus ein Trinkgeld von drei Mark versprochen worden, damit er die Sache auch gewiß recht machen möge, er aber erwiderte: „Was, nur drei Mark? — um dös kann ich's nit recht machen!" Welcher Abgrund tut sich auf hinter dieser offenherzigen Antwort, welches Streiflicht fällt damit auf unseren ländlichen Gewerbsbetrieb! Das populärste aller Gewerbe aber ist draußen leider das Wirtshaus, und die brennendste Frage für die ganze ländliche Gewerbspolitik liegt gerade in der unverhältnismäßigen Vermehrung dieses Zweiges, in dem förmlich alle schlimmen Neigungen zusammentreffen. Der Hang, bequem und ohne wirkliche Arbeit Geld zu machen, verlockt eine Menge kräftiger junger Leute, eine Wirtschaft zu begründen, und der neue Gründer, der nun in Hemdärmeln unter der Türe steht, dünkt sich dann in der Regel noch um 100 Prozent erhaben über den Bauern, der vor seinen Augen auf dem Felde ackert; die vermehrte Gelegenheit schafft natürlich auch vermehrten Besuch, freilich nicht soviel, um den Unternehmer vor dem Bankrott zu schützen, aber doch genug, um so und soviel Müßiggänger gleichfalls zum Bankrott zu bringen. Früher gab es überall nur ein einziges stattliches Gasthaus im Orte; da war der Wirt noch in der Tat persona publica und hielt mit eigener Hand gewaltige Hauspolizei, jetzt finden Landstreicher und halbgewachsene Bursche in Winkelkneipen willkommene Unterkunft, und wenn das Gespräch augenblicklich verstummt, sobald ein Unberufener in die Stube tritt, mag man daraus wohl folgern, was dort besprochen wird. Die vielgerühmte Sicherheit des Eigentums, die noch vor fünfzehn Jahren im bayrischen Oberland jeden Verschluß entbehrlich machte, ist jedenfalls nicht das Endziel dieser Debatten.

Der Jackel steht vom Wirtstisch auf,
Dem kann dös Bier sein an!
„Jetzt," sagt er, „muaß i's halt probiern,
Ob i no' hoamgehn kann?
Und wenn i nimmer gehn kann, woaßt
(So hat er g'sagt), woaßt was?
No ja, na' kimm i wieder z'ruck,
Na' — trink' ma no' a Maß."

Der Posthalter jammert: „I bin nit z'neiden —
Heuntz'tag, dös san scho' schlechte Zeiten!
Bringst oan a recht a G'fraaß[1] daher,
Ja schaug, dös frißt dir koaner mehr.
Is 's Bier verderbt, dös spannen s' g'schwind,
Bist grob, na' bleibst von Anfang hint.[2]
Na' sollst no' sauber sein dabei,
Dös is ja do' a Sauerei!
Ja, so a Wirt is nit zum neiden,
Heuntz'tag, dös san scho' schlechte Zeiten:
Und 's Schlechtest is no' dös — jawohl!!
Daß aa no' alles guat sein soll!"[3]

Ich habe versucht Ihnen bisher zu zeigen, wie sich der Zeitgeist auf allen großen Gebieten des ländlichen Lebens geltend macht, wie er die Persönlichkeit des Bauern umgestaltete und seiner Arbeit ein anderes Gepräge gab, wie die Besitz- und Dienstverhältnisse davon berührt wurden, wie die gewerbliche Tätigkeit darunter litt, aber ebenso deutlich und scharf zeigt sich dieser Wandel im hundertfältigen kleinen Alltagsleben. Unverkennbar tritt allenthalben das Bestreben zutage, es den bürgerlichen Ständen und dem städtischen Elemente

[1] Recht schlechtes Essen. [2] Bleibst du im Nachteil.

[3] Beide Gedichte sind der Sammlung „Um Sunnawend" entnommen („Aufs Wiederseh'gn" und „Schlechte Zeiten"). „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart", S. 294 und 297.

nachzumachen. Noch vor fünfzehn Jahren wußte kein Mensch im bayrischen Oberland etwas von Polka oder Schottisch, und jetzt hört man dieselben auf jeder Kirchweih spielen; welcher Bauer kannte damals die Photographie, und nun läßt jeder Hüterjunge sich in seinem Sonntagsstaat „portographieren", wie der technische Ausdruck lautet; es ist natürlich nicht Kunstsinn, denn die Maler wissen gar wohl, wie mächtig sich der Bauer älterer Ordnung sträubte, wenn man ihn ja einmal ins Skizzenbuch „abschreiben" wollte, sondern es ist Mode, Selbstgefühl, es ist die Zeit. Daß dem in der Tat so ist, das zeigt der naive Ausspruch eines Bayrischzeller Knechtes, der vor dem Bildnis einer Preiskuh kopfschüttelnd sprach: „Na na, döš is do' schandvoll, die Hoffart heutigstags, jetzt laßt sich 's Viech aa noch photographieren."

In den bäuerlichen Haushalt sind natürlich durch die erleichterten Verkehrsmittel ebenfalls eine Reihe von Geräten und Gebrauchsartikeln hineingekommen, von welchen man vordem keine Ahnung hatte; am populärsten von allen aber ist unleugbar das Petroleum geworden, das man jetzt fast in jeder Holzhauerhütte findet. Es ist dies um so merkwürdiger, wenn man die lange, mannigfache Opposition bedenkt, die sich hiegegen in städtischen Kreisen erhoben hatte.

Verhältnismäßig am wenigsten hat sich die Nahrung geändert, weit mehr ist dies mit Kleidung und Tracht der Fall; die Nahrung ist eben eine ganz interne Angelegenheit des Hauses, das Kleid aber wirkt nach außen und ist ein Stück Repräsentation. Hier zeigt sich indessen ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Neuerungssucht der Männer und dem konservativen Geiste der Frauen; denn während die Tracht der Frauen fast unverändert dieselbe blieb, gehören Kniehosen und Wadenstrumpf schon zu den Seltenheiten. Es meinte zwar ein schalkhafter Bauer, als man beim Wirt von Gmund die Ursachen dieses Rückganges besprach, es gebe deshalb keine Wadelstrümpfe mehr, „weil s' keine Wadeln nimmer haben"[1], allein der wahre Grund liegt auch hier ein wenig tiefer, er liegt in dem unauf-

[1] Dieses Bonmot verwertete Stieler in einem Gedicht „Die Wadelstrümpf" in „Habt's a Schneid?" „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 218.

haltsamen Drang zur Nachahmung, zur Nivellierung. Fast allenthalben herrscht jetzt das lange Beinkleid; auch die Joppe, die übrigens nicht bayrischen, sondern tirolischen Ursprungs ist, und die vor sechzig Jahren noch kein Mensch im bayrischen Hochland trug, weicht bereits vielfach dem dunklen Wams, am sichersten aber ist der Wechsel der Mode aus dem Hute zu erkennen, und der Hut bedeutet nicht selten den Kopf.

Ganz fundamentalen Einfluß hat übrigens die Zeit auch auf den Kreis der volkstümlichen Vergnügungen und Zusammenkünfte geübt. Hier wird vor allem das politische Element recht merkbar, wenn wir es so nennen wollen, das Interesse, die neugierige Teilnahme an dem, was draußen in der Welt geschieht; hier, wo er unter den Leuten und im öffentlichen Verkehr steht, fühlt sich der Bauer doppelt als einen Mann, der „auch dazu gehört". Und hier zeigen sich auch manche förderliche und originelle Seiten.

Bei einem Kirchgang im Neuhaus stichelte ein Tiroler auf die Bayern, da erhob sich jählings ein Bursche von Ellbach und rief mit dröhnender Stimme: „Tirolerspitzbub, red nit alleweil bloß von die Boarn, du muaßt schon wissen, daß d' mit an Deutschen redtst!" Und dann hielt er ihm vor, wie er es wagen könne, über die Grenze ins Ausland zu kommen, dort Arbeit zu suchen und gleichwohl über unsere Zustände zu schmähen. „I han dös guat Herz nit, daß i dös leid', wenn a fremder Mensch in a fremds Land kimmt und sich so krauti' macht[1]: der muaß ganz staad toa, hast mi' verstanden?" Der Tiroler knirschte mit den Zähnen und meinte, so stolz brauchten die Bayern wohl auch nicht zu sein, die würden wohl auch gelegentlich um Arbeit ins Ausland reisen — aber wie ein Pfeil schnellte der andere empor und donnerte dem Tiroler entgegen: „Jawohl — Anno 1870, wennst da nit g'schlafen hast, da san mir Boarn ins Ausland g'roast, und frag nur d' Franzosen, was mir g'arbeit ham."

Bei einem Maskenzuge, der im vorigen März zu Reigersbeuern gehalten ward, wurde statt einer goldenen oder silber-

[1] Der sich so keck, so anspruchsvoll benimmt.

nen eine „nickelne Hochzeit“ dargestellt, voll von witzigen Anspielungen auf die moderne Zeit, in einem anderen Dorfe gab man die „orientalische Frage“ mit acht oder zehn Tableaux, worunter eins betitelt war „Rauferei sämtlicher Großmächte“. Für den Abend war angekündigt „Rassenball“.

Diesem kosmopolitischen Trouble, dieser Teilnahme an dem, was draußen in der Welt geschieht, fällt freilich auch immer mehr von der eigenen, heimischen Sitte zum Opfer, selbst die Sprache, die am längsten feststeht, zeigt bereits die leisen Spuren dieser Umgestaltung.

Denn je mehr der Kreis der Gedanken, der Begriffe sich gegen die bürgerliche Sphäre hin erweitert, in demselben Maß wird auch die harte Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der dialektischen Formen abgeschwächt und der allgemeinen Sprechweise genähert. Ein Beispiel mag Sie darüber belehren. Früher sagte man allgemein und ausschließlich „gehn ma auffi“, jetzt hört man hunderte Male „gehn ma 'nauf“, es ist die handgreifliche Annäherung an das hochdeutsche „hinauf“, und man kann schon jetzt nicht mehr behaupten, daß der Gebrauch dieser letzteren, abgeschwächten Form eine dialektisch unrichtige wäre. Vor zwanzig Jahren wußte kein oberbayrischer Bauer, und wenn es seinen Kopf gegolten hätte, was eine „Tatsache“ ist, und jetzt führt jeder Knecht die Beteuerungsformel im Munde: „Tatsach', Tatsach'.“

So kommen mit den Worten die Gedanken herein und mit den Gedanken der Geist einer neuen Zeit.

Der eigentliche Träger der Neuzeit aber ist das Kind; die heranwachsende Generation und der Familiengeist, in welchem sie erzogen wird, diese gleichsam innerste Seite des bäuerlichen Lebens, müssen wir nun noch in Kürze betrachten, und sie gibt uns wohl auch die beste Gelegenheit, zu zeigen, wie es um Moral und Religion, wie es überhaupt mit dem Begriffe der Autorität beschaffen ist. Denn für alle Autorität ist doch die Familie die erste Verkörperung und der letzte Ausgangspunkt.

Es wäre töricht zu glauben, daß in einer Zeit, die an alles Hand legt, gerade dieses Gebiet unberührt bleiben sollte;

von ihnen allen, zu denen der Zeitgeist mit schmeichelnder Stimme spricht, ist ja das Herz des Kindes am offensten, sein Auge am schärfsten, seine Wißbegier am wachsten. Die vegetative Ungestörtheit, in welcher das Kind auf dem Lande bisher heranwuchs, auch sie ist durchbrochen, ja, sie ist geradezu unvereinbar mit den Ansprüchen, die der Staat selber heutzutage an den schlichtesten Bauernburschen stellt. Er muß ordentlich lesen und schreiben können, wenn er als Rekrut in die Kaserne oder später als Geschworener zu Gericht kommt, auch er muß lernen und zwar in guter Schule. Der Fortschritt, der in dieser Beziehung auf dem Lande seit dreißig Jahren gemacht wird, ist verblüffend, die meisten kommen unleugbar mit Freuden zur Schule. „All's wollen s' wissen jetzt, die Fratzen, bis zum Kaiser Karl", sprach ein altes Mütterlein beklommen. Aber dem Lichte folgt auch hier der Schatten, der Schwerpunkt liegt auch hier wie allerorten in der Erziehung des Verstandes, nicht des Herzens, man braucht ja leider mehr Verstand als Herz im heutigen Leben. So zeigt sich selbst in der bäuerlichen Erziehung schon eine Art von einseitiger Entwicklung, das frühreife Kind war ehedem ein Monopol der Städte, jetzt ist der Begriff, wenn auch in abgeschwächter Form, selbst auf das Land gedrungen; auch dort reift und altert man schon zu schnell. Als ich vor kurzem einem Trupp von acht- bis neunjährigen Knaben begegnete und fragte, warum denn heute keine Schule sei, erwiderte der kleinste dreist: „Weil ma's ausg'macht habn."

Man wird erwidern: hier muß das Gegengewicht eben in der Familie, in der häuslichen Erziehung liegen — wenn nur noch die Familie jene innere Macht über ihre Angehörigen besäße, die sie einst besaß! Aber von jener gewaltigen Zucht, von jener Kraft des Gehorchens und jener Selbstverleugnung der Eltern, wie man sie z. B. zur Zeit der Freiheitskriege und lange nachher noch festhielt, ist heute kaum mehr der Schatten da. „I hab fünfundzwanz'g Jahr kei Wirtshaus g'sehgn und kein Tropfen Bier, aber neun Buben hab i aufzogn, wo einer braver als der ander is" — sprach ein achtzigjähriger Mann vom Hagrain zu mir — heute, beim ersten häuslichen Verdruß geht der Mann von dannen und vertrinkt seinen Groll. Nur

selten wird der Arbeit der Kinder so wachsam nachgesehen, daß diese sich auch im Gewissen gemahnt fühlten; der Achtziger, mit dem ich aus der Kaiserklause nach Hause ging, blieb an der Wegscheid stehen und sprach: „B'hüt Gott, jetzt muß i noch a Stund da in den Holzschlag 'nauf, da droben arbeiten drei von meine Buabn; die möcht' i hoamsuachen dort und schaug'n, ob s' ihr Sach ordentli' machent. Vor 62 Jahr hab i selber da droben g'scheitert."

Und ebenso ist es bei den Mädchen mit der Wachsamkeit der Mutter; oft hat mir die alte Dürnbachbäuerin erzählt, daß sie gar niemals das Gefühl gehabt, als ob ihre Mutter jemals schlafe, als ob ihr irgend etwas entgehen könne, „mir Kinder haben allweil g'moant, die is Tag und Nacht auf". Wie schläfrig ist daneben die heutige Kinderzucht — wie eingeschlafen ist aber auch das Bewußtsein dessen, der über aller Zucht als gebietende Macht steht, das Bewußtsein Gottes, und hier hat in der Tat die Kirche selbst manch schweren Mißgriff begangen. Sie übersah, daß man die religiöse Polemik, wie sie in den letzten Jahren überhandnahm, auf Kosten des religiösen Gefühls betreibt, und daß man die weltliche Autorität nicht angreifen kann, ohne zuletzt die eigene, geistliche Autorität zu schädigen. Denn alles, was an Gehorsam, an Ergebenheit, an Autoritätsglauben gegen eine einzelne Obrigkeit hinweggestritten wird, das geht dem ganzen Menschen verloren — und in der Tat liegen die Dinge auf dem Lande so, daß sich die weltlichen und geistlichen Behörden bereits in gleicher Weise über den Rückgang ihres Ansehens beklagen. Der Leitnerbauer von Point las als Vorbereitung zum Tode die Schriften Ernst Renans; wie war der Mann auf das seltsame Buch gekommen? Durch eine fulminante Predigt, in der der Pfarrer wider dasselbe gelästert hatte; nun erst wollte der neugierige Alte sehen, ob es denn wirklich so arg sei, und fand, daß derselbe viel gescheiter sei, als der Pfarrer des Dorfes.

Der Beamte aber ist schon äußerlich in zu kärglicher Stellung, um zu imponieren, und gar nicht selten gilt der Büttel mehr als der Richter. „Gel' Herr Landrichter (sprach ein Bauer aus der Gegend von Wolfratshausen) legen S' sei a guts

Wörtl für mich beim G'richtsdiener ein, daß i dös schuldige Sach nit z'zahlen brauch." Zwei Angeklagte, die wegen Raufhandels vorgeladen waren, stürzten sofort, als sie einander ansichtig wurden, in Gegenwart des Richters aufeinander los, um ihre Prügelszene fortzusetzen; ein dritter aus der Nähe von Wasserburg schoß im Sitzungssaale ein Terzerol ab und erwiderte auf die Frage, warum er geschossen habe, ganz ruhig: „Damit daß's schnallt, damit's a bissel lusti werd." Solche Spuren der Verwilderung, solche Mißachtung seiner Autorität erlebt der Beamte mit eigenen Augen; ist eine seiner Entschließungen unbequem, so kann man rasch das Wörtlein hören: „Wart nur, den bring i scho' in d' Zeitung!"

Das alles sind Beispiele, die uns die wirkliche Lage beredter klar machen, als alle gelehrten Reflexionen; fassen wir aber die Sache tiefer, dann müssen wir uns gestehen: nur im Leben des einzelnen gibt es Ungerechtigkeiten, die historische Entwicklung eines Volksstammes ist immer gerecht. Sie kennt keine Wirkung ohne Ursache; auch hier ernten wir nur die Früchte eigener Schuld. Seit Jahrhunderten stand der Beamte eigentlich dem Leben des Volkes fremd gegenüber, statt mitten drinnen, und der Priester war mehr bedacht, die Willfährigkeit der Leute als ihr Gemüt heranzuziehen. Jetzt erst, in den Zeiten erwachenden Selbstgefühls, kommt es dem Volke zum Bewußtsein, was die alte, angestammte Autorität ihm schuldig blieb, nun fängt es selbst das Schuldigbleiben an, ein Zug der Entfremdung regt sich, und eine neue Macht sucht Herr zu werden über die Gemüter — der Zeitgeist.

Am Landg'richt, da steht oaner drunt,
„So — (sag'n s') bist da, du Vagabund!"
Der Landrichter, der setzt glei' auf
Die Augenbrill'n — und macht a G'schnauf,
Schaugt fuchswild auf den alten Mo',
„Du hast ja bettelt!" fahrt er'n o'.

„„I hab nit bettelt,"" sagt der oa,
„„Dös is nit wahr, i bin ja koa — —"

„Bist staad, du Luder!“ fahrt er'n o',
„Ja freili' bist a Bettelmo',
Was denn? — Hast auf der Woaden[1] grast?
Was hast denn tan, wennst nit bettelt hast?
Da braucht's koa lange Ueberlegung —
G'richtsschreiber, schreiben S': „In Erwägung,
Daß der besagte ....
Angeklagte ....
Gebettelt hat ....
Gebettelt hat ....
Und dieser Tat ....
Auch geständig is ....“

„„I han nit bettelt, aber g'wiß!““
„Bist staad, du Luder! Da schaugts her,
Jetzt möcht er aa no' laugnen, der!
G'richtsschreiber, schreib'n S': (mach koa so G'friß!)
Und dieser Tat auch geständig is,
Erhält derselbe drei Tag Arrest,
Dös is für so an Kerl dös Best!
Schreib'n S' die bekannten Paragraffen,
Den Spitzbuabn woll'n ma da scho' straffen.“

„„I hab nit bettelt — g'wiß is's wahr!““
„Bist staad, du Luder! — Was nit gar!
Jetzt schaugts mir nur den Kerl an,
Jetzt fangt der aa no' 's Laugnen an,
Da hört si' ja do' alles auf.
G'richtsdiener — machen S', führ'n S' ihn nauf!“

Der alte Verwalter von Kammerloh
Der sagt: „Mit der Geldsach da is's a so,
Z'erscht kimm i,
Höllsakradi!

[1] Weide.

Und na kimm wieder i,
Und nachher kimm nomal i,
Höllsakradi!
Und nachher kimmt lang nix — —
Und ob nachher no' oaner kimmt und b'steht,[1]
Dös woaß i no' net"[2].

Und nun zum Schlusse und zu der Frage: Ist die Zukunft schutzlos dieser Entwicklung preisgegeben? Gibt es keine Macht, die derjenigen, die wir hier walten sahen, gewachsen wäre? Wir wollen es hoffen.

Jede Entwicklung und wäre sie noch so gewaltig, ist etwas Wandelbares, ist nur ein Durchgangspunkt, aber noch wohnen in der Menschenbrust Kräfte, die unwandelbar und unverwüstlich sind, und diese müssen hier helfen. Es gibt ewige Mächte über den Mächten der Zeit! Keine historische Epoche, und hätte sie noch so wild gestürmt, hat das vernichten können, was wir Pflichtgefühl nennen, keine Revolution hat noch den Wert der Ehrlichkeit entwertet, wenn sie ihn auch zu Zeiten herabgedrückt; keine hat es zu hindern vermocht, daß nach der Schrankenlosigkeit ein Bedürfnis freiwilliger Beschränkung kam, und nach den Tagen zügelloser Erregtheit eine ernste innere Einkehr.

Dies Gesetz wird auch an unseren Tagen seine Gültigkeit bewähren; wir aber dürfen die Hände nicht müßig in den Schoß legen, denn vollziehen müssen wir es selber! Die Idylle der früheren Zustände, wenn man sie überhaupt so nennen will, ist freilich für immer dahin, die stumme Resignation ist fort, mit welcher der gemeine Mann vor Zeiten die Last seines Lebens trug, aber an ihre Stelle wird ein bewußtes klares Gefühl treten, daß man zuerst da ist, um seine Pflicht zu tun, und dann erst, um das Leben zu genießen.

Der Ursprung dessen, was man heutzutage die soziale

---

[1] Und etwas bekommt.

[2] Die beiden Gedichte („G'ständi'" und „Die Geldsach'") sind der Sammlung „Um Sunnawend" entnommen. „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 282 und 283.

Frage nennt, kam vom Lande, so paradox dies klingen mag; er kam daher, daß eine Unzahl von Kräften sich von der ländlichen Arbeit hinweg nach den Städten zog, wo das Angebot sich bis zur Uebervölkerung und die Ansprüche der unteren Klassen sich bis zur unerträglichen Genußsucht steigerten. Unsere gefährliche Halbbildung tat das übrige. Vom Lande her muß auch die Heilung kommen — dort müssen vor allem wieder gesunde Lebens- und normale Arbeitsverhältnisse geschaffen werden; die Landbevölkerung muß mehr als je das natürliche Gegengewicht wider jene Ausschreitungen bilden, womit man in den großen Städten die bürgerliche Gesellschaft erschüttert.

Dazu muß jeder an seinem Teile mithelfen, am meisten aber wird der gesunde Sinn des Volkes selber helfen, dessen letzter Kern doch gut und unverdorben ist, das kann ich Ihnen verbürgen. Er hat die jahrhundertelange Drangsal überwunden und wird auch die Drangsal dieses Jahrzehnts bestehen; er ist durch das Uebermaß des Druckes nicht zerstört worden und wird wohl auch das Uebermaß der Freiheit, wie er es momentan besitzt, ungefährdet ertragen.

Der Bauer hat zum Glück keinen Sinn für das Anormale, für so verschrobene Verhältnisse, wie sie gegenwärtig selbst auf der ländlichen Gesellschaft lasten, er hat ein unleugbares Bedürfnis für das Gesunde, das Natürliche.

Derjenige, der tiefer in das Leben dieses Volkes hineinblickt, wird Anzeichen genug entdecken, daß der gute Grund nur verschüttet, nicht zerstört ist. Ich sah mit eigenen Augen einen jungen Holzknecht, der vor der Türe seines ärmlichen Hauses die schweren Nagelschuhe auszog, damit der Schlaf seines Kindes nicht gestört werde; eine alte Bauersfrau, die ein fremdes Kind mit unsäglicher Mühe und Liebe großzog, und der ich darüber eine Anerkennung aussprechen wollte, erwiderte ruhig, daß sich das doch von selbst verstehe — „denn schaug'n S', was hätt' denn so a Kind, wenn's d' Lieb nit hätt'?"[1]

Wo solche Züge möglich sind, da ist der Familiensinn nicht

[1] Stieler gibt hier die Quelle zu seinen beiden Gedichten „Dahoam" und „In der Wiegen" in der Sammlung „Um Sunnawend" an. „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart" S. 268 und 269.

verloren gegangen, trotz allen Uebermutes, womit Bursche und Mädchen verkehren.

Auch das wildeste Kraftgefühl kann das Rechtsgefühl nicht völlig erdrücken. Ich sah auf dem Tanzplatz in Gmund einen gefürchteten Raufbold stehen, der wehrlos die Arme vor seinem halberwachsenen Angreifer sinken ließ, mit den Worten: „Jetzt is vorbei mit meiner ganzen Kraft, i g'spür's bis in die Finger 'nein, daß i im Unrecht bin." An einem benachbarten Tische ward gestritten über die Last des Dienens, und der Soldat, der Jäger, der Fuhrmann — jeder meinte, daß es wohl keinen schlimmeren Herren gäbe, als den seinen. Da sprach ein alter Bauer gelassen: „Und der schlechteste von allen Herren is doch der eigne Herr."

Und so sehr auch leider der positive Glaube geschwunden ist, eine Art von religiösem Zartgefühl ist doch noch übrig, das sich in entscheidender Stunde oft unbewußt regt. Ich werde nie den Eindruck vergessen, als ein müder, trauriger Mensch von dem Wallfahrtsorte Birkenstein in die lärmende Wirtsstube zu Neuhaus trat, und einer der übermütigsten Burschen ihm entgegenrief: „Was is's? war d' Mutter Gottes nit dahoam?" Eine lautlose Stille entstand, keiner wies mit derben Worten den Frevler zurück, sondern seine Strafe war die, daß er im allgemeinen Schweigen die tiefe Beschämung erfuhr, die ihm gebührte. Feuerrot ging der Spötter von dannen — und dann ging das Gespräch ruhig seinen Gang — wir aber fragen, in welchem städtischen Lokale wohl eine Taktlosigkeit in so taktvoller Weise gerügt worden wäre? Das eben ist der Unterschied von Stadt und Land: so ausgelassen auch der Hang zu derben Scherzen ist, so findet sich doch fast niemals dort wirkliche Frivolität. Ein andermal wohnte ich einem Gespräche bei, wo von den zahlreichen Selbstmorden die Rede war, die man früher im bayrischen Hochland so gut wie gar nicht gekannt hatte; jeder gab eine andere Meinung ab, bis ein alter Bauer seine Begründung in den folgenden schweren Worten zusammenfaßte: „Sie meinen halt, sie hab'n kei' Seel'."

Das ist der wahre und letzte Ausgangspunkt jeder besseren Zukunft, die S e e l e des Volkes, nicht etwa bloß im kirchlichen,

auch im menschlichen und kulturgeschichtlichen Sinne, muß wieder wachgerufen und geläutert werden, und an dieser Seele des Volkes wollen wir nicht irre werden, trotz aller Fehler und Schäden, die sie heute verdunkeln.

Der Fond von Geistes- und Gemütskraft, der sich in einem gesunden Volkstum während eines Jahrtausends angesammelt, er ist in der Tat ein unerschöpfliches Kapital, das wohl eine starke, vorübergehende Inanspruchnahme ertragen kann, ohne deshalb zum Bankrott zu führen.

Aber der Mitarbeit an diesem großen Ziele, das kann ich nur aufs dringendste wiederholen, möge sich keiner entziehen, wie eng auch sein Wirkungskreis gemessen sei, denken Sie niemals, daß es gleichgültig ist, wie sich das Volk entwickelt, denn wir alle sind das Volk!

V.

Alter und neuer Verkehr im bayrischen Hochland.

Es ist ein sternheller Herbstabend, und sausend fliegt der Zug über die welligen Fluren des bayrischen Vorlands. Wir saßen schweigend in den roten Kissen; der eine der Herren war in Feuillets neues Buch vertieft „La veuve“, der andere hatte die Kölnische Zeitung wie eine große, papierne Reisedecke vor sich ausgebreitet, und der dritte fror und schob mißmutig den Regulator von kalt auf warm.

„Ich hoffe, daß die Zimmer im Hotel geheizt sind,“ sprach er kurz, während er die kleine Zigarette in Brand setzte. „Gewiß, Exzellenz,“ erwiderte der zweite, „wir haben ja vor der Abfahrt noch telegraphiert.“

Da rief der Schaffner mit lauter Stimme: „Station Sounds o; fünf Minuten Aufenthalt!“ — Und hart an der Eisenbahn stand mit verschlafenen Pferden, welche die Ohren hingen, der alte, gelbe Stellwagen, eine wahre Arche Noah auf Rädern[1], wenn auch die Paare, die darinnen saßen, kaum wert schienen, mit so abnormen Mitteln der Zukunft erhalten zu werden. Nach reichlich zehn Minuten geriet das schwanke Fahrzeug in Bewegung; langsam ging es dahin durch das weitgestreckte Dorf, wo nur noch an einzelnen Fenstern ein Licht glänzt. Vor dem letzten Hause wird ein Brotsack abgeladen, dann knallt der Kutscher noch einmal mit der Peitsche, um bei den Pferden zu konstatieren, daß er da ist, und legt sich schlafen in die Ecke. Drinnen aber, im dunklen Pferch des Wagens, sitzt der Herr Bräumeister mit seinem riesigen Profil und die Frau Wirtin mit einem geheimnisvollen Korbe, zwei Bauern, die die hintere

[1] Das Lob der alten Postkutsche und des Stellwagens singt Stieler in tragikomischer Weise in seinen „Reisebildern“ (1869, in neuer Ausgabe bei Ad. Bonz & Comp., Stuttgart, 1890), S. 17 und 41.

Ecke haben, wispern geschäftig miteinander, und ein dritter, dem der Hut vornüberfällt, schnarcht bereits in gewaltigen Zügen.

Was ich Ihnen hier erzähle, klingt wie ein Scherz, und doch ist es die nackte Wirklichkeit, wie ich sie vor acht Tagen erlebte, aber die Wirklichkeit wird hier zugleich Symbol, denn die Bahnstation da zeigt uns gewissermaßen hart nebeneinander den ganzen Gegensatz, um den es sich handelt, das ist in einem einzigen Bilde der Wechsel von altem und neuem Verkehr.

Und dennoch: über dem alten Verkehr, den ich Ihnen hier schildern soll, steht noch ein älterer, welchen wir heutzutage fast vergessen haben. Denn sicherlich lebt bei vielen die Meinung, daß unser bayrisches Hochland, welches bis in die letzten Generationen so abgeschieden war, in den früheren Jahrhunderten vollends eine wilde Einsamkeit gewesen sei, wo eigentlich nur der rauschende Wind über die Täler dahinzog, und wo die Sonne herabsah auf ein Volkstum voll rauhester, elementarer Kraft. Gleichwohl ist diese Vorstellung vollkommen irrig, denn gerade unser bayrisches Hochland zeigt uns schon im früheren Mittelalter eine Aera kulturgeschichtlicher Blüte, lebendigen und geistigen Verkehrs, die geradezu mitbestimmend wird für die Physiognomie der älteren bayrischen Geschichte.

Gehen wir von dieser Tatsache aus, dann gliedert sich der Stoff, den ich hier vor Ihnen behandeln möchte, von selbst in drei große Gruppen. Es steht zuerst jenes farbige Geschichtsbild vor uns aus der Blütezeit des alten Reiches, wo der Weltverkehr zwischen Deutschland und dem Orient durch unsere Berge ging, wo die zahlreichen Klöster des bayrischen Hochlands die Mittelpunkte geistigen Lebens waren, wo Kaiser und Fürsten monatelang in diesen Gauen Hof hielten, jagten und gasteten.

Mit dem 17. Jahrhundert aber verblassen mehr und mehr diese Farben; bald spüren wir auch hier jene tiefe Verkümmerung, welche der dreißigjährige Krieg über alles deutsche Wesen brachte, und zuletzt die ganze Isolierung, welche zwei Jahrhunderte lang das Programm der bayrischen Geschichte zu sein schien. Der Zustand, der damit geschaffen wurde, das Ergebnis dieser langen, inneren und äußeren Abgeschiedenheit, reicht herein

bis in die vorige Generation, bis in die Zeit unserer eigenen Väter, und so steht denn als zweites Bild ein ländliches Idyll vor uns, das von der Welt nichts weiß und nichts will.

Dann aber bricht mit einmal seit den sechziger Jahren die neue Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt in dies felsumschlossene Gebiet.

Element gegen Element vollzieht sich auch hier der Kampf, und der Ausgleich, eine Flut von neuen Ideen und Tatsachen, dringt plötzlich in dies stille Leben, und ein Fremdenstrom, der nach Tausenden zählt, ergießt sich über das träumerische Idyll. Wie ein geheimes Fluidum, dessen man sich nicht mehr erwehren kann, geht es durch Land und Leute, und das ist die dritte Epoche, das buntbewegte, rastlos sich wandelnde Bild des neuen Verkehrs.

Gestatten Sie mir nun, daß ich mich zum einzelnen wende.

Was die historische Zeit betrifft und die Bedeutung, welche das bayrische Hochland damals für den geistigen und kommerziellen Verkehr besaß, so liegen die Gründe hierfür schon in dem wenigen ausgesprochen, was ich mir vorhin anzuführen erlaubte. Sie liegen darin, daß eben jene großen Faktoren, welche damals die Träger aller Lebensblüte waren, im bayrischen Hochland besonders ergiebig vertreten und lokalisiert erscheinen. Ich kann ja nicht ins Detail gehen (denn das wäre der überreiche Stoff eines eigenen Vortrags), aber wenn ich Ihnen auch nur die Namen Tegernsee, Benediktbeuren oder Chiemsee nenne, so wissen Sie, daß Sie damit ebensoviele Pflegestätten eines hochgeistigen Lebens haben. Und nenne ich die Namen Hohenschwangau, Hohenwaldeck, Hohenaschau, so haben Sie ebensoviele Sitze alter, mächtiger Gelehrter, die ihre Beziehungen und ihren Einfluß über weite Territorien erstreckten.

Der dritte mächtige Stand aber, der neben dem Adel und dem Klerus die Kultur des Mittelalters trug — ich meine das Bürgertum der freien Städte —, hatte zwar keine direkten Positionen im bayrischen Hochland, aber gleichwohl griff er in den Verkehr desselben am entscheidendsten ein, weil sein ganzer Handel auf dessen Wegen ging. Und alle diese Elemente regten

sich in rastloser Rührigkeit, mit einem schöpferischen Zug in der Seele und mit reichen Mitteln in der Hand.

An das Tor von Tegernsee pochte Walter von der Vogelweide, auch Frauenlob zog durch unsere bayrischen Berge, wie dies erst in den letzten Wochen aus tirolischen Rechnungsbüchern festgestellt worden ist. Die leuchtenden „Carmina burana", das Schönste, was fahrende Schüler gesungen haben, sind daheim am Fuße der Benediktenwand.

Aber nicht nur zu dichten und zu genießen, auch zu schaffen verstanden diese Menschen; auf allen Gebieten, wo wir hinblicken, finden wir eine kräftige Betriebsamkeit, die nicht den Zufall schalten läßt, sondern das Gesetz zu erforschen und den Vorteil zu wahren strebt. So wurde Agrikultur, Gewerbe und Handel betrieben, und es ist gänzlich irrig, wenn wir uns etwa die Zustände jener Zeit vollkommen primitiv denken. In den gewaltigen Salzwerken des Berchtesgadener Landes z. B. war eine Industrie entwickelt, welche jährlich Hunderttausende von Zentnern ergab; jedes zehnte Schiff, das im 16. Jahrhundert durch Passau fuhr, war mit Schellenberger Salz beladen. Und der Bergbau in Schwaz, der zwar nicht auf bayrischem Boden lag, aber dessen Betrieb doch aufs engste mit bayrischen Interessen verknüpft war, ergab in 137 Jahren 19586 Zentner Silber und über eine Million Zentner an Kupfer. Tausende von Knappen waren dabei beschäftigt; die Fugger allein, welche die Hauptbeteiligten waren, hatten eine Zeitlang eine Jahresrente von 200000 Gulden aus diesem Besitze. Wie der ganze Reichtum entdeckt wurde, ist Ihnen vielleicht bekannt; es war im Jahre 1409, wo ein wilder Stier mit seinem Horn den Bergrasen aufriß und dabei eine mächtige Silberader bloßlegte.

Auch der Stand der Fischzucht z. B., um nur eine beliebige Einzelheit hervorzuheben, zeigt uns die hohe Stufe der damaligen Kultur und ihres Verkehrs. Es wurden eigene Zuchtstuben, sogenannte Ichthionotrophien, gehalten, und schon im 15. Jahrhundert bevölkerte man diesen und jenen Bergsee mit neuen Arten. So ist uns ein ausführlicher Bericht erhalten, wie die Renken aus dem Kochelsee in den Walchensee verbracht wurden, mittelst großer Fässer, die ganz mit Seerosenblättern

austapeziert waren; König Siegmund ließ sich gelegentlich eine Mahlzeit davon per Stafette nach Preßburg bringen.

Der große Handelsweg aber lag im westlichen Teil unseres Hochlandes und ging über Mittenwald und Partenkirchen nach Tirol. Schon seit Römerzeiten war die dortige Hochstraße ein Stück des Heerweges von Augsburg nach Verona gewesen, und diese Bedeutung ist ihr auch durchs ganze Mittelalter verblieben. Der Knotenpunkt derselben war, wie erwähnt, Mittenwald, die alte media silva, die dicht vor den Gebirgspässen lag, und wo uns schon frühzeitig eine merkwürdige Organisation des Verkehrs begegnet. Wer so viel mit Fremden zu tun hat, der muß vor allem des Lesens und Schreibens kundig sein, und so hatte denn schon im 12. und 13. Jahrhundert der Markt seine eigenen Schulmeister. Die Verfrachtung der Kaufmannsgüter war ein Monopol, welches der Innung der dortigen Fuhrleute, der sogenannten „Rott", zustand, und da die Straße für den Verkehr fast nicht mehr ausreichte, so wurde 1407 auch noch eine Rottfuhr auf der Isar errichtet. Jeder der Beteiligten mußte zwei Flöße an der Lände liegen haben, die von „bestätigten Fergen" geführt und jährlich zweimal revidiert wurden; für die Kaufmannsgüter selbst aber war ein großes Magazin am Wasser errichtet, das seinen eigenen Hüter hatte.

Dort lagen die Schätze, die aus Italien und der Levante kamen, große Säcke mit Gewürz und Seide, mit Südfrüchten und Sandelholz, vor allem aber zahllose Fässer mit Oel und Wein. Nach Süden dagegen ging Aachener, Kölner und Speyrer Tuch, Weißblech, Wildfelle und Eisen. Ergaben sich Streitigkeiten in Bezug auf Fuhr und Fertigung der Kaufmannschaft, so entschied hierüber ein Gericht von 12 Schöffen, das schon im 15. Jahrhundert durch den Bischof von Freising (den Landesherrn der Gegend) eingesetzt worden war.

Seinen Höhepunkt aber erreichte der riesige Verkehr des Ortes erst, als der große Bozener Markt, auf welchem die deutschen und italienischen Kaufleute abrechneten, plötzlich nach Mittenwald verlegt wurde. Es war dies im Jahre 1487 und ein Streit, bei welchem Erzherzog Siegmund 130 venezianische Kaufleute ins Gefängnis hatte werfen lassen, gab den nächsten

Anstoß hierzu; ein wahrhaft internationales Leben entwickelte sich nun in dem kleinen, felsüberragten Bergdorf, ja, wer möchte es glauben, daß der Ort sogar seinen Ghetto hatte!

Schon im 15. Jahrhundert war eine eigene Judengasse in Mittenwald angelegt worden, wie uns Baader[1] erzählt, wohl ein Unikum in der Kulturgeschichte unseres bayrischen Hochlands. Rastlos und farbenhell wogte so dies Treiben, lange Reihen von Saumpferden und Wagen standen längs der braunen Häuser, an der Lände lehnten die Fergen im Lodengewand, mit der Feder am Hut, und hoch darüber stand das graue Karwendelgebirg mit seinen grünen Schluchten und Wäldern.

Das war der alte Verkehr im bayrischen Hochland, aber aus dem gewaltigen Geschichtsbild kommen wir nun unvermerkt immer mehr ins schweigende Idyll. Eine Epoche weltvergessener Stille kommt jetzt für Jahrhunderte über dies schöne Land; ab und zu blitzt wohl noch in erregter Zeit ein Zusammenhang dieses abgeschiedenen Volkstums mit den großen Strömungen der Zeitgeschichte auf — im 30jährigen Krieg, im Jahre 1705 und 1809 — aber dann ging die lange Jahresreihe wieder dahin in lautloser Ruhe.

Und alles gab dieser Ruhe Nahrung und Recht. Denn wer die Kulturgeschichte Bayerns während der letzten zwei Jahrhunderte kennt, der weiß, wie dieselbe förmlich auf eine Isolierung des Volksstammes abzielte, und wer den Charakter dieses Volks kennt, der weiß es, wie der letztere mit seiner schroffen, geschlossenen Individualität dieser Isolierung entgegenkam. Das übrige aber, was nicht die Menschen taten, tat die Natur mit ihren Felsen und Forsten, die wie eine trotzige Mauer die eigene Welt von der Welt des großen Verkehrs trennten.

Und dieser Zug weltfremder Einsamkeit reicht herein bis in die Mitte unseres eigenen Jahrhunderts, auch die kurze liberalisierende Aera Montgelas, wo man förmlich mit dem Humanismus und mit kosmopolitischen Ideen kokettierte, konnte nichts daran ändern. In ungestörter Stille ging dies Leben weiter, und weder die Ereignisse, noch fremde Menschen drängten es aus seinem stetigen Geleise; ja, es gab damals überhaupt

[1] Baader Jos., „Chronik des Marktes Mittenwald“, 1880.

noch so gut wie gar keine Fremden; ist es doch bekannt, wie in den zwanziger Jahren die Künstler das „Gebirg“ gewissermaßen erst von neuem entdeckten. Damals waren jene Bilder, wie sie Peter Heß, Klein und Bürkel gemalt, noch eine Wirklichkeit, und durch alle Lebensverhältnisse ging ein primitiver Zug, den wir heute gar nicht mehr fassen und vielleicht auch nicht mehr ertragen könnten.

Die ganze Straße von Tegernsee lief damals hart am Wasser hin und war begrenzt mit Vergißmeinnicht, und wenn es dem See einmal gefiel, sie für 8 Tage zu überspülen, so hatte die Behörde gegen dieses Vorhaben nichts Weiteres einzuwenden. Der Pfarrer und der Landrichter teilten sich in die oberste Gewalt, und nach ihnen kam der Wirt. Dieser aber krankte noch nicht an solch wandelbaren Begriffen, wie es eine Speisekarte ist, denn unerschütterlich fest stand das Menu dieser alten Firmen. Ein Federbett, in dem wir heute ersticken würden, galt damals als ein Paradies für müde Glieder; wer fahren wollte, setzte sich auf den Floß oder auf einen Leiterwagen, wenn nicht gerade der Stellwagen ging (zweimal die Woche); uns würde es wohl die Seele aus dem Leibe stoßen, aber auch die Seelen, wie so manches andere, saßen damals noch viel fester.

Mit einer neidenswerten Verspätung, die der Gemütsruhe niemals zu nahe trat, kamen alle Nachrichten aus der Stadt; das mörderische Wort der „Kurse“ war noch unbekannt, und der Kronentaler besaß noch seine ganze wuchtige Autorität. Die Briefe, die etwa einliefen, und das kleine Oktavblatt, das man Zeitung nannte, trug die Bötin über Land; war's allzuheißes Wetter oder weit hinauf, dann gab sie es wohl auch dem nächsten besten Buben, daß er es im Vorübergehen an dem betreffenden Hause ablege. Unglaubliche Dinge kamen dabei zutage. So ist es eine Tatsache, daß ein kleiner, hemdärmeliger Bauernbursch meinem Vater einen Geldbrief mit einer beträchtlichen Summe überbrachte, die der König von Hannover für ein Bild gesandt, und die dieser Vorläufer Stephans ganz ruhig drei Tage in der Hosentasche umhertrug. Wie viele Purzelbäume er inzwischen auf den gemähten Wiesen geschlagen, und wie es kam, daß dies Paket schließlich nicht auf einem

Heuwagen deponiert wurde, soll hier nicht untersucht werden.

Das Medizinalwesen lag in den Händen des Baders oder des Landarzts, der bei jeder Diagnose von der „eingeschossenen Gallė“ sprach, oder geheimnisvoll dazu setzte: „Ja ja, dös is halt so a Sucht.“ Dann nickten die Bauern mit dem Kopfe und sagten: „Siehgst es, der kennt sich aus.“ Hier eine kleine Probe derartig naiven, ärztlichen Zuspruchs:

> Die alte Nandl, die is krank,
> 's ganz G'sicht is scho' derschwollen,
> Die hat als wie a Holzfuchs zahnt,
> Z'letzt laßt s' an Doktor holen.
>
> „O mei',“ hat s' g'sagt, „mit mir is g'feit,
> I bin an alter Scherben.
> Herr Doktor, i glaub alleweil,
> Herr Doktor, i muaß sterben.“
>
> „„Geh Muaderl,““ hat der Doktor g'sagt,
> „„So sei do' nit so dumm,
> Schaug, sterben müaß' ma allesamt,
> Na' bringt's di' aa nit um.““[1]

Geriet aber ja einmal ein Fremder mit einem bedenklicheren Fall in seine Hände, dann zuckte er vorwurfsvoll die Achseln und brummte: „Ja was wär denn dös? was fangen denn Sie da an? — Jetzt machen S' nur gleich, daß weiter kommen!“ und der vermeintliche moriturus salutierte und fand es geraten, nach München zurückzukehren, denn von München kamen ja damals fast allein noch die Fremden. Hinaus aber kam von den Eingeborenen fast keiner, da war das äußerste Reiseziel, wie ich es schon früher einmal erwähnte, das Münchener Oktoberfest. Die einzigen, die etwas von der Welt gesehen, waren die Soldaten aus den Napoleonischen Kriegen, aber der tiefe, lange Friede, der sie dann umgab, wob auch um ihr Erinnern seinen Schleier. Es war so schön daheim, daß niemand die Lust verspürte, sich die Welt zu besehen, es ging jedem leidlich gut

[1] Aus „Weil's mi' freut!“ („Vom Sterben“). „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart“, S. 133.

genug, daß er sein Glück gar nicht draußen versuchte, und als einmal der junge Wirt von Gmund in den dreißiger Jahren nach der Schweiz ging, um Vieh zu kaufen und jenen Simmentaler Schlag im bayrischen Hochland einzuführen, dessen prächtige Kreuzungen wir jetzt dort haben, da war es ein allgemeines Erstaunen, ja, fast ein Entsetzen über diesen wunderlichen Plan.

Es gab, wie gesagt, noch gar keinen Anlaß, noch kein Bedürfnis nach dem Verkehr; das wenige, was man brauchte, wurde an Ort und Stelle erzeugt oder verhandelt; die Fremden wußten es noch nicht, wie schön es da drinnen, und die Bauern noch nicht, wie gut es da draußen sei.

So mag es uns wohl heute scheinen, als wäre es, dies Bauernidyll, ein recht vereinsamtes, verwildertes und armutvolles Leben gewesen, und doch lag in dieser Derbheit soviel Herz, in ihrer Einfalt soviel gesunder Scharfsinn und in jener Armut ein Glücksgefühl, das nur der Mensch kennt, der nichts anderes will, als er hat. Denn die Einheit des Lebens ist eben etwas anderes, als die Summe der Lebensgüter, und über dieser Idylle, die wir belächeln, liegt zugleich eine Klarheit und Kraft, die wir beneiden. Die roten Nelken, die da vom Fenster herniederhingen, blühten sie nicht lachender, als all die fremden Blumen in den vornehmen Gärten? Welche Farbenglut und welcher Frohsinn funkelte durch diese Feste, wenn man zum Leonhardsritt sich rüstete, oder wenn der Erntegang durch die Felder zog, wenn die Glocken läuteten am blauen Kirchweihmorgen! Wo gab es beim Tanz solch jauchzendes Volk, wo gab es für die Arbeit eine Werkstatt, wie den hohen Wald, in dem der Axtruf erschallte, durch den der Jäger emporstieg, und durch den die Sennerin mit ihrer Herde dahinzog? — Wo gab es einen Frieden, wie ihn der Mann empfand, der in der Abendkühle auf seiner Hausbank saß und über die duftigen Wiesen dahinsah, bis der letzte Vogelsang verstummte, bis der Mond hinter den Felsen des Wendelstein heraufkam, und der letzte, der vorüberging, ihm sein „Guat Nacht" entgegenrief? — — —

Auch das liegt drinnen, in der Idylle, von der wir gesprochen, und der Alte auf der Hausbank, der niemals über

die Felsen seiner Berge hinausgeblickt, er sieht doch mit scharfen Augen, was rund um ihn und in ihm vorgeht. Schweigend kehrt er nun zurück in die Stube, wo die Mutter eben mit den schmucken Töchtern schilt, daß sie gestern so spät vom Tanze heimgekehrt. Zu ihren Zeiten sei's doch besser gewesen; der Alte aber erwidert gelassen: „Geh' Muader, schaug, weil mit die alten Jahr soviel von selber aufhört, drum moana mir Alten allweil, mir waar'n besser, als die Jungen." Dann kommt der Sohn mit offner Brust und breitem Schritt, auf der gelockten Stirn den grünen Hut mit dem Gamsbart, und die weißen Zähne blitzen bei seinem lachenden Gruß.

„Vater, bist müd (ruft er dem Alten zu, der sich behaglich ausgestreckt), hast wieder z'viel g'arbeit heut. Gib doch an Ruh, du brauchst es ja nit!"

Und der Alte nickt und erwidert gelassen: „I arbeit nit um an Lohn, i arbeit um 'n Respekt." Auch das lag drinnen in der Idylle, von der wir gesprochen; nicht geschlossen, nicht ins Breite, nur ins Tiefe gehend, war der Kreis dieses Lebens und bedurfte keiner Erweiterung, er trug seine Mühsal und seine Freude in sich, und darum war er so gehärtet gegen die Außenwelt, er hat seit uralten Tagen die unverrückbaren Ziele seines Daseins und die unversiegbaren Mittel, um dies Ziel zu erreichen. Von der übrigen Welt kannte er nichts, und darum wollte er nichts von ihr — es war in der Tat die gute, alte Zeit — ein Wort, das halb der Spott und halb die Sehnsucht geschaffen hat.

Dies Idyll freilich ist nun gründlich vorüber. Denn alles auf Erden hat seine Zeit, und die „gute, alte Zeit" selber ist nicht davon ausgenommen. Eine tiefe, gewaltige Umwandlung beginnt, welche die Menschen und ihre Gedanken zu einander zwingt; eine Kraft, die ihren Weg durch das äonenalte, unantastbare Gestein der Felsen findet und mit magnetischer Gewalt alles Sonderleben an sich zieht, um es einzugliedern in den Zusammenhang mit den großen Strömungen und Strebungen des Ganzen. Schon seit 1848 spüren wir die ersten Zuckungen; aber es waren nur vereinzelte Funken, die der Sturm jener Tage in die Bergeinsamkeit hinaustrug, und erst mit den

sechziger Jahren, wo ganze Reihen in dem Gefüge der alten Ordnung zusammenbrachen, begann diese volle Neugestaltung der deutschen Verhältnisse mit einer Raschheit, mit einer Unabwendbarkeit, die etwas Fatalistisches an sich trug. So kam das Jahr 70 und schuf eine neue Welt, es faßte mit *einem* Eisengriff eine große Nation zusammen und machte zur Wirklichkeit, was noch vor Jahresfrist eine Legende war. Einen solchen Ruck der Zeit spürt man auch im fernsten, entlegensten Winkel; so mancher, der bisher sein Bergdorf kaum verlassen, hatte selber tätigen Teil genommen an den großen Ereignissen; eine neue Luft wehte nunmehr von da draußen herein über die Bergeszinnen, eine Luft, in der etwas vom Salzhauch der Nordsee und von der Herbheit der Heide lag, in der man den Zug der Tatkraft, der Gemeinschaft spürte. Und ob man ihn auch hier und dort nicht spüren *wollte*, man *mußte* ihn spüren, er selber kam den Menschen entgegen, auch wenn sie ihm nicht entgegenkamen.

Hoch drob'n am Berg, da liegt a Hütten,
Am Herd brennt 's Feuer in der Mitten,
Am Abend is und off' is d' Tür,
Zwoa Holzknecht sitzen da davür,
Der oa scho' in die achtz'ger Jahr,
Der ander no' nit zwanz'ge gar.
Im Wald schlagt no' a Drossel nach,
Und rauschen hörst an Almenbach;
Drob'n hallt a Schuß her über'n Grat,
Und na [1] is alles wieder stad.[2]

Da kimmt a Jagerbursch vorbei.
„Wer hat denn g'schossen?" fragen s' glei'.
Der Jager sagt: „„Heunt liegt nix dran,
Mein'twegen hat's a Wildschütz tan — —
Aber an andern Schuß hat's geben,
Der gang glei' auf a bessers Leben!
Habts es scho' g'hört von dera großen

[1] Dann. [2] Still.

Mordssach? — Am Kaiser haben s' g'schossen
Und troffen! — Er is ganz verwundt!""
„Was?" schreit der jung', „an so an Hund
Gibt's aa? Der sollt bei uns da sein,
Dem schlaget i as Leben ein!
Den packet i mit all zwoa Händ
Und wurf' ihn abi über 's G'wänd!"[1]

Der Alt' sinniert und schaugt nur groß
Und legt die Händ z'samm auf der Schoß;
Na' hat er g'sagt: „„I glaub's no' kaam —
Am Kaiser? — — Wie an alter Baam
So steht er dort mit seiner Kron,
Und dös hat ihm a Deutscher ton!!
Is dös a deutsche Einigkeit?
Zum Stolzsein hab'n mir[2] wohl no' weit!""

's war grad[3] a Holzknecht, der so redt'.
Ob'n glanzen d' Stern; er rührt si' net,
Na' legt'r a Scheit ins Feuer 'nein — — —
„„Heunt schlaf'ma do' so bald net ein!""[4]

So war denn der stille Zauberkreis der Einsamkeit für immer durchbrochen, auch der Bauer hat kein Leben mehr für sich, auch die stumme Welt der Berge ist hineingerückt in den mächtigen Zusammenhang deutschen Lebens, in die gärende Bewegung der Geister, in den strömenden Verkehr der Menschen. Innerhalb der zwei Jahrzehnte, die seit dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 vergangen sind, ist fast die ganze Fülle unserer modernen Kulturmittel und Lebensformen auch in unser einsames Hochland gedrungen und dort endgültig rezipiert worden, wenn der juristische Ausdruck gestattet ist. Die Einführung von Eisenbahn und Telegraph, die Mobilisierung des Besitzes, die Entwicklung von Handel und Industrie, die radikale Veränderung des Unterrichts fallen in diese Zeit;

[1] Ueber die Felswände. [2] Wir. [3] Nur.
[4] Aus „Um Sunnawend". „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 263.

die politische Agitation beginnt, der Gemeinsinn sucht nach der Form in der Vereinigung, und über das ganze Gebiet hin ergießt sich allsommerlich ein Strom von vielen tausend und tausend Fremden. Das ist der neue Verkehr der Berge.

Ein hastiger Realismus erfüllt dies dritte Bild, das ich vor Ihnen entrollen muß; die lokalen Besonderheiten treten nur mehr schüchtern, leise hervor, denn alles soll womöglich so sein, wie anderswo; man hat auf das Individuellste verzichtet, um wenigstens weltläufig zu scheinen, obwohl man es noch nicht ist.

Wer jetzt an einem Junifeiertage in unser Hochland fährt, der erkennt das alte Bergdorf kaum mehr, das ihm vor dreißig Jahren lieb geworden. Etwa zweitausend Passagiere waren im Bahnzug, und etwa vierzig Wägen rollen jetzt auf der sonnigen Landstraße dahin — keine Leiterwagen, wie ehedem, sondern breite Omnibusse, behagliche Landauer, Phaëtons, Victorias und à la Daumont. Dahinter aber keuchen die schweren Fourgons mit hundert Paketen aus Hamburg, Leipzig und Berlin, der flinke Velozipedist huscht auf seinem Rade vorüber im eleganten dunkelblauen Jackett, dann kommt eine Kolonne von dreißig Touristen, „Alpenklubisten", die hintereinander einherziehen mit lebensgefährlichen Bergstöcken und nicht viel besseren Jodlern, ohne Sorge und ohne Hemdkragen. Und ab und zu vielleicht einmal ein Bauer mit seinem Kühlein.

Eh man sich's versieht, ist man schon da, aber das alte Wirtshaus ist zum „Hotel" geworden, und auch der alte Besitzer ist schon lange fort. Zu den acht Fremdenzimmern von ehedem wurden achtzig hinzugebaut, aber auch von diesen ist keines zu haben, wenn man nicht vorher bestellt hat, denn die „Harmonie" hält heute ihr Stiftungsfest. „Aber im Nachbarhotel muß es doch Platz geben, wenn man dies dreistöckige Ungeheuer betrachtet?"

„Vielleicht — allein Sie werden kaum schlafen können, weil ein Studentenkorps daselbst heute nacht Kommers hält." Und das alles sagt uns der Wirt mit einem Achselzucken, das des Hotels „Vier Jahreszeiten" würdig wäre, während seine Hände ein paar Depeschen zerknittern und seine Augen unstet

suchen, wo denn die Extrapost des Grafen Soundso bleibt, der die zwei Eckſalons mit der Veranda bestellt hat? An dem kleinen Finger blitzt ein schmaler Ring mit drei bunten Steinen, der Scheitel ist tadellos und der dunkle Gehrock so elegant wie alles, was Van Hees gefertigt. O, kann man es noch ahnen, daß hier vor dreißig Jahren ein Wirt in Hemdärmeln stand, der höchstens einen Schlagring am Finger trug und auf die Frage, ob noch Platz sei, mit dem Daumen nach innen zeigte: „Da gehts eini!"

Auch da drinnen sieht es jetzt anders aus, als ehedem, wo man im Hausgang höchstens ein paar aufgerollte Fässer und einen knurrenden Fanghund fand. Jetzt hängt alles voll bunter Plakate, Karten und Panoramen; hier wird ein Konzert für den Abend angezeigt, dort flattert ein roter Theaterzettel und daneben am schwarzen Gitterbrett die Anzeige von ein paar Zwangsversteigerungen, die nächste Woche so nebenher gehen. Im Hintergrunde des Ganges aber schaut bisweilen ein neugieriger Kopf mit weißer Mütze vor, das ist der Küchenchef, und in seiner Miene liegt ein Selbstgefühl, als ob er Brillat-Savarins [1] Wort verstünde: „Der Koch kann gebildet werden, der Bratkünstler aber wird geboren." Freilich — 120 Gäste sind heute an der Table d'hôte, und es gibt Seefische, die von Geestemünde in direktem Versand hierher kommen; auch sie waren in den Fourgons, denen wir begegnet sind. Die See muß geben, was der See nicht mehr besitzt, selbst bis auf diesen stummen Artikel erstreckt sich der Austausch zwischen Nord und Süd und die Devise „Vom Fels zum Meer". Zum Dessert aber gibt es Gefrorenes, das der neugegründete Konditor über der Straße liefert; früher war hier nichts gefroren, als etwa die Straße selber und die Eiszapfen am Dache.

Im unteren Speisesaal wird à la carte gespeist; hier sammeln sich vor allem die Touristen, die mit zerrissenen Stiefeln über die Berge kommen oder Eile haben mit ihrer Mahlzeit, hier ist die Börse der Führer, der Schiffer, der Retourwagen usw.

Aber auch hier — ist — chic; es tut mir leid, daß ich

[1] Anthelme Brillat-Savarin (1755—1826), franz. Schriftsteller, Verherrlicher der Tafelfreuden.

dies fremde Wort nicht meiden kann. Die klassische Periode jener Grobheit, wo man keine „Halbe" bekam, sondern warten mußte, bis man eine Maß brauchen konnte, ist längst überwunden.

> I kimm auf d' Post 'nein: „Guat'n Ab'n',
> A frische Halbe möcht i hab'n."
> „„Was?"" sagt die Kellnerin und geht,
> „„A Halbe — schaamen S' Ihna net?
> Da woaſ' i nit zum Faß deszwegen,
> Z'erst warten S', bis S' a Ganze mögen."""[1]

Die Weinkarte weist einige zwanzig Marken auf, und die Kellnerin, bei der man ein Schnitzel bestellt, fragt verbindlichst: „Wünschen Sie es paniert?"

Das wohltuende Gefühl, daß es im bayrischen Wirtshaus keine Standesunterschiede gibt, daß da einer behaglich neben dem anderen sitzt, das hat sich wenigstens gottlob noch erhalten. Alles geht am Sonntag aufs Land, und wie man sich der räumlichen Entfernung nicht mehr bewußt ist, so ist man sich der ständischen, sozialen Entfernung noch nicht bewußt, die schöne Losung aller Menschenfreunde, „leben und leben lassen", beherrscht wenigstens in Bayern noch uns alle. Da sitzt am runden Tisch der Präsident mit seinen Töchtern, dahinter ein paar schmucke Offiziere im sommerlichen Zivil und, Rücken an Rücken, der Gemeindeschreiber des Dorfes, der Kaminkehrer und der Schneidermeister. Das erst, ich meine nicht nur die Masse der Fremden, sondern auch ihre Mischung, ist der neue Verkehr der Berge. In der Mitte des Zimmers steht ein Billard, auf dem der Herr Apotheker und der Herr Tierarzt eine Karambolpartie spielen, vor das kleine Piano aber, das in der Ecke steht, setzt sich der Herr Leutnant nieder und schlägt einen Walzer an.

„Bringen Sie mir die Zeitung," murmelt ein Griesgram in der Ecke, und der eilige Kellner legt die Allgemeine, das Berliner Tageblatt und die Neue Freie Presse vor ihm nieder. Das alles wird gierig verschlungen, denn auch der Zeitungs-

[1] Aus „Habt's a Schneid?" („Die Halbe"). „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 206.

tiger geht aufs Land, und wenn er zu Ende ist mit Berlin und Wien, dann kommt erst das Lokalblatt des Ortes an die Reihe. Und das Lokalblatt, es ist für uns vielleicht das interessanteste von allen, denn der ganze Wandel der Zeit spiegelt sich in seinen engbrüstigen Spalten. Vorne stehen die Nachrichten, die wir vor acht Tagen in den übrigen Blättern gelesen, und rückwärts finden wir die Fremdenliste mit verdruckten Engländern, mißverstandenen Russen und zahllosen Gästen aus allen deutschen Landen. Auch ein Feuilleton ist da, aber es handelt über den „Umgang mit Elefanten" (ich zitiere wörtlich aus dem Tegernseer „Seegeist"), obwohl vielleicht vorher noch andere Umgangsformen zu erledigen wären. Nicht minder lehrreich ist der Inseratenteil, der eigentlich am schlagendsten das Ineinanderwachsen von Stadt und Land bekundet. Da sind Börsenkontors empfohlen und Berliner Konserven, und etwa zehnmal fand ich ein Inserat des Inhalts, daß man sich für den Verkehr mit den ostindischen Gewässern doch am besten an die Firma N. N. wende. Zugleich aber finden wir, daß am Sonntag der „Gewerbeverein", am Montag der „Alpenverein" und am Dienstag der „Verschönerungsverein" seine Sitzung hält, und gerade das ist ein völlig neues Element im ländlichen Leben. Denn der bayrische Bauer ist von Haus aus der geschworene Feind jeder Vereinigung, er ist eine abgeschlossene, tief individuelle, solitäre Natur, und die Tatsache, daß solche Vereine entstehen und prosperieren können, zeigt am klarsten, wie sehr der Bauer schon zum Bürger geworden ist.

Dann steht ferner im Anzeigblatt, daß am Donnerstag Theater ist, „einheimische Dilettanten" wollen den „Herrgottschnitzer"[1] geben und das Erträgnis einem milden Zweck widmen, selbst der Zusatz ist nicht vergessen, daß der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt sind.

Ich habe nun mehrere solcher Vorstellungen gesehen, und ich gestehe, daß sie nicht nur vortrefflich, sondern geradezu brillant waren. Die plastische Kraft, der künstlerische Sinn, der unbewußt in unserm Bergvolk lebt, ist ja bekannt, und die Leute brauchen eigentlich nur sich selber zu spielen, aber was

[1] Bekanntes Gebirgsstück von Ganghofer und Neuert.

gehört dazu an Weltläufigkeit, bis ein Bauer sich selber spielen kann! Noch ist die Zeit nicht allzuferne, wo der Bauer, der auf die Schranne kam und sich abends ins Hoftheater verirrte, dem Franz Moor entgegenbrüllte: „Reißt ihn runter", wo ihm die ganze Bühne noch als bare Wirklichkeit erschien, und jetzt spielt eine Bauernmagd die erste Rolle vor Prinzen und Prinzessinnen, vor Geheimräten und Professoren, vor Berlinern und Bremensern, die alle gleichmäßig entzückt sind! Spüren Sie es, was für ein geistiger Verkehr, was für ein menschlicher Austausch dazu gehörte, bevor dies möglich war?

Gegenüber vom Wirtshaus, wo man Theater spielt, ist der Buchbinder und der Photograph. Buchbinder oder Buchhändler, das wird da draußen noch nicht so genau genommen, denn beide dienen ja der Literatur. Es geschieht dies vor allem durch eine Leihbibliothek, in der man die sonderbarsten Nachbarschaften erlebt. Paul de Cock und die „Stunden der Andacht" sind da beisammen; hier ein Band Gervinus und zwei Bände Casanova — man muß sich denken „ländlich, sittlich".

Der Photograph aber hat einen großen Kasten ausgehängt, denn er repräsentiert die Kunst, wie der Buchbinder die Literatur, und beide sind auch im bäuerlichen Leben nicht mehr entbehrlich. Mit sonntäglichem Selbstgefühl schauen die Honoratioren des Ortes hier auf uns herab. Die schönsten Bauernmädchen stehen elegisch an einen Baumstamm gelehnt, der große Hund des Herrn Assessors und der neue Schimmel des Herrn Verwalters dürfen auch nicht fehlen bei diesem Rendezvous unter Glas und Rahmen. Daneben aber finden wir zahlreiche Stadtfiguren, die sich im „Kostüm" haben photographieren lassen, und deren maskierte Gesichter ganz verklärt sind über den Effekt, den sie machen. Denn es ist leider wahr, was mir einmal ein Bauer sagte: „Wenn ma' jetzt oan in Kniehosen sieht, na' is's ganz g'wiß a Stadtfrack."

Diese Passion, sein Konterfei zu erwirken und zu vergeben, ist ungeheuer bezeichnend für unsere Zeit, weil das ganze Bedürfnis, etwas zu repräsentieren, etwas *gleichzusehen* (wie das triviale, aber schlagende Wort heißt), sich darin ausprägt. Jedes Miedei oder Lisei auf der Alm hat jetzt die Photographie

von ihrem Schatz am „Spiegel" stecken, und bei den herrschenden Gepflogenheiten kann es vielleicht bald ein Album geben. Ein paar Hausfreunde, Brüder, Nachbarn und dgl. gehen gewöhnlich drein.

Sollte man glauben, daß in demselben Ort noch vor 10 Jahren ein Mädchen zum Photographen kam und auf die Frage, ob sie ein Brustbild oder ein Kniestück wolle, schüchtern erwiderte: „Ja, am liebsten wär's mir freili scho', wenn der Kopf auch dabei wär'!"

Und wie diese Mode, so ist auch eine ganze Reihe moderner Vergnügungen, Bedürfnisse, Passionen aufs Land gekommen, die ehedem das Monopol der Städte waren. Ich garantiere Ihnen, daß vor 25 Jahren kein Bauer das Wort „Ball" verstand; man sagte „heut' ist Tanz" oder „heunt is Musi'", jetzt ist Schützenball, Veteranenball, ja sogar „Prüglerball", den die Fuhrleute und Kutscher des Ortes halten. Und als ich neulich von Gmund landein fuhr, da hielt der Stellwagenkutscher motu proprio am Wirtshaus und sagte: „Jetzt geh'n mer nauf, denn heut is Prüglerball, da g'hör'n Sie a derzu, Herr Dokter".

Was ein Schlittschuh sei, davon hatte man noch im Jahre 1860 kaum eine Ahnung in den meisten Teilen unseres Gebirgs, und als ich in dem genannten Jahre auf dem blanken Stahl über einen unserer Bergseen hinsauste, sahen mich die Leute fürwahr wie einen leibhaftigen Tanzbären an. Jetzt sind sie selber so klug geworden, daß die Bauernkinder von Wiessee auf Schlittschuhen zur Schule kommen, sie haben im Kopf noch ein sehr unvollständiges Alphabet, aber an den Füßen die echten Halifax. Ganze Züge von Münchnern fahren hinaus, wenn in den Zeitungen die Depesche steht, daß der Schliersee oder der Tegernsee gestern nachts gefroren ist; und es werden Wettfahrten auf dem Eise veranstaltet, als ob man auf der Rousseauinsel in Berlin wäre.

Bei einer Welt, wo soviel hineinkommt, muß schließlich doch der eine und der andere auch ein wenig hinauskommen. So hat denn auch der Bauer allmählich das begonnen, was ihm anfangs das Verhaßteste war — das Reisen, er fährt nach München, selbst wenn es nicht Oktober ist, er fährt zur Tier-

ausstellung nach Hamburg und benützt gar fleißig die Eisenbahn, die er weiland so oft verspottet hat. Auf der kleinen Strecke von Schaftlach nach Gmund sind in 8 Monaten fast 25 000 Billets III. Klasse verkauft worden, und wenn davon selbst 10 000 auf den Fremdenverkehr gerechnet werden, so bleiben immer noch 15 000 den Bauern. Ja, die letzteren sind schon so weit, daß sie den obligaten Respekt vor der Lokomotive fast verloren haben; ich hörte mit meinen eigenen Ohren einen Burschen sagen, als der Zug in Schaftlach feierlich einfuhr: „Siehgst'n, jetzt kimmt er, der Eierkäufler von Tölz.“

Ein Floßmeister aus Lenggries, der ehedem mit nassen Stiefeln in München ans Land stieg, erzählte mir neulich, daß er in Wien eingetroffen sei, und daß ihn der Fiaker, in den er einstieg, entsetzlich übernommen habe. „I hab' mi' mit so an g'wöhnlichen Menschen nit streiten wollen, i hab' ihm bloß g'sagt — fahren S' auf die Polizei!“

Ein anderer war bis Neapel gekommen, das war ein wohlbehäbiger Wirt, aber nicht immer reicht der Verstand der Reise so weit wie ihr Ziel, denn als ihn die Kameraden fragten, ob er denn auch den Vesuv gesehen und wie der eigentlich ausschaue, da erwiderte er seufzend: „Ja mein Gott, groß is er, und allweil geht der Rauch weg, grad wie a Bräuhaus schaugt er aus.“

Im selben Maße aber, wie der Personenverkehr, ist auch der Verkehr der Güter und des Handels gewachsen. Ich darf Ihnen hier ja nicht eine Statistik geben mit ihren trockenen Ziffern, aber wenn Sie selber einmal durch unsere Berge fahren, dann schauen Sie sich die Lagerplätze an, welche die Firma Steinbeiß in Brannenburg oder Schuhmacher aus Köln in Schaftlach errichtet hat, und Sie werden es spüren, was für ein Strom von Hab und Gut alltäglich hinüber und herüber geht. Eine Unzahl von Fabriken sind während des letzten Jahrzehnts im bayrischen Hochland entstanden, Papier, Zement, Glas und Kohlen werden produziert, und immer wirft sich die Findigkeit der Menschen noch auf neue Gebiete, wenn ich nur z. B. an die Petroleumbohrung in Tegernsee erinnern darf.

Aber selbst im kleinsten zeigt sich diese Erweiterung des Verkehrs: auf dem Kaltenbrunnerhof liegen die fertigen Kistchen

mit gedruckten Adressen, und die Butter, die dort gefertigt wird, ist morgen bei Herrn Hartmann in Dresden, bei Herrn Lehmann in Berlin und bei Herrn Naumann in Hamburg. Ich selbst kann keine mehr bekommen, der ganze Vorrat ist „bestellt".

Ja, im vergangenen Jahre ist es mir begegnet, daß ich einen Strauß von Alpenrosen mit nach Hause nehmen wollte, und daß die Bäuerin, die sie feilhielt, mir erklärte: „Ja die kann i nimmer hergeb'n, die san scho' verstellt — nach Berlin."

Mit dem riesigen Umschwung des Verkehrs geht natürlich auch ein voller Umschwung aller Preise Hand in Hand; auch hier hat das Land sich der Stadt genähert, ja, es fühlt sogar den Ehrgeiz, die Stadt zu übertreffen. Der Haushalt in den eleganten Orten unseres Gebirges ist genau um ein Dritteil teurer als in der Stadt, und man hat für den täglichen Lebensbedarf ganz offen drei Klassen, einen mäßigen Preis, den die Eingeborenen zahlen, einen zweiten, den die Fremden erlegen, welche ständige Gäste oder Hausbesitzer sind, und dann die Preise für die völlig Fremden, für die Passanten.

Zum Entgelt dafür hat sich freilich auch eine gewisse Kulantheit entwickelt, die man früher nicht kannte; der Mann, den man einst den „Kramer" hieß, wechselt jetzt rumänische Kupons mit der größten Gemütsruhe; aber die Kehrseite kommt immer wieder — der ungemessene Anspruch ans Leben, die fabelhafte Ausnützung der Stunde und der Gelegenheit. Ein Kutscher, dem ich Vorwürfe machte, daß er für eine so kurze Fahrt 24 Mark verlange, erwiderte mir: „San' S' froh, daß's keine Gulden mehr gibt, sonst kostet's 24 Gulden", und ein Hausknecht schüttelte den Kopf, als die Exzellenz davonfuhr, ohne in die Tasche zu greifen, und meinte: „Mi' wundert's nur, wie der so hoch auffi kemma is, wenn der doch nirgend koa Trinkgeld gibt."

So liegt denn auf allen Gebieten, wo wir nur die Augen hinwenden, eine andere, eine neue Welt vor uns; ich selber konnte Ihnen ja nur einzelnes bieten im Rahmen dieser engen Stunde, aber auch aus dem wenigen haben Sie wohl den ganzen Gegensatz entnommen zwischen einst und jetzt, zwischen altem und neuem Verkehr.

Der Grundgedanke, der selbst auch durch die stillen Täler

unserer Berge strömt, — er heißt égalité. Die Menschen kennen ja das Wort nicht, aber das Gefühl, denn alles Streben ist darauf gerichtet, die Gleichheit, oder richtiger den Ausgleich, mit der modernen Welt zu finden. Egalité — sie hat die Zeit verdrängt, denn sie gibt alles zu jeder Zeit, was sonst an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden war; sie hat den Raum verdrängt, denn sie stellt Bürgertum und Bauerntum hart nebeneinander auf dieselbe Scholle und mischt ihr innerstes Wesen; jeder will sein, wie der andere ist. Die Grenzen von Ort und Stand beginnen zu wanken vor dem bannenden Wort „égalité“.

Das ist eine Tatsache, und wir schaffen sie damit nicht aus der Welt, daß wir sie leugnen oder bedauern; wir müssen trachten, sie zu beherrschen.

Den ganzen Gegensatz, der diese Welt durchzieht, habe ich am lebendigsten empfunden in einer einsamen Wanderstunde.

Es war ein dämmernder Frühlingsabend; die Zweige waren noch kahl, aber in der Luft webte schon jene wunderbare Strömung werdenden Lebens. Da stieg ich den Gangsteig herunter vom Kampen zum Ringsee, der See lag da, stumm und dunkelgrün, und mitten in der Wildnis lief der Telegraph dahin, der Wind sang in den Drähten, die festgenietet waren an den uralten Bäumen.

Da durchzuckte es mich wie ein stummer Widerwillen, und doch atmete ich leise auf, denn in den Zweigen, die hochgewölbt über die Drähte niederhingen, saß eine Drossel im Dämmerlicht und sang, wie sie vor tausend Jahren hier gesungen. Und in dem wundersamen Ton lag gleichsam die Lösung all' der Gegensätze, die uns unversöhnt in der Brust liegen, lag der Einklang alter und neuer Zeit. Da spürt' ich es erst, wie viel unvergänglicher Zauber auf Erden noch waltet, den kein Verkehr hinwegträgt, den aller Wandel nicht wandelt, wenn wir nur selber fähig bleiben, ihn zu empfinden. Und in diesem Geiste soll uns allen das Wohl von Land und Leuten nahestehen, wie ein Stück des eigenen Geschicks, und jeder einzelne soll sich das Wort zur Richtschnur nehmen, das einst der Wahlspruch Wilhelms IV. war: „Ich hab's im Herzen.“

VI.

Franz Defregger und seine Bilder.

Es ist um die Dämmerstunde. Das ist die Zeit der Ateliersbesuche, und da ziehen wir die Glocke an dem reizenden roten Hause in der Königinstraße zu München, wo man hinabsieht in die beeisten Zweige des englischen Gartens und in die wogenden Novembernebel.

Ein großes, eisernes Gitter öffnet sich, wir blicken in ein winterlich geschütztes Gärtlein, bellend springt uns der Hund entgegen, und nach wenigen Schritten stehen wir vor der breiten Ateliertür, wo mit Kreide angeschrieben steht: „Modelle von 8—9." Das ist die Heimat eines Künstlers, der jetzt zu den gefeiertsten europäischen Namen zählt; das ist die Wiege jener sonnenfrischen Bilder, die Tausende von Herzen in der alten und der neuen Welt entzücken.

Ein bunter Lärm, der fast das „Herein" verschlingt, klingt uns von drinnen entgegen; Kunsthändler, Kunstkritiker, Kunstfreunde führen da das laute Wort. Der eine hält einen ästhetischen Monolog mit der Pointe: „Na, wissen Sie, Sie sollten eigentlich in Berlin leben!" „Aber bitte," ruft entsetzt der Wiener dazwischen; — „nicht wahr, Sie schließen nicht ab, ohne mir die Vorhand zu lassen," spricht halblaut der Prinzipal, der im mächtigen Pelzrock an der Staffelei vorüberstreift.

Und mitten in dem Gedränge steht hochgewachsen und schlicht der bildschöne, schweigsame Mann, den sie alle umwerben, und wirft nur dann und wann ein Wörtlein in den Redestrom seiner Gäste. Er trägt die graue Joppe als Arbeitskleid und hat die Palette abgelegt, weil es zum Malen doch schon zu finster ist;

unserer Berge strömt, — er heißt égalité. Die Menschen kennen ja das Wort nicht, aber das Gefühl, denn alles Streben ist darauf gerichtet, die Gleichheit, oder richtiger den Ausgleich, mit der modernen Welt zu finden. Egalité — sie hat die Zeit verdrängt, denn sie gibt alles zu jeder Zeit, was sonst an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden war; sie hat den Raum verdrängt, denn sie stellt Bürgertum und Bauerntum hart nebeneinander auf dieselbe Scholle und mischt ihr innerstes Wesen; jeder will sein, wie der andere ist. Die Grenzen von Ort und Stand beginnen zu wanken vor dem bannenden Wort „égalité".

Das ist eine Tatsache, und wir schaffen sie damit nicht aus der Welt, daß wir sie leugnen oder bedauern; wir müssen trachten, sie zu beherrschen.

Den ganzen Gegensatz, der diese Welt durchzieht, habe ich am lebendigsten empfunden in einer einsamen Wanderstunde.

Es war ein dämmernder Frühlingsabend; die Zweige waren noch kahl, aber in der Luft webte schon jene wunderbare Strömung werdenden Lebens. Da stieg ich den Gangsteig herunter vom Kampen zum Ringsee, der See lag da, stumm und dunkelgrün, und mitten in der Wildnis lief der Telegraph dahin, der Wind sang in den Drähten, die festgenietet waren an den uralten Bäumen.

Da durchzuckte es mich wie ein stummer Widerwillen, und doch atmete ich leise auf, denn in den Zweigen, die hochgewölbt über die Drähte niederhingen, saß eine Drossel im Dämmerlicht und sang, wie sie vor tausend Jahren hier gesungen. Und in dem wundersamen Ton lag gleichsam die Lösung all' der Gegensätze, die uns unversöhnt in der Brust liegen, lag der Einklang alter und neuer Zeit. Da spürt' ich es erst, wie viel unvergänglicher Zauber auf Erden noch waltet, den kein Verkehr hinwegträgt, den aller Wandel nicht wandelt, wenn wir nur selber fähig bleiben, ihn zu empfinden. Und in diesem Geiste soll uns allen das Wohl von Land und Leuten nahestehen, wie ein Stück des eigenen Geschicks, und jeder einzelne soll sich das Wort zur Richtschnur nehmen, das einst der Wahlspruch Wilhelms IV. war: „Ich hab's im Herzen."

VI.

Franz Defregger und seine Bilder.

Es ist um die Dämmerstunde. Das ist die Zeit der Ateliersbesuche, und da ziehen wir die Glocke an dem reizenden roten Hause in der Königinstraße zu München, wo man hinabsieht in die beeisten Zweige des englischen Gartens und in die wogenden Novembernebel.

Ein großes, eisernes Gitter öffnet sich, wir blicken in ein winterlich geschütztes Gärtlein, bellend springt uns der Hund entgegen, und nach wenigen Schritten stehen wir vor der breiten Ateliertür, wo mit Kreide angeschrieben steht: „Modelle von 8—9.“ Das ist die Heimat eines Künstlers, der jetzt zu den gefeiertsten europäischen Namen zählt; das ist die Wiege jener sonnenfrischen Bilder, die Tausende von Herzen in der alten und der neuen Welt entzücken.

Ein bunter Lärm, der fast das „Herein“ verschlingt, klingt uns von drinnen entgegen; Kunsthändler, Kunstkritiker, Kunstfreunde führen da das laute Wort. Der eine hält einen ästhetischen Monolog mit der Pointe: „Na, wissen Sie, Sie sollten eigentlich in Berlin leben!“ „Aber bitte,“ ruft entsetzt der Wiener dazwischen; — „nicht wahr, Sie schließen nicht ab, ohne mir die Vorhand zu lassen,“ spricht halblaut der Prinzipal, der im mächtigen Pelzrock an der Staffelei vorüberstreift.

Und mitten in dem Gedränge steht hochgewachsen und schlicht der bildschöne, schweigsame Mann, den sie alle umwerben, und wirft nur dann und wann ein Wörtlein in den Redestrom seiner Gäste. Er trägt die graue Joppe als Arbeitskleid und hat die Palette abgelegt, weil es zum Malen doch schon zu finster ist;

seine tiefklaren Augen streifen noch einmal träumend das Bild, und ein halbverlegenes Lächeln gleitet über die ernsten Züge, wenn er die Flut von Lobsprüchen, von Weisheit und von glänzenden Offerten vernimmt. Dann aber, wenn der Schwarm der Bewunderer sich verlaufen, dann atmet er leise auf, sachten Schrittes gehen wir in den kleinen Erker, der dicht an die Werkstatt stößt, und dort erst reicht er mir nochmal die Hände — „Grüß di' Gott!" Nun erst ist aus dem Herrn von Defregger (er ward vor kurzem erst geadelt) und aus dem Herrn Professor wieder der Franzl geworden.

Aus dem trauten, holzvertäfelten Winkel sieht man hinaus in die dämmernde Werkstatt, wo sich der Efeu ums Fenster schlingt, man sieht gerade auf ein Landschaftsbild, das die Heimatberge unseres Meisters darstellt. Leichtes Gewölk streift über die blauen Gipfel, auf dem felsdurchwachsenen Boden steht eine braune Hütte, man glaubt in den verwitterten Fichten den Wind zu hören. Er hat es selbst als flüchtige Skizze gemalt, aber in der flüchtigen Skizze liegt der Schlüssel zu all' jenen gewaltigen, vollendeten Bildern, liegt das Geheimnis von all' dem Zauber, der sein Schaffen und seine Persönlichkeit umgibt. Denn all' das wurzelt in der Heimat.

Wohl nur wenige bedeutende Menschen haben es verstanden, die Kraft ihrer Herkunft, das Originale, das Persönliche, das ihnen damit gegeben war, in dieser Unversehrtheit festzuhalten, wie Defregger. Er ist noch heute in seinen letzten Tiefen das Bergkind von ehedem, und er wollte niemals etwas anderes sein, als er ist. In der kernigen Wirklichkeit des Bauernlebens gewann er kein Bewußtsein dessen, was man in der großen Welt den S ch e i n nennt, und diese innere Wahrhaftigkeit, diese Unschuld seines Denkens und Schaffens, wenn ich so sagen darf, hat ihm die spätere Bildung nicht zerstört und sein früher Ruhm nicht weggeschmeichelt. Nie hat er mit den Verhältnissen sein Wesen geändert oder der Welt ein Zugeständnis an seinem inneren Ich gemacht, und das gibt seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit jene geschlossene Einheit, die uns so wohl tut neben der hastigen Vielseitigkeit, die wir ringsum erblicken.

Und doch wie wunderbar und vielseitig waren die Wege und der Wechsel dieses Lebens!

Sie alle wissen wohl soviel von Defreggers Jugend, daß er als Bauernkind heranwuchs, in der Abgeschiedenheit eines einsamen Tirolergehöftes, aber Sie wissen vielleicht nicht so im vollen Maße, was das heißt, was das Leben eines Bauernkindes bedeutet. Diese stumme, hart umgrenzte Welt, die nur sich selber kennt, dies Dahingehen in einem uralten, tausendjährigen Geleise, diese ewige Zwiesprache mit der unverschleierten Natur! Es läßt sich nicht sagen, was die Sonne herniederscheint in das Gemüt des lauschenden Knaben, der da am Berghang auf dem Felsen sitzt, während die Herde um ihn weidet, was die stöhnenden Bäume dem Mann entgegenrauschen, der nachts durch den Wald zieht mit seiner Last auf der Schulter, kurzum, es gibt kein Wort für das, was der Bauer in der Natur erschaut, erlauscht, erlebt. Er wird sich selber dessen oft kaum bewußt, aber das Elementare, das in diesen Eindrücken liegt, verwächst gleichsam mit seiner ganzen Seele und legt die Hand auf sein ganzes Leben. In der Jugend sammeln wir das Bestimmende, das Unvergeßliche für unser Dasein, und bis zum 25. Jahre ist Defregger nicht einen Fuß breit aus dieser Bergwelt, aus diesem Bauernleben hinausgetreten.

Die Gemeinde, die er seine Heimat nennt, heißt Dölsach, der engere Ortsname aber ist Stronach, nicht fern von Lienz im Pustertale. Fast eine Stunde weit ist es von der Kirche des Dorfes hinauf bis zu dem mächtigen Einödhofe, wo sein Vater und dessen Väter gehaust; auf dem braunen Dach liegen die Steine, man sieht die Felsen der Dolomiten, und über den grünen Berghalden erhebt sich langgestreckt der dunkle Wald.

Dort ward unser „Franzl“ am 30. April 1835 geboren. Seine eigenen Erinnerungen reichen zurück bis ins dritte Jahr, und unwillkürlich hielten sie immer das am festesten, was am bildlichsten vor seine Seele trat. So weiß er es noch genau, wie einst ein Zug von Jägern oben am Gangsteig vorüberzog und mit der Mutter in Zwiesprache kam, und wie er sich fürchtete, sie möchten ihr etwas zuleide tun; wie er am Brunnen stand, wenn in der Abendkühle die Herde kam, wie sich die vier

Schwestern um ihn drängten, der ihr einziger Bruder war.

Als er fünf Jahre zählte, verlor er die Mutter, der Typhus wütete im Hause, und er selber lag schwer darnieder. Manchmal kam wohl der Arzt in das einsame Bauerngehöft und griff nach der Hand des fiebernden Knaben; er gab ihm Arzneien, aber Hoffnung gab er ihm wenig. Gleichwohl siegte die kräftige Natur; er erinnert sich noch an den wohligen Schauer, als ihn der Vater das erstemal hinaus in die Sonne trug. Doch blieb er bis zum siebenten Jahre kränklich und schwach.

Dann ging sein Knabenleben in den herkömmlichen Bahnen weiter. Im Winter war Schule, die ein alter Bauer für die Kinder der umliegenden Höfe hielt, während der Schnee fußhoch in den Bergen lag; im Frühjahr aber flog der ganze junge Schwarm auseinander, und gleich den andern zog auch der Franzl als Hüterbub auf die Alm. Vor ihm kletterten die Ziegen, und er kletterte ihnen nach, barfuß, mit der Spielhahnfeder auf dem verwaschenen Hütlein; droben aber legte er sich in die Sonne und sah hinaus in die Welt.

Wieviel erspäht man nicht auf solcher Lagerstatt, es fällt mir immer der Spruch eines alten Bauern ein, welcher sagte: „Die Leute meinen alleweil, man müßt recht umeinander gehn, damit man recht viel sieht, aber wenn man fest auf e i n' P l a t z bleibt und dort recht aufpaßt, na' sieht ma' noch viel mehr." Und so war es auch hier: da kam das Wild, es flogen die Geier, die Steine rollten, und die Alpenblumen blühten; er aber lag da, und über ihm zogen Wolken, Windesrauschen und Träume.

Der Vater war ein strenger Mann, aus dem harten Holze des alten Bauernschlages; er hatte eine besondere Vorliebe für Pferde, und wenn dieselben auf die Weide getrieben wurden, dann setzte er gern den Jungen aufs Roß, damit er behend und schneidig werde. Oft fiel er unter die tollenden Füllen, einmal erhielt er sogar einen schweren Hufschlag auf den Mund. Gern hätt' er den Schlag verschmerzt, wenn's nur nicht gerade am Kirchweihtag gewesen wäre, wo die fetten Krapfen gebacken wurden, und nun war er inkapabel, auch nur einen einzigen zu verzehren! Alljährlich einmal ging der Alte ins Pinzgau über die Tauern, um Vieh zu kaufen, und dann durfte ihn der

Knabe in der Regel begleiten. Es war jener uralte Bergweg, der schon im 11. und 12. Jahrhundert begangen wurde; schon damals wurden Unterkunftshütten errichtet und Stiftungen gemacht, um allabendlich durch Hornsignale die Wanderer auf den rechten Weg zu führen, die sich in den Tauern verirrt hätten. Das alte „Valwild", der Steinbock nämlich, war herdenweise dort heimisch, und heute noch faßt jener wundersame Pfad gewaltig unsre Phantasie.

Das war aber auch der einzige Wechsel in dem stummen Einerlei des abgelegenen Hofes. Allein gab es denn nicht noch ein anderes bedeutsames und schöpferisches Moment in diesem jungen Leben — die Kunst? Wie dämmerte zuerst ihre Ahnung auf, wie zeigten sich ihre ersten Regungen im stillen?

Der Franzl hatte noch nie das Wort gehört und noch kein anderes Bild gesehen, als die paar Heiligenbilder in Stube, Haus und Kirche, aber dennoch tastete die innere Gestaltungskraft unbewußt nach ihrem Ziele. Aus den Kartoffeln, die er vom Herde nahm, schnitzelte er menschliche Gesichter; aus dem Teig, der im Backtrog lag, knetete er die abenteuerlichsten Figuren, und in die leeren Blätter des Bauernkalenders kritzelte er Roß und Rind, wie er sie draußen am Brunnen gesehen. Allein er hatte weder Vorlagen noch Unterricht. Nur einmal erhaschte er einen österreichischen Guldenzettel und kopierte ihn so getreu, daß die kaiserlichen „Finanzer" (wie man in Tirol sagt) beinahe wegen Banknotenfälschung interpellierten!

Dies Experiment war nicht ermunternd; keine führende Hand, kein scharfes Auge kam dem schlummernden Talent entgegen, und wenn auch der Herr Pfarrer von Dölsach gelegentlich mit dem Vater sprach, so schüttelte dieser trotzig den Kopf und sah hinaus über Feld und Wald. Das war das richtige Erbteil für seinen Buben.

Mit fünfzehn Jahren war Defregger vollständig erwachsen, und nun war die Idylle vorüber, nun galt es die harte, schwere Arbeit des Bauern. Aber auch die ganze „Lustbarkeit", die in diesem Dasein liegt, ward nunmehr wach, um ihn war eine Schar von fröhlichen Kameraden, und zu sechst und siebent zogen sie in lauer Mondennacht in die benachbarten Dörfer

zum „Gasselgehn“, wo die alten, fröhlichen Reime klangen. Und doch — in all' der kernigen Lebensfrische ging ein wundersamer, idealer Zug durch die Tiefen seiner Natur; wenn er die Glocken des Dorfes hörte, wo sein Schatz daheim war — von fern, fast eine Meile weit — dann durchrieselte es ihn leise, die zartere Welt in seiner Seele regte sich, ehe er wußte, daß er sie besaß. Dennoch wäre es unrichtig, wenn wir uns etwa den jugendfrischen Defregger als Träumer dächten, den das Erwachen seiner künstlerischen Kraft und die Gebundenheit seines äußeren Daseins bedrängte. Kein Gefühl des Nichtverstandenseins bedrückte ihn, kein innerer Konflikt entfremdete ihn den Genossen, auch hier zeigt seine Persönlichkeit ihre ganze herzgesunde Unantastbarkeit, die noch heute der Grundton seines Wesens ist.

Es schien ihm selbstverständlich, daß es jetzt, wo er ganz in der harten, vollen Arbeit steckte, mit dem Zeichnen vorbei war; die Kirche von Dölsach war damals abgebrannt, und die einzelnen Bauern trugen zum Aufbau Holz und Steine herbei. Auch er half mit, er ahnte es nicht, daß er dereinst derselben kleinen Kirche das herrliche Altarblatt bringen werde, welches jetzt ihren Schatz bildet.

Noch ehe er 23 Jahre alt war, starb sein Vater, und als der einzige Sohn mußte er nunmehr den großen Hof übernehmen. Nur wer das ländliche Leben kennt, weiß, welch' einen Wendepunkt dies bedeutet. Kräftig, freudig und glücklich führte er anfangs das Regiment, überall ging es gedeihlich vorwärts, so daß er selbst einige Ersparnisse zurücklegen konnte. Und noch jetzt in der Erinnerung ist dieser Ehrgeiz lebendig; es ist keine drei Wochen her, daß Defregger zu mir sagte: „Siehst, das ärgert mich, daß die Leut allweil meinen, i wär kein richtiger Bauer g'wesen“.

Aber so gut es auch im Hause, in Stall und Scheuer ging, so kam doch bald noch ein zweiter, entscheidender Wendepunkt. Welches seine inneren Wurzeln waren, vermag Defregger auch heute nicht anzugeben, er kennt nur das Ergebnis, daß der Boden mit einmal unter ihm zu wanken begann, daß es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Heimat forttrieb, daß er sich unbewußt vor die Notwendigkeit eines neuen Lebens gestellt sah.

War es der Drang nach einem neuen, großen Schaffen, nach einem edleren Berufe? Defregger gesteht, daß er nicht die leiseste Regung davon empfand. Es war jene Zeit nach dem Kriege von 1859, eine tiefe Erschütterung und Entmutigung lag über dem Lande, und jener Pessimismus, der in Oesterreich der Lebenslust so nahe steht, begann die Luft mit seiner Schwüle zu erfüllen. War das der Grund, übte dies Element vielleicht einen Einfluß selbst auf die stillen Täler und auf die jungen Bursche im Dorf? Defregger verneint es; er selbst war als einziger Sohn vom Militärdienst freigeblieben, und auch die andern hätten in der einsamen Bergluft nichts von einer Verstimmung gespürt — aber die Tatsache bleibt, daß mit einmal ein wahres Wanderfieber erwachte, daß man sich zusammentat und von einer neuen, schöneren Heimat munkelte, die drüben über dem Meere liege. Eine leidenschaftliche Unruhe war über das junge Volk gekommen, und wenn der Bauer einmal unruhig wird, dann ist er unendlich schwerer zu beschwichtigen, als der Gebildete.

Amerika war die Losung, Amerika war der Zukunftstraum des Mannes, der den goldenen Reichtum und den ganzen Zauber der Heimat ahnungslos in der Seele trug. So seltsam kreuzen sich manchmal Ziele und Wege!

Die Mehrzahl der Genossen verwirklichte den Plan; zum Glücke für ihn konnte er sich nicht mit allen verständigen und ließ sie vorerst allein ziehen. Aber der Entschluß, die Heimat aufzugeben und seinen Hof zu verkaufen, stand unweigerlich bei ihm fest, er wollte fort, er mußte fort, um jeden Preis. Warum? — es war ihm ein Rätsel, aber das Rätsel forderte seine Lösung.

Daß es dabei nicht ohne Kämpfe abging, versteht sich von selber. Von allen Seiten ward der junge Bauer bestürmt, während die Kaufsverhandlungen schwebten; er mied die Menschen und ihre fröhlichen Zusammenkünfte, und als er nach Wochen wieder einmal ins Wirtshaus kam, erschien mit einemmal der Herr Kaplan und rief ihn hinaus vor die Türe. Ohne auf seinen Widerspruch zu achten, führte er ihn geraden Wegs in den Pfarrhof, wo die ganze Verwandtschaft versammelt war, um einen letzten Sturm auf ihn zu versuchen.

Der Pfarrer sprach ihm zu Gemüt, die andern weinten und drohten; man ließ es ihn fühlen, was denn dann werden solle, wenn er sein Geld verbraucht und später einmal der Gemeinde zur Last fallen würde.

Dies Wort hat harten Klang im bäuerlichen Leben. Er fieberte vor Erregung, mit Reden konnte er sich nicht wehren, eine Ohnmacht stand ihm nahe. So stürzte er hinaus, stieg in den Wald und antwortete damit, womit der Bauer allein antwortet: mit der vollzogenen Tatsache.

In wenigen Tagen war der Hof wirklich verkauft, er zahlte den Geschwistern ihr Erbteil hinaus und erklärte, er wolle nun nach Innsbruck gehen und Bildhauer werden. Als solcher hoffe er sich ehrlich fortzubringen, ohne jemanden zur Last zu fallen. So war in der Stunde äußerster Not der Gedanke der Kunst in ihm durchgebrochen und gleichsam der Lichtstrahl seiner Zukunft in sein Herz gefallen.

Dann schnürte er das Bündel und ging; 48 Stunden ging er zu Fuße durch das grüne Bergland hin, zwei Maurer, die auch in Innsbruck Arbeit suchten, waren seine Begleiter auf diesem Lebenswege. Es war am 11. April 1860.

Als er dort ankam, noch in Bauernkleidern, ging er zu dem Bildhauer Stolz, der Heiligenbilder für die Kirche schnitzelte, bestellte ihm einen Gruß vom Herrn Pfarrer und bat, ihn in die Lehre zu nehmen. Dann mietete er sich ein kleines Zimmer, nahm sich Vorlagen mit nach Hause und zeichnete, bald anatomische Figuren, dann wieder Erinnerungen aus der Heimat, die Gesichter der alten Bekannten, die er verlassen, und an die er doch noch immer dachte; gelegentlich half er wohl auch dem Meister in der Werkstatt. So ging der Sommer vorüber, vorwärts aber ging es dabei nur wenig. Wie Stolz mit richtigem Blicke meinte, sei Defregger überhaupt mehr zum Maler, als zum Bildhauer berufen, und da er selber im Herbst durch München reisen mußte, so sagte er ihm kurz und gut: „Weißt was, Franzl — geh mit, na' geh'n wir zum — Piloty.“[1]

Und so geschah es. Der Name des gefeierten Lehrers war

[1] Vgl. Stielers Rede auf Piloty in meiner Biographie „Karl Stieler, der bayrische Hochlandsdichter“, (Stuttgart, Bonz 1905), S. 145.

damals eben im höchsten Aufschwung, und der Eindruck, den Defregger von dieser Begegnung gewann, gehörte wohl zu dem Mächtigsten, was er bisher erlebt.

Beklommen pochte er an die Türe des ungeheuren Ateliers, und als er eintrat, fiel sein Blick auf das Riesenbild „Nero"; vor dem Bilde aber stand Piloty selbst, die hagere Gestalt im braunen Samtrock, mit seinen energischen Zügen und seinen funkelnden Augen, mit seiner stockenden und dennoch so hinreißenden Beredsamkeit. Man muß seine Erscheinung kennen, man muß ihn im Verkehr mit der Jugend gesehen haben, um zu wissen, welche Macht er über dieselbe gewann, wie er jedem in die Seele sah und aus der Seele sprach, wie er in dem Gesamtgefühl für seine Kunst und seine Schule das individuelle Gefühl des einzelnen zu treffen und zu fassen wußte. So hatte der junge Bauer von Dölsach noch niemals reden hören; wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, was ein Künstler sei. Dazu dies Bild, diese Plastik der fremdartigen Gestalten, — „und weißt, die Farben," setzte er tiefatmend dazu, als er von jener Stunde erzählte.

So sehr indessen Piloty in den mitgebrachten Blättern das verborgene Talent erkannte, so wenig hielt er dasselbe doch für reif, schon jetzt in eine Komponierschule einzutreten. Er lud ihn ein, so oft er nur wolle, ins Atelier zu kommen, aber zuerst galt es, ordentlich zeichnen zu lernen, dann werde das andere sich wohl finden. So trat denn der junge Tiroler in die Kunstgewerbeschule ein, wo er unter der Leitung Dyks bald bedeutende Fortschritte machte; noch jetzt dient eine Zeichnung, die er dort gemacht, daselbst als Vorlage. Aber gleichwohl war seine Stellung keine leichte; „schau (sprach er manchmal), es waren lauter blutjunge Leut' da, — und ich allein — der große Lackel!"[1]

Anderthalb Jahre waren auf diese Weise vergangen, dann kam er an die Akademie in die Malklasse zu Anschütz. Doch auch hier wollte ihm die trockene, schulmäßige Art nicht recht behagen; die reiche Anregung, welche das Münchener Leben sonst in geistiger und künstlerischer Beziehung bot, blieb ihm

[1] Lümmel. Das Wort wird gewöhnlich in der Bedeutung „ungeschlachter vierschrötiger Mensch" gebraucht.

durch seine Zurückgezogenheit fast völlig verschlossen, und so zog immer tiefer ein leises Unbehagen, wenn wir es auch nicht Heimweh nennen wollen, in sein Herz. Wie wär's, wenn er wieder einmal ein wenig nach Hause ginge (dachte er sich bisweilen), nicht in sein Heimatdorf, sondern nach Lienz, in die Nachbarschaft?

Und so geschah's. Dort mietete er sich ein und malte, was ihm unter die Hände kam: Wirte, Honoratioren, Touristen, alles nach festem Preis; das war die gute alte Zeit, wo man einen echten Defregger um 4 fl. erwerben konnte. Als der Sommer kam, zog er auf eine Alm und malte dort seine Studien weiter; Bergluft und Sonnenschein hatten wohl ihren alten Zauber, aber die Ruhe von ehedem konnten sie ihm doch nicht wieder geben. Denn schon hatte ein anderer Zauber ihn zu mächtig angerührt: der Geist des Schaffens und der großen Welt.

Es ist eine wundersame Entwicklung. Man möchte meinen, daß von der Stunde ab, wo Defregger in die Münchener Schule trat, sein Weg vom Schüler zum Meister nur eine kurzgeschlossene Reihe darstellt, auf der es kaum mehr einen Schritt vom Wege geben könnte. Und doch brach diese Entwicklung wiederholt ganz plötzlich ab, um stille zu stehen oder Umwege zu machen; denn ein doppeltes Element des Eigenwillens lag eben in dieser Natur, der Eigensinn des Künstlers und der des Bauern waren hier in einem Herzen vereinigt.

Es war so einsam auf der Alm, da schnürte er eines Tags sein Bündel und ging nach — Paris.

Ein paar Landsleute, die dort wohnten, hatten ihm geschrieben von dem wogenden Leben und den prächtigen Ateliers der dortigen Meister, und so zog er denn in die weite Welt, wie ein junger Siegfried oder Parzival, waldgewohnt, unerfahren, unkundig der fremden Menschen und der eigenen Kraft.

Als er ankam, wurde eben der Napoleonstag gefeiert; was nur erdenklich war an Glanz und Lärm, an Pracht und Lebensglut, rauschte an seinen Blicken vorüber, strahlende Karossen, Männer voll Selbstgefühl und schmeichelnde Frauen — das war in der Tat „die leuchtende Hauptstadt der Welt", wie sie Heinrich Heine genannt hat.

Aber als nun das Leben und die Wirklichkeit ihr Recht verlangten, da fühlte er erst die Härte dieses Daseins. Auf der Akademie konnte er keinen Zutritt finden, da man keinen Schüler annahm, welcher über 25 Jahre zählte, mit knapper Not gelang es ihm, daß er am Aktzeichnen teilnehmen durfte; die Ateliers der großen Lehrer, wie z. B. Yvon u. a., lockten ihn zwar, aber er war viel zu schüchtern, sie jemals zu besuchen. So lebte er denn als voller Fremdling in der riesigen Stadt, deren herrliche Museen seine einzigen Lehrer waren; um sich den Unterhalt zu sichern, malte er kleine Genrebilder aus dem Tirolerleben, die er an Kunsthändler verkaufte, und damals war der Preis eines echten Defregger bereits auf dreißig Franken gestiegen. Ja, eines dieser Bilder fand sogar Aufnahme in den Pariser Salon.

Aber nachhaltig fördern, innerlich befreien und sicherstellen konnte ihn auch das nicht, es blieb ihm das Gefühl, daß er nicht am rechten Orte war, daß sein Schaffen in diesem Boden nicht wurzeln konnte. Manche Stunde der Entmutigung kam damals über seine sonst so unantastbare Natur, ja, er fühlte mitunter sogar die Versuchung, sich ganz von der Kunst zurückzuziehen, und sah mit Neid dem Holzhauer auf der Straße zu, der das Problem seiner Arbeit gelöst hatte, wenn die Klafter vor ihm gespalten war.

Anderthalb Jahre lang hatte dieser Pariser Irrtum bereits gewährt, dann zog er mit einem Freunde zurück in die deutsche Heimat. Von der Schweiz ab ging er zu Fuß bis München, wo er Piloty aufsuchen wollte, der schon so vielen in schwankender Stunde Halt gab, aber leider war derselbe in Karlsbad, und so ging er denn in seine Berge, um dort die Rückkehr des Meisters und die Gestaltung seiner Zukunft zu erwarten. In der Zwischenzeit entwarf er die Skizze zu dem späteren Bild „Der verwundete Jäger", und als er nun damit vor Piloty hintrat, da faßte dieser mit stürmischer Wärme seine Hand und meinte, jetzt sei es recht, nun möge er nur kommen. Denn obwohl ja an Zeichnung und Farbe noch manches fehlte, so war doch der scharfblickende Lehrer förmlich verblüfft, wie Defregger das Entscheidende, das Charakteristische zum Ausdruck gebracht,

wie er selbst mit dieser unvollkommenen Sprache genau das sagen konnte, was er sagen wollte.

In die erste freie Stelle, welche sich an der Schule ergab, rückte Defregger ein, und nun erst geht seine Laufbahn in festem Gefüge und im raschen Schritt. Von nun ab wird ja sein Leben und seine Persönlichkeit immer bekannter; mir aber schien es eine lockende Pflicht, gerade jenen Teil seines Lebens ausführlicher zu beleuchten, über dem noch ganz der Zauber der Einsamkeit oder die Schwüle innerer Entwicklung ruht.

Wir stehen nunmehr, chronologisch genommen, im Jahre 1867, und Defregger selbst steht als ein rühriger Genosse mitten in dem fröhlichen Arbeitstreiben der Pilotyschule. Unter Makarts tollen Amoretten, unter Grützners Pfäfflein und den bleichen Märtyrinnen von Gabriel Max saß er geduldig vor seiner Staffelei und malte seine Tiroler Bauern. Ein neuer, ungemein charakteristischer Zug war durch seine Persönlichkeit in die bunte Physiognomie der Schule hineingekommen. Er gab auch hier nichts von seinem Wesen preis, nichts konnte ihn blenden oder verwirren, so fest war er innerlich auf sich selbst gestellt, aber der warme Zusammenhang, der feurige Korpsgeist, der die ganze Schule zusammenhielt, erfüllte auch ihn mit klarem Wohlgefühl.

Wie gerne möchte ich Ihnen das Bild jenes farbigen, geistvollen Treibens, jenes prächtige Zusammenleben der Schule eingehender schildern, wenn ich nicht fürchten müßte, mich allzuweit von der Persönlichkeit, die wir betrachten, zu entfernen. Nur soviel sei gesagt, daß auch ihm gegenüber Piloty jene weise Einsicht bekundete, die zwar beim Lernen strenge und gleiche Disziplin hält, aber überall das eigenartige Talent des einzelnen sorgfältig schont, um ihm nach erlangtem Können die eigenen Wege zu sichern. Er wollte nicht mehr lehren, als man lernen kann, und nur auf diese Weise war es möglich, daß aus ein und derselben Schule ein Makart und ein Defregger, ein Lenbach und ein Gabriel Max hervorging.

Das erste Bild, welches Defregger malte, war jene Skizze, die er in die Schule mitgebracht, und schon dies erste, das vom Münchener Kunstverein ausgestellt und angekauft wurde, machte gewaltiges Aufsehen; man bewunderte die schlagende Charak-

teristik, die Natürlichkeit der Anordnung und Bewegung, man fühlte, gerade so muß es gewesen sein. Kurzum, es war bereits der ganze Defregger in diesem Bilde, dem nur noch die technische Vollendung fehlte, wie Friedrich Pecht treffend bemerkte. Wenige Tage, ehe das Bild zur Ausstellung kam, klopfte es eines Abends an meiner Tür, und herein trat unser junger Maler, den ich in den Ateliers der Schule wiederholt gesehen, und sprach: „Ich hätt' eine Bitte. Jetzt is mein Bild fertig worden und kommt auf den Kunstverein, wenn S' halt so gut wären und täten mir einen Titel sagen." Darüber waren wir bald im reinen, dann fuhr er fort: „Jetzt hätt' ich noch eine Bitt', wenn S' mir ihn halt auch aufschreiben täten."

Noch viel wuchtiger war der Eindruck des folgenden Bildes, mit welchem Defregger bereits in das volle, hochbewegte Herzensleben seines Volkes griff. Es behandelt die Zeit von 1809 und führt uns in das Hauptquartier der aufständischen Bauern. Unter Speckbachers Leitung wird Kriegsrat gepflogen; als er auszog, hatte ihn sein Knabe gebeten, daß er mitgehen und auch die Waffen tragen dürfe, allein der strenge Vater hatte es nicht gestattet. Nun war der blutjunge, schneidige Bursch heimlich von Hause fort und dem Vater nachgezogen, wir sehen den Augenblick, wo er mit der Büchse in den kleinen Händen ihm entgegentritt.

Der Alte hat sich vom Tisch erhoben und schaut ihm fest ins Gesicht, aber kann man denn ob solchen Ungehorsams zürnen, wo heimlich das Herz vor Stolz schlägt? Ein eisgrauer Alter, der den Kleinen hereingeführt, ist mit seinem treuherzigen Gesicht ein beredter Fürsprecher, und all' die Waffengefährten ringsum strahlen vor Freude. Mit wahrhaft packender Gewalt ist der psychologische Konflikt in den äußeren Vorgang hineingewoben; eine Frische der Begebenheit und eine Gesundheit des Empfindens schaut uns hier an, der man sich bedingungslos ergibt.

Im Sturm gewann dies Bild alle Herzen und verwandelte die Beschauer in Bewunderer. Es trägt die Jahrzahl 1869 und befindet sich jetzt im Museum zu Innsbruck. Defregger hat es noch in der Pilotyschule gemalt, aber unvermerkt war er selber aus dem Schüler zum Meister geworden.

Auch die nächstfolgenden Werke, die stets mit Jubel von der kunstsinnigen Welt begrüßt wurden, zeigen uns diese Meisterschaft in wachsender Kraft und Entwicklung; wir erinnern nur an den prächtigen Ringkampf in einer Scheune, oder an die beiden „Brüder", wir meinen jenes Bauernstubentlein, das in den Ferien nach Hause kommt und welchem der inzwischen eingetroffene Säugling präsentiert wird.

Alles lacht und lebt und blüht in diesen Gestalten, eine glänzende, unerschöpfliche Schaffenskraft schien aufgeschlossen, da kam mit einmal eine schwere, unverhoffte Prüfung, die Glück und Stern für immer zu verschleiern drohte! Seine eiserne Natur begann plötzlich zu wanken, die Füße versagten den Dienst, und eine Krankheit meldete sich, welche die Aerzte weder zu deuten noch zu heilen vermochten. Aufs Sofa gebannt, zum Teil selbst liegend malte er weiter — jene Bilder, die von Gesundheit und Leben strotzen. Wer möchte es glauben: den „Ball auf der Alm" hat ein regungsloser Mann gemalt, auch das prächtige, stampfende „Preispferd" ist damals entstanden, ebenso das edle, tiefempfundene Madonnenbild, das er der Kirche seiner Heimat als Altarblatt geschenkt.

Man hielt die Krankheit für ein Rückenmarksleiden, und die Schauer dieses Wortes sagen genug; kurz vorher hatte er sich vermählt, aber auch die liebevollste Pflege der schönen, jungen Gattin vermochten nur zu trösten, nicht zu helfen. Als die Truppen im Jahre 1871 in München einzogen, war es ihm unmöglich, von dem nahen Bade Bruck hereinzukommen. Im folgenden Winter ließ er sich nach Bozen bringen, und während er dort in Schmerzen lag, kam eine Deputation zu ihm, die ihn zum Ehrenbürger seines Heimatdorfes ernannte. Da war auch der alte Obersteiner dabei, der viel im Lande herumkurierte und ihn aus bäuerlichen Tagen kannte; betroffen sah er auf den blassen, gequälten Mann, aber zuletzt schüttelte er den Kopf und meinte: „Franzl, ich glaub', ich könnt' dich doch wieder z'sammrichten."

Wer nichts mehr zu verlieren hat, kann alles wagen, in acht Tagen kam der alte Obersteiner wieder, der damals mit dem Baunscheidtismus auf vertrautestem Fuße stand, und unter-

nahm seine Kur. Wer kann es sagen, wie sich Ursache und Zufall in solcher Stunde verketten. Tatsache bleibt es, daß nach vierzehn Tagen die Gäste der Villa Moser auf einmal den jungen Maler im Garten gehen sahen; nach vier Wochen war er vollkommen gesund.

Er war nicht nur für sich, er war für Tausende genesen, und das Leben, das er wieder gefunden, blühte nun erst ganz in herrlichen Gestalten auf.

So stehen wir denn vor dem letzten Jahrzehnt, das die großartigsten und berühmtesten Bilder Defreggers umfaßt. Es war ihm nichts von jener entzückenden Anmut und Frische verloren gegangen, aber er hatte sich zugleich in die innersten Herzenstiefen seines Volkes hinein versenkt und in den eigenen, stummen Schmerzen die Sprache tragischer Gewalt gefunden. Sie ist es, die aus jenen drei Bildern spricht, welche den großen Volksaufstand von 1809 behandeln, „Das letzte Aufgebot", die „Heimkehr der Sieger" und „Der Todesgang Andreas Hofers". Da waltet nicht mehr jenes sonnige Idyll, denn das Einzelleben und das Einzelgefühl ist aufgegangen in der beredten Ergriffenheit eines ganzen Volkes, nicht mehr der Mensch, sondern die Zeit schaut uns hier ins Auge; der Schritt dieser kühnen Bauern und Jäger wird zum ehernen Schritt der Geschichte.

Aber selbst hier, in dieser höchsten Steigerung, die höchste Wahrheit, kein Hauch von einem falschen Pathos, kein Atemzug, der nicht lebendig aus der Brust steigt. Nur wer diese Bilder Defreggers kennt, der weiß es erst, wie groß er ist, der weiß, daß nur eine Riesenkraft solche Gestalten erschaffen kann. Und neben dieser Leidenschaft blüht unverkümmert die zarteste Innigkeit und der sonnigste Humor; wie weit ist die Seele, die sich hier vor uns erschließt!

Die Fülle des Inhalts, die produktive Kraft, die in allen Defreggerschen Bildern liegt, habe ich erst voll empfunden, als die Aufgabe an mich herantrat, dieselben mit Gedichten in der Mundart unserer Berge zu begleiten[1]. Solche Aufgabe ist stets

[1] In den Sammlungen „Von Dahoam", 1882, und „Aus der Hütten", 1884. Die nachfolgenden Gedichte Stielers sind diesen Sammlungen entnommen.

ein schwieriges Problem; der Dichter soll sich streng an den Inhalt des Bildes anschließen und doch muß das Gedicht selbständig für sich bestehen, es darf nicht zur Umschreibung des Bildes herabsinken, es darf nicht bloß gesagt werden, was schon gemalt ist.

Je vollendeter nun ein Bild ist, je erschöpfender es seinen Stoff zum Ausdruck bringt, desto weniger bleibt auf den ersten Blick für den Dichter übrig, aber wenn man dann tiefer und länger hineinblickt, dann empfindet man das Gegenteil. Dann fühlt man erst, welcher künstlerische Fond in einem solchen Motive liegt, wie sein Inhalt förmlich zur Ausgestaltung und Weiterbildung drängt. Defreggers Bilder fangen von selber zu sprechen an.

Sie alle kennen wohl das reizende Bild, das den Titel trägt „Der Liebesbrief", jene beiden Mädchen, welche die Köpfe zusammenstecken und lachend den Brief lesen, den der Schatz der einen aus der Kaserne in die Heimat gesandt. Man hört es leibhaftig, was die beiden zueinander sagen:

„Jetzt hat er do' g'schrieben,
Der Schlanggl — ja mein!
Ja les nur grad, Moidel[1],
Ja schaug nur grad 'rein!"

„Und all's hat er's aufg'schrieben —
A sellene Freud!
Und woaßt, bis von Innsbruck —
Dös is dir fein weit!

Sie geht[2] ihm recht guat
Und nur oans feit[3] dabei:
An d'Nudeln und d'Gretl
Da denkt er allwei'."

„Und vom Scheck[4] schreibt er aa,
Und vom Nachbarn sein Hund. —

---

[1] Moidel = Maria. [2] Es geht. [3] Fehlt. [4] Von der scheckigen Kuh.

Und nachst[1] ham s' 'n — eing'sperrt,
Ah — dös is ihm g'sund!"

„Ab'r am Kirda[2] da kimmt er:
Da kimmt er na' glei'[3]! — —
Und i soll nur a Bussel
Herrichten derwei'!"

„O mei' — nit grad oans![4]
Der kriegt Bussel grad gnua — —
Gel', Moidel, er is do'
A sakrischer Bua?!"

Aber selbst in den kleinsten, anspruchslosesten Bildern, wo nur die einzelne Figur vor uns steht, liegt jene innere Beredsamkeit, wie ich es nennen möchte, das Denken und Empfinden dieser Menschen liegt gleichsam offen vor uns da. Sie sprechen uns an, nicht nur im übertragenen Sinne (weil sie ansprechend sind), sondern wörtlich und wirklich.

Wie schlicht, wie stofflich geringfügig ist jenes frühe Bild Defreggers, wo ein lachender kleiner Bauernbursche einen jungen Hund, den Waldl, abrichten will, den er vor sich auf dem Tische hin- und herzerrt — aber auch dieser Fall hat seine unbewußte Philosophie.

Der Waldl[5], dös is halt
An Toni sei Schatz;
A kloanwunzigs Hundei
Und schiech wier a Ratz[6]!

Und dös is a Eifer,
Den die zwoa jetzt ham!
Zehnmal stellt er 'n auf,
Und zehnmal fallt er z'samm.

---

[1] Neulich. [2] Kirchweih. [3] Da kommt er dann gleich zu mir. [4] Nicht nur eines. [5] Bekannter Hundsname. [6] Häßlich wie eine Ratte.

Er moant schier, er müßet 'n
Ziehg'n und ranschieren[1] —
Denn a Bua braucht halt ebbes
Zum 'rumkummadieren.

No, Toni — paß auf,
Wie's dir spater passiert:
Na' werd der Stiel umkehrt,
Und du werst ranschiert!

Aber da werst na' schaug'n
Wie's „aufwarten" hoaßt!
Du woaßt halt no' nixen[2] — —
Sei froh, daß d' nix woaßt!

Noch kräftiger tritt jene sprechende Lebendigkeit natürlich in den größeren Gruppenbildern zutage, z. B. im „Preispferd", das wir schon oben genannt haben. Es ist ein junger, brauner Hengst, der auf dem landwirtschaftlichen Feste den ersten Preis gewonnen; nun wird er mit der eroberten Fahne heimgeführt. Wir sehen die reizende Dorfgasse mit ihren braunen Häusern, die Bauern drängen sich herbei, und der Schmied führt als Kenner das große Wort. Auch die Schuljugend steht gaffend am Wege.

„Was hab' i denn g'sagt?
(Schreit der Hiesl, der Schmied)
Dös Roß kriagt an Preis —
Aber glaubt habts ma's nit!"

Und wie's ihn mi'n Fahna[3]
Halt einig'führt ham,
Jetzt lauft dös ganz Dörfel
Und d' Köpf stecken s' z'samm.

---

[1] Erziehen und zurecht richten. [2] Noch nichts. [3] Den Hengst mit der Preisfahne.

A jeder muaß schaug'n,
Und a jeder möcht's sehg'n —
An Teufel sei Leibroß
Is gar nix dageg'n.

Und d' Schulbubn san aa[1] da;
Der groß' sagt zum kloan:
„Siehgst, der hat an Preis kriegt....
Und — mir krieg'n koan.

In all' den erwähnten Stoffen überwiegt der Schalk; von den reinen Stimmungsbildern, in denen nur das schweigende Gemüt sich sonnt, ist mir stets besonders lieb gewesen, welches „Wiegenjahre" betitelt ist: eine blutjunge Mutter, die mit der einen Hand ihre Arbeit tut und mit der andern hinunterspielt in die Wiege zu ihren Füßen.

Am Tisch sitzt d' Mutter dort
Mit blaue Aug'n;
Es gaab' wohl Arbeit gnua,
Und do' muaß s' schaug'n:

Wie halt dös Kindei lacht
In seiner Wiegen,
Wie's d' Handln auffihebt —
„Geh, bleib nur liegen!

Du möchst wohl außi gern,
Was hast heraußten?
Da geht erst d' Mühsal an
Im Leben draußten."

Und d' Mutter schaugt so fein:
„Geh, bleib' nur liegen —
Dös is dei schönste Zeit
In dera Wiegen!"

[1] Sind auch.

Daß es natürlich am schwersten ist, mit den enggebundenen Mitteln und Tönen des Dialekts einen großen, historischen Stoff zu fassen und die Leidenschaft der Volksseele vollgültig auszuprägen, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, ich fühlte das am deutlichsten bei den großen Geschichtsbildern Defreggers, vor allem bei dem letzten Aufgebot, welches wohl das ergreifendste von den dreien ist.

Derschossen san d' Junga,
Koa Klag werd nit laut —
Aber 's werd nimmer g'sunga,
Koa Feld werd nit baut;

Denn all's is verloren;
As Herz druckt's oan a'! —
Nur die Kinder und d' Alten
Alloa' san no' da.

Vor die ausg'storb'na Häuser
Da sitzen s' und lahn s'[1];
Koa G'wehr is mehr da,
Nur mehr d' Sichel und d' Sans'[2].

Dös packen die Alten,
Dös is die letzt' Rach'!
In der Tür stehgna[3] d' Weiber
Und schaug'n ihna nach.

Ihre Buben ham s' hergeb'n —
Und nachher ihr'n Mann —
Und jetzt ihren Vadern —
Dös alles ham s' tan!!

Denn all's is verlor'n;
Aber klagen hörst nie. — —

[1] Lehnen sie. [2] Sense. [3] Stehen.

Dös san jetzt die letzten:
Vielleicht g'winnen's die!

Sie san wie'r a Wald
Voll verwetterte Baam;
So ziehg'n s' dahin — —
Da kimmt koaner mehr hoam!

Es mögen etwa 30 bis 40 Bilder sein, die Defregger in dem letzten Jahrzehnt geschaffen, doch kann es natürlich nicht in meinem Zwecke liegen, Ihnen ein vollständiges Verzeichnis derselben darzubieten, denn ich möchte Ihnen ja ein Lebensbild, nicht einen kunsthistorischen Katalog geben. Der Grundzug aber, der durch all' diese Bilder geht, ist eine wunderbar gleichmäßige Frische, auch nicht ein einzigmal verfällt Defregger in das, was wir Manier nennen. Er hat nur Originale.

Eines der prächtigsten Bilder, die im Jahre 1875 entstanden, ist das „Tischgebet", jene herzige Kindergruppe, die um die dampfende Schüssel versammelt ist.

„Kemmts, Kinder! — Zum Essen!"
Ja, da saumen s' net;
Da kraxeln s'[1] zum Tisch nauf . . .
Aber z'erscht werd fein bet't!

Und as Lenei bet' für[2]
Und die hebt si' pfeilgrad;
Und der Kloane, der Schlanggl,
Is aa mäuslstaad.

Aber 's Gretei, die dicke,
Die kann halt alloa
Mit as Lachen verzwicka,
Bal's schaugt auf den Kloan'[3].

[1] Da klettern sie. [2] Betet vor. [3] Wenn sie auf den kleinen Bruder hinschaut.

Und der Hansei mi'n Löffel
Spitzt allweil so hin;
Der spitzt grad auf d' Suppen — —
„Koane Knödel san drin".

Und die Große[1] sogar
Hat die Handln aufg'reckt:
Denkt nur halbet an Herrgott
Und halbet — wie's schmeckt!

Oh mei', unser Herrgott
Verdenkt 's Enk[2] wohl nit!
I moanet — da esset er
Selber gern mit!

Noch im gleichen Jahre entstand der „Besuch", der auch wohl zu den populärsten und liebenswürdigsten Bildern Defreggers gehört. Es sind jene beiden Mädchen mit den hohen, grünen Hüten, die bei ihrer verheirateten Schwester, bei der Vroni, Visite machen. Sie tritt ihnen mit dem Kind auf dem Arme entgegen, triumphierend steht der junge Vater daneben.

„Ja, Vroni, (sag'n d' Schwestern)
Du hast's wohl schön gnua:
Der Mann so viel brav,
Und a so feiner Bua[3]!"

Und der Vater und d' Mutter
San schier voller Glanz;
Der Bua[4] hat d' Regentschaft
Im Häusl schon ganz!

Und 's Häusl so sauber,
Und d' Felder so grean[5] —

---

[1] Die älteste Schwester. [2] Euch. [3] Knäblein. [4] Grün, blühend.

Der Vater schaugt drein,
Wie der Kaiser in Wean[1].

Jetzt locken s'[2] dös Bübei:
„So trau' dir nur fein,
So nimm nur dös Gutei,
So beiß nur fest 'nein!"

Es kemmant[3] die Schwestern
Schier nimmer vom Platz —
Und am Weg denkt a jede
An'n ihrigen Schatz:

„Ja mei' — 's is halt dengerscht
(Ma' sollt's schier nit moan')[4]
Ebbes[5] Schöns um die Bub'n —
Um die großen und kloan'!"

Weit berühmt ist auch die „Brautwerbung" geworden (1877), wo der Vater seinen dummen, dicken Sohn begleitet, um für ihn ein stattliches Mädchen zu freien. Mit bäuerlicher Gravität hat sich die Mutter erhoben und rüstet sich eben, den beiden Bewerbern Bescheid zu geben, aber wie wird der Bescheid wohl lauten?

Bei diesem Bilde zeigte es sich so recht, mit welcher Unbefangenheit Defregger malt, denn als ich mich eben mit dem Texte zu demselben trug und ihn eines Tages fragte: „Also wie steht's, kriegen sich die zwei?", da sagte er mir ganz verblüfft: „Ja, das weiß *ich* nicht!" Für ihn besteht nur der künstlerische Moment, die Wahrheit und die Wirkung der augenblicklichen Situation, er knüpft keine berechnende Erwägung daran, was nachkommt. So mußt ich mich denn allein mit dem Gegenstande abfinden.

„Wer klopft draußt?" — As Dirndl,
Die druckt si' an d' Wand, ...

---

[1] Wien. [2] Die Schwestern locken den Kleinen. [3] Kommen. [4] Nicht meinen [5] Etwas.

„Oh jesses, jetzt kemmen s'" —
Sie lacht scho' und spannt.

Glei' zwoaspanni[1] kemmen s';
Der Alt' und der Jung'!
Und der Alt' sagt sei Sach'
Und die ganz Moanigung.[2]

Was er hat, was er kriegt,[3]
Daß er's all's übergibt[4] —
Und der Jung', der sagt gar nix,
Der is grad verliebt!

Aber d' Mutter steht auf;
Und die steht dir scho' da
Wie an oachener Hackstock,
Der bricht nit leicht a'.

Dös is jetzt a Metten[5],
Da werd disputiert,
Und die Kloan' spannen's aa scho'[6]
Was da jetzt passiert!....

„No, Mutter, wie is's jetzt?"
Hat der Alte z'letzt g'fragt.
„„Ja, Vater — a so is,
Daß's — nix is,"" hat s' g'sagt.

So gibt er auch jetzt noch nur selten einem Bilde den Namen, und wenn er je einmal davon spricht, so beschreibt er es wohl und setzt dann ganz arglos dazu: „Ich weiß nicht gleich, wie sie's genannt haben". Im übrigen spricht er fast nie von seinen eigenen Werken, es wird ihm fast unheimlich, wenn er sich auch nur von ferne loben hört. Er ist ein Mann der stillen Beschaulichkeit im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes. Dieser Grundzug seiner Natur kam vielleicht in keinem seiner

[1] Zweispännig, zu zweien. [2] Seine ganze Meinung. [3] Was sein Sohn bekommt. [4] Daß er alles dem Sohne übergibt. [5] Ein Spektakel. [6] Die Kinder merken's auch schon.

Bilder so sehr zum Ausdruck, als in dem kleinen Gemälde „Wie der Vogel singt". Ein erwachsenes Mädchen und zwei Kinder horchen an einem Frühlingsmorgen einer singenden Amsel zu, es ist ein Nichts, wenn man es stofflich analysiert, und es ist das Höchste, wenn man die seelische Belebung des Gegenstandes betrachtet.

Luus[1], wie der Vogel singt!
's is halt a junga —
So schön, wie der heunt singt,
Hat er nia g'sunga!

D' Sunn' scheint beim Fenster 'rein,
Ma' g'spürt an Mai schon schier;
Dös kloane Dirndl spielt,
Und d' Sunna spielt mit ihr.

Der Bua hört aa[2] gern zua
Und denkt dabei:
Wie er am Kerschbaum steigt
Und hupft im Heu.

Und 's große Dirndl denkt:
Wenn's jetza Summer werd,
Na' geht's auf d' Alma 'nauf....
Mei Feuerl brennt am Herd,

Und wenn der Mond so scheint,
Na' klopft's ans Fenster o'
Und kimmt der Bua zu mir,
Der z' Haus nit kemma ko'.[3]

Und is do' g'wiß a Bua,
A schöna, junga...
Wie heunt dös Vögei singt,
Hat's nia no' g'sunga!

---

[1] Horch. [2] Auch. [3] Nicht kommen darf.

Noch einmal in den letzten Jahren (1881) hat Defregger einen großen historischen Stoff ergriffen, als er für die Münchener Pinakothek den Schmied von Kochel malte, jenen sagenhaften Heros der Sendlinger Bauernschlacht von 1705; aber das ist vielleicht das einzige Bild, mit welchem er selber jemals zu kämpfen hatte. Er war unzufrieden damit, und es war schon beinahe völlig vollendet, als er es ganz von vorne noch einmal begann.

Die heiteren Motive, die in der letzten Zeit entstanden, wie z. B. die „Ankunft beim Tanze", der Salontiroler" usw., stehen in Ihrer Erinnerung so nahe, daß ich sie nicht zu beschreiben brauche. Das letzte aber, was Defregger malte, war ein Weihnachtsgeschenk für den König von Bayern, welches bisher wohl nur wenige gesehen — eine fürstliche Dame bringt in einer Bauernstube armen Kindern das Christgeschenk. — Dazwischen malte er wohl Porträts, vor allem reizende Kinderbilder, von denen ich nur das Bild seines eigenen Knaben im Bauernkostüm erwähnen will. Es bildet das Schlußblatt in unserem gemeinsamen Opus „Von Dahoam"[1], während Defreggers eigenes Porträt an der Spitze steht.

Wie lange habe ich Ihre Geduld nun in Anspruch genommen, und doch — wie viel hätte ich noch zu erzählen aus dem Hause, aus der Werkstatt, aus dem täglichen Leben dieses gottbegnadeten Menschen!

Doch genug, mein Zweck ist erfüllt, wenn ich Ihnen den Freund und Meister, dessen Werke Ihrem Herzen so nahe gehen, auch persönlich ein wenig näher brachte. Ist er doch in seiner stillen Bescheidenheit der Freund jedes deutschen Hauses geworden, und wem täte es nicht wohl, einmal das Bild eines vollendet glücklichen Menschen zu sehen!

Das i s t er, und das, was er geschaffen, wird unvergänglich sein, wie die Sonne und die Felsen, aus denen es genommen ist.

---

[1] „Von Dahoam". In Bildern von Franz Defregger. Dichtungen von Karl Stieler: München 1882.

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen



Die Bittgänge im bayrischen Hochland.

(1868.)

Der katholische Kultus, wenn man ihn von der menschlichen Seite betrachtet, hat ein sehr großes Verdienst. Dies liegt darin, daß er zu einer Zeit der Barbarei mit wahrem Genie die Bedürfnisse des Gemüts erkannt und auf ihnen die Entwicklung seiner gottesdienstlichen Formen begründet hat. Darauf, auf ihrem Sinn, beruht die Macht der Form, ob wir derselben im Tempel oder auf freiem Feld begegnen. Wirkt im ersteren die Macht auf uns ein, welche die Geschichte auf jedes Menschenherz, ihm unbewußt, ausübt, so auf letzterem die Macht der Natur, die jener andern völlig ebenbürtig ist. Das haben die geistlichen Führer des Volkes wohl begriffen, und die Einrichtung der sogenannten Bittgänge, der Prozessionen, ist aus diesem Grundgedanken erwachsen. Unwillkürlich öffnet sich das Herz, wenn Berg und Tal vor unserem Blick sich öffnen, unwillkürlich wachen Hoffnung und Glaube in unserm Herzen auf, wenn so die Wunder der Natur vor unseren Augen liegen. Die Psychologie der Religionen ist ihre Stärke, und darum finden wir auch diese Bittgänge nirgends so sehr verbreitet, wie gerade in schönen Gegenden und in der schönsten Jahreszeit.

Einen weiteren Anteil daran hat ein anderer Zug, der nun einmal aus der Menschennatur nicht herauszubringen ist.

Wir sind geborene „Malcontents“ und haben die fixe Idee, daß draußen alles besser zu erhalten ist als daheim — auch der Segen, auch die Gnade. In den höchsten Schichten und in den niedersten begegnen wir diesem Hang; er schuf die Sehnsucht der Kaiserin Eugenie nach Rom, er beseelt die kleine

Landgemeinde, die aus ihrem Bauerndörflein fort und zur Kirche des nächsten Bauerndörfleins hinzieht.

Am weitesten verbreitet und gewöhnlich auch die erste von allen Prozessionen des Jahres ist jene am Fronleichnamstag, der im Gebirge ausschließlich als „Antlaß" bezeichnet wird. Wenn auch schon Pfingsten vorüberging, ist's doch noch Frühling in den Bergen. Zwischen hohen, schwankenden Halmen wandert der bunte Zug hindurch; wie die roten Wimpel der Fähnlein wehen, wie das goldene Kreuz im Sonnenlichte glitzert! Und dazwischen der Kindergesang und die feinen Glöcklein, die den Baldachin begleiten, wo die blauen Weihrauchwölkchen gen Himmel fliegen!

Drüben vom spitzen Kirchturm schallt das Läuten herüber, so klar, so melodisch, jeder Ton ein Friedensgedanke.

Und über dem allen glänzt die Morgensonne, glänzt dies Himmelsblau, das so siegreich in unsere Seele dringt. Da sinkt das Mütterlein ins Knie, das auf dem Wege wartet, und segnet das Leben, ihr müdes Leben. Ja, eine solche Stunde ist allmächtig; da muß man an die Zukunft glauben, und von allen Worten, die den Frühling preisen, ist keines tiefer gedacht, als das Wort „Frühlingsglaube".

Auch ich stand am Wege, an einer alten Linde, wo das Sonnenlicht mit den Blättern spielte. Ein Lebensdrang lag in den Zweigen und in der Erde, es war, als tönte durch alle Lüfte das selige Lied:

„Nun muß sich alles, alles wenden!" (Uhland.)

Hinter dem Himmel, wo das Sanktissimum getragen wird, schreiten die Würdenträger des Dorfes. Kein Hofmarschall mit goldenen Tressen, kein Zeremonienmeister ordnet ihre Reihe, denn manchmal treffen Alpha und Omega derselben in einer Person zusammen. Auch die landesüblichen Heiligen und die Standbilder der Ortskirche begleiten den Zug, vor allem das Marienbild, das von Mädchen getragen wird. Doppelt so schön wie sonst glänzen heute das silberne Geschnür am Mieder und

die goldene Schnur am spitzigen Hut — aber schöner als alles wär' wohl der Jungfernkranz!

An vier Stellen des Weges sind Altäre aufgerichtet für die Evangelien; einer steht auch am Feldkreuz, wo die dichten Buchenzweige den Waldrand bekränzen. Dort wird der Segen gegeben mit der leuchtenden Monstranz; die Gebirgsschützen aber mit blanken Stutzen und grünem Federhut bilden die Ehrenwache, und von den Bergeswänden hallt das Echo der Freudenschüsse hinein ins Alleluja.

Wenn die Fronleichnamszeit vorüber ist, beginnen die sogenannten Kreuzgänge zu allen möglichen Zwecken [1]. In Tirol werden sie insbesondere zu Ehren des heiligen Isidor und der heiligen Notburga gehalten, welche die Schutzpatrone der Dienstboten sind; bei uns in Bayern sind die Ernteprozessionen geläufig, um den Schutz der Früchte gegen Hagelschlag zu erflehen. Darauf halten die Bauern auch heutzutage noch immer viel, und die Hauptfrage, wenn ein neuer Pfarrer kommt, ist, ob er auch „wettergerecht" sei. Das heißt etwa so viel: ob er ein drohendes Gewitter von der Gemeinde wegbeten und der Nachbargemeinde auf den Hals laden kann. Auch das „Schaueramt" (ein Hochamt zur Abwendung des Hagelschauers) wird in den meisten Gemeinden alljährlich gehalten. Die geistlichen Herren selber hüten diesen Rest ihrer Prophetenwürde sehr eifersüchtig, und man hat es einem alten Heißsporn nicht wenig verübelt, als er einst in der Gemeindeversammlung mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Mein Herrgott für dös Fach ist der Hagelverein."

Ganz besonders verbreitet in den Bergen ist auch der Marienkultus; sechzig Prozent aller Mädchen heißen Miedei (Maria), wenn sie schon in der Regel nichts als den Namen (und hie und da das Kind) mit der Jungfrau gemein haben. Der Maria sind auch die meisten wundertätigen Stätten geweiht, und unter diese zählt in erster Reihe Birkenstein. Weit und breit bekannt ist die kleine Kapelle am Fuße des Wendelsteins, und man könnte einen ganzen Menschen zusammen-

[1] Die eigentlichen Kreuzgänge finden jedoch in der sogen. Bittwoche statt, 3 Wochen vor dem Fronleichnamsfeste.

setzen aus all' den Gliedmaßen, die dort in Wachs gegossen aufbewahrt werden zum Andenken an wunderbare Errettungen. Decken und Wände sind mit Votivtafeln tapeziert, welche in geheimnisvoller Bilderschrift und in verwegenen Hieroglyphen „viel wundersame Mär" berichten. Man kommt in wahren Schrecken, wenn man da erst sieht, was einem alles passieren kann! Damit dies nicht geschehe, gehen alljährlich zahlreiche Bittgänge aus den Gemeinden des Oberlands zwischen Isar und Inn nach Birkenstein, und wenn der geneigte Leser etwas auf dem Herzen hat, dann braucht er sich nur anzuschließen. Er braucht nicht zu befürchten, daß allzuviel gebetet wird, denn der bunte Tumult eines solchen Kreuzgangs stellt kein Bild der Andacht dar. Der Weg über die Berge ist viel zu weit und mühsam, und eine gewisse Feierlichkeit hält der Mensch nicht lange aus.

Wenn es dämmert, zwischen zwei und drei Uhr morgens, versammeln sich die frommen Pilgrime in der Mitte des Dorfes. Das alte Mütterlein trippelt herbei mit dem Rosenkranz zwischen den dürren Fingern, die schmucken Mädchen drehen und wenden sich, um zu sehen, ob sie (Gott) wohlgefällig seien. Wie ein Wespenschwarm schwirren die Buben, welche überall sind, wo „etwas los" ist, durch die versammelte Menge. Der echte Bauer hat seinen roten Regenschirm unterm Arm, so oft er auf die Reise geht, und wenn's auch nicht regnet, so sieht man wenigstens, daß er einen hat. Das Regendach gehört nun einmal zur vollständigen Ausstaffierung und wird mit seinem „deutschen Namen" Parapluie oder Parasol genannt. Auch der griechisch-germanische Bastard „Paradachl" hat im oberbayrischen Dialekte das Bürgerrecht. Wer den Bittgang ganz besonders feierlich nimmt, der erscheint im Mantel, denn dieser ist das wahre Festtagskleid der Männer. Daß es Juli ist, tut nichts zur Sache, in der Physik des Bauern heißt es: Was gegen die Kälte gut ist, ist auch gut wider die Hitze.

Endlich kommt der Herr Benefiziat im Chorrock, das Brevier in den Händen. Mit dem ganzen Gewicht seiner Erscheinung (einhundertundsiebenzig Pfund) tritt er unter die Menge und ordnet seine frommen Schäflein. Auch die Knaben,

die ihm ministrieren, machen sich wichtig, denn sie hüten gewöhnlich die Ziegen, und heute sind sie Adjutanten des Himmels! Fahnen und Bilder bleiben bei diesem Gang zu Hause, nur ein schlichtes Kreuz wird vorangetragen; ein Vorbeter ist ernannt und beginnt die Litanei zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Im Anfang ist wohl noch innere Sammlung da, und wer dem Zuge begegnet, der bleibt mit entblößtem Haupte stehen. An jedem Hause drängen sich die kleinen, goldköpfigen Kinder im Hemdlein ans Fenster, und die Mutter zeigt ihnen mit der Hand hinauf zum „Himmelvater". Das sind Augenblicke der Weihe, aber es sind nur Augenblicke. — Wie der Zug bergan von der Straße abgeht, lockert sich die Disziplin; das Beten wird nun programmäßig eingestellt und beginnt erst, wo die Häuser wieder beginnen. Unwillkürlich erinnert dies an die Truppenmärsche, auf denen auch die Musik nur spielt, wenn sie durch Dörfer zieht.

Je höher der Zug auf den waldigen Bergrücken emporsteigt, die von drei Seiten das Leizachtal abschließen, desto mehr steigt jetzt die allgemeine Heiterkeit.

Die Buben machen athletische Uebungen und fangen an, sich durchzuprügeln, denn das ist von alters her die Form, in welcher Buben ihrer Begeisterung Luft machen. Burschen und Mädchen, welche anfangs so prüde taten, werden galant, weil die Hindernisse des Weges sie herausfordern. Mancher Seufzer quillt aus der Brust der alten Mantelträger, auf deren Glatze der neckische Sonnenstrahl herumgaukelt.

Wenn der Zug über den „Kühzagelberg"[1] talabwärts geht, dann bietet sich auf halber Höhe ein reizender Ruhepunkt. Dort öffnet sich unvermerkt der Wald, und durchs schimmernde Buchengehäng schauen Wendelstein und Breitenstein herüber. An ihrem Fuße aber leuchtet ein weißes Türmlein, das gehört der kleinen Marienkirche, dem gebenedeiten Ziel unseres Weges.

Hier dacht' ich so oft, wenn ich als Knabe den Zug begleitete, an die Pilger von Jerusalem, von denen der Lehrer

[1] 1136 m. Der höchste Punkt eines der Verbindungswege vom Tegernseer ins Schlierseer Gebiet.

in den Geschichtsstunden erzählt hatte, wie sie aufs gelobte Land hinunterschauten. Ich sah es nicht im Eifer der Begeisterung, daß die unsrigen Nagelschuhe statt der Sandalen trugen und Haselstöcke statt der Ritterschwerter; ich glaubte nicht, daß die Kuppel des „Heiligen Grabes" schöner glänzen könne als das stille Kirchlein in Birkenstein.

Was doch die Phantasie nicht tut, wenn sie einen besessen hat! „Paris en Amérique“ — Jerusalem in Birkenstein!

An dem Sträßchen, das ins Fischbachauer Tal führt, steht eine einsame Wirtschaft, „zum Neuhaus" geheißen. Dort führte lange Zeit der „Bocksteffel" das Regiment, der seinen Namen von dem Tiere trug, welches er so gern mit dem Wildbret verwechselte, wenn seine Gäste solches bestellten.

Dort hielten die Kreuzfahrer zum ersten Male Einkehr. Wie die Heuschrecken über Aegypten, fielen sie über die Küche her; umsonst waren Schürhaken und Feuerzange, mit welchen die resolute Köchin das Hausrecht verteidigte; jeder nahm, was er erwischen konnte.

Auch des „Springquells flüssige Säule" stieg aus den braunen Fässern auf, und da war bald die Mühe vergessen, die man erlebt hatte und noch erleben sollte. Der gewichtige Benefiziat ging mit gutem Beispiel voran und bewährte eine unermeßliche Langmut, ehe er die erfrischten Himmelsbürger zum Weitermarsche in die Höhe trieb.

Nun mußte wieder gebetet werden, und auf dem kleinen Sträßchen, das sich von Neuhaus nach Birkenstein schlängelt, schlängelten sich die frommen Wünsche der Wallfahrer empor. Ob es wirklich lauter fromme waren? Nach der Ankunft, die noch zeitig genug statthat, wird das Amt in der kleinen Kirche gehalten, und diesem folgt, was man in höhern Sphären ein „Festdiner" zu nennen pflegt.

Es fehlt zwar manches an der vollen Feinheit des Begriffs, zum Beispiel Messer und Gabeln, Tische und Bänke, Toaste auf die deutsche Einheit und ähnliches. Aber die Hauptsache ist doch da, und das ist — die Begeisterung. Wer sie bezweifeln wollte, der müßte sie auf dem Heimweg gewahren, welcher von Sachverständigen als die Krone des Tages bezeichnet wird.

Die volkswirtschaftliche Agitation, welche gegen die vielen Feiertage eifert, richtet sich auch gegen diese Buß- und Kreuzgänge, und zwar mit vollem Rechte. Ein eigentliches Interesse daran hat ja nur der Klerus.

Es ist zwar die gemeine Meinung, daß unser Volk mit diesem unbedingt sympathisiere; allein gerade für das bayrische Gebirge läßt sich dies keineswegs so allgemein behaupten. Den Schild der Pietät, hinter dem sich so viel Wust und Wüstlinge verbargen, haben die letzten Dezennien zertrümmert. Der scharfe Luftzug der Kritik, der durch unsere Zeit geht, ist auch in die Täler gedrungen, von denen wir sprechen, und hat den Leuten Mut zum „Schimpfen" eingeblasen. Eine angeborene Dialektik kommt zur Gelegenheit hinzu und richtet sich in erster Linie gegen den Klerus. Der Pfarrer ist nicht mehr exlex, wie er war, seine Predigt wird nicht mehr nacherzählt, sondern kritisiert und ist vor dem Volkswitz keineswegs sicher.

Mit dem Respekt vor den Personen ist selbst der Respekt vor der Sache ein wenig geschwunden, und auch der Boden der Berge spürt, wenn freilich in kleinerem Maße, die Prozente der Frivolität, welche im Boden der Städte wuchert. Die junge Generation ist besonders gelehrig für solche Traditionen, die reiferen Männer aber merken, daß hinter der religiösen Stellung der Priester die politische allzu dreist sich breit macht. Unbedingten fanatischen Respekt vor der körperlichen Erscheinung des Klerikers haben fast nur noch die alten Weiber. Da kann es wohl passieren, daß der begeisterte Regenschirm einer solchen bäuerlichen Matrone mit dem interkonfessionellen Zylinder des harmlosen Fremdlings zusammentrifft, der am Wege steht und meint, man schaue einen Bittgang etwa gerade so an wie ein Regiment Soldaten.

Das Fingerhackeln.

(1868.)

Später Herbst ist es; um die Nachmittagszeit.

Draußen im Isartal, in den oberbayrischen Bergen, steht die riesige Benediktenwand und schaut herein durch die angelaufenen Scheiben — drinnen, in der Wirtsstube, ist tiefe, behagliche Ruhe. Jetzt kann man's schon leiden, wenn tüchtig eingeheizt wird. Lustig knistert das Feuer im dicken Ofen, und daneben sitzt der dicke Wirt und denkt an die — Weltgeschichte. Wenigstens liegt der „Volksbot'" da drüben, die Nummer von vorvorgestern, und er nickt so ernsthaft mit dem Haupte! Es ist eine Ruhe voll Anstand und Würde.

Nicht viele Gäste stören seine Muße. Nur ein paar Flößer, die heut' Blaumontag machen, sitzen am „grünen Tisch" und spielen. Doch es ist nicht Roulette; der Tisch ist nur grün angestrichen, und daneben steht ein Croupier mit der Heugabel.

„Jesses — der Hansei!" rufen die Spieler, als auf einmal die Tür knarrt. Nachlässig und stolz schlendert eine hohe Gestalt herein, und nachdem sie ringsum genickt, kauert sie schweigend am kleinen Tische nieder. Der Hansei mag nicht lange warten, „das ist ein scharfer Regent", und deshalb hat er noch kaum mit den Augen geblinzelt, so stellt schon die Kellnerin den schäumenden Krug vor ihn. Der rote Jörgl von der Jachenau, der gegenüber sitzt, läßt sich auch nochmals einschenken, der hat gern „an Haingart" (ein trauliches Beisammensitzen), und der Hansei war schon lang nicht mehr sichtbar. 's ist nicht deswegen, weil ihm der Wirtshausbesuch von oben verboten ist; darum schmeckt's ihm nur um so besser, aber viel-

leicht „leidet's sein Madl nicht". So denkt sich wenigstens der schlaue Jörgl, und in neckendem Ton beginnt er:

„No, Hansei, mich freut's nur, daß dich dein Dirndl doch alle Monat einmal auslaßt, denn so lang ist's bald, daß wir dich nimmer gesehen haben. Aber die hat dich am Bandl!"

Hansei rückte den Hut auf die Seite, und das war ein schlimmes Zeichen. Die Stellung des Hutes ist beim Bauern ein Barometer der Stimmung, und man kann nach den Winkelgraden berechnen — wann's losgeht.

„Ich hab' mir mein Dirndl schon besser dressiert," erwiderte er trotzig, „die geht auf'n Pfiff, da g'schieht, was ich will!"

Dem Jörgl aber war's nicht genug. Er sah, daß der Hansei sich ärgerte, und langsam eröffnete er jenen kurzen ominösen Dialog, in welchem die Helden der Bierbank streiten, und der so deutlich und handgreiflich wird.

„Aber neulich haben s' was Schönes erzählt," begann der Jörgl wieder. „Da sollst du g'sagt haben, sie soll dir a Bussel geben, und dann hätt' sie dir — a Watschen geben!"

Hansei rückte zum zweitenmal den Hut. „Dich gift's[1] halt, Jörgel," sprach er, „daß das Dirndl dir auskommen is, bei dir is nix als der schielige Neid."

Doch der Jörgel war schnell mit der Antwort fertig. „Um so eine," erwiderte er höhnisch, „braucht man niemanden neidig sein, die einen doch nur zum Narren hat. O mein, Hansei, dich zieht ja dös Dirndl beim Finger fort."

„Ich will dir's gleich sagen, wer mich beim Finger fortzieht," fuhr Hansei grimmig auf, „du einmal nicht. Geh her, wenn du Schneid' hast, ob du dich hackeln traust — und wenn du mich hinziehst, dann darf mich der Teufel holen auf freier Weid', noch heut auf'm Heimweg."

Hansel streckte den Arm über den Tisch, und Jörgl hackte sich blitzschnell in den gekrümmten Zeigefinger ein.

„Aufgeschaut!" —

„Himmelherrgottsakrament!" —

---

[1] Aergert es.

Diese Parole dröhnte durch die stille Stube, wo nun das sogenannte „Fingerhackeln“ erprobt wird. Die Sitte ist alt und allgemein in Ober- und Niederbayern. Wenn die Gegner sich mit den Zeige- und Mittelfingern eingehackt haben, dann beginnen sie zu ziehen und versuchen einander zum Wanken zu bringen oder zur Erde zu reißen. Wer ein besonderer Virtuose ist, packt mit dem einen Finger bisweilen zwei Gegner — und zieht sie über Tische und Bänke weg. Der Charakter dieses Brauchs ist indessen niemals ein ernsthafter, und der Zweck bleibt immer der des Spieles. Das versteht sich bei der ungefährlichen Natur dieses Angriffs eigentlich von selbst, wenn man an die engere Heimat desselben denkt und dann erwägt, wie leichtfertig dort die schrecklichsten Waffen gehandhabt werden. Denn am stärksten ist das Hackeln doch auf jenem urwilden Fleck zwischen Isartal und Inntal zu Hause, wo's schon die Schulkinder miteinander probieren und wo der kleine Hüterbub den Geißbock zu Boden hackelt. In diesem Revier bayrischer Heldenkraft passiert es nicht selten, daß einer dem andern ein Auge ausschlägt und sich dann damit entschuldigt: „Ich hab' ja nur Spaß gemacht!“ Da ist natürlich das Hackeln zu harmlos, wenn man einem ernstlich beikommen will. Ein Holzknecht, der „warm wird“, beschränkt sich nicht auf einen so partiellen Angriff, wie auf den Finger des Gegners, und auf eine so partielle Waffe, wie auf seinen eigenen. Im wirklichen Treffen da kommt die Faust, und auch die ist häufig noch zu wenig. Für was sind denn die eisengespitzten Bergstöcke, die Holzhacken und Messer auf Erden? Die kommen zum Zuge, wenn sich's um die Theorien von „Blut und Eisen“ handelt. Diese harmlosere Art des Kampfes setzt stets einen gewissen Grad von Verständigung voraus. Ein blutiger Kampf wird häufig unaufgefordert begonnen, das „Hackeln“ kann aber nicht ohne Herausforderung unternommen werden. So hat es denn auch am meisten in den Fällen statt, wo einer so gereizt ist, daß er sich Luft machen möchte, und doch noch so vernünftig, daß er das Totschlagen meidet. Da ist dann jene Rivalität gerade recht, denn im Hackeln steckt ein großer Ehrgeiz, und die Niederlage des Gegners schmerzt diesen oft mehr als die bittersten

Prügel. Nicht selten wird auch auf den Erfolg gewettet; das Bezirksgericht in Straubing hat vor Jahren einen Fall entschieden, in welchem es eine Summe von nicht weniger als tausend Gulden galt.

Auch in den Strafverhandlungen, wo die rauflustigen Missetäter oft in langen Prozessionen aufmarschieren, kommt „das Hackeln" vor. Wenn Seine Gestrengen finster die Brauen rollen, wenn der Gendarm von Ruhestörung und der Staatsanwalt von Körperverletzung donnert, dann erwidert der Bauer lachend: „Wir haben ja nicht gerauft, wir haben ja bloß gehackelt." Der Mangel jeder gefährlichen Absicht spricht sich vielleicht in nichts so deutlich aus, wie in diesem herkömmlichen Einwand. Auch der Holzknecht hat seinen „Sport", und als solcher muß eigentlich das Hackeln definiert werden.

Ein lautes Stampfen dröhnt durch die Stube, und wir finden das ritterliche Paar, das erst am Fenster saß, bereits in der Mitte des Schauplatzes. Der Tisch, der Maßkrug, die Karten — alles ist mitspaziert.

Auch der Wirt hat sich jetzt erhoben. Er ist aus seiner Ofenecke hervorgetreten — aber nicht aus seiner Neutralität — denn auch in der Bauernstube gilt das Prinzip der Nichtintervention. Wir leben in politischen Zeiten, und wenn sich zwei Bursche heutzutage balgen, so wollen sie nach völkerrechtlichen Grundsätzen behandelt werden.

Mit verschränkten Armen, so etwa in der Stellung des alten Napoleon, überschaut der Wirt den Kampfplatz. Wer von den beiden wird zu Boden kommen? Jedenfalls am nächsten der Maßkrug, denkt er sich, aber ihm ist's gleich, denn einer von beiden muß ihn doch bezahlen. Der eichene Tisch hat wohl seine sechzig Pfund und geht so schnell nicht „aus dem Leime". Wenn sie sich in die Uhr verwickeln — ist's auch nicht schad, die geht seit Jahresfrist gar nicht oder falsch — und im übrigen werden die beiden weiter keinen Durst kriegen, wenn sie noch eine Weile so fort machen. Also denkt sich der Wirt.

Die Spieler indes lassen sich bei ihren Karten nicht stören. Gesehen haben sie's jeden Tag, und das bißchen Lärm, das hört einer gar nicht, der gute Nerven hat. „Hin" wird nicht

gleich einer werden, kalkulieren die zwei, und wenn's dem einen passiert, wird's der andere schon sagen.

Dreimal rasten die Kämpfenden noch durch die Stube, dann hat halt doch der Hansei „hingezogen" und den Jörgl mitsamt dem Tisch zu Boden gerissen. Er hat ums Auslassen bitten müssen, und wie er gebeten hat — war's wieder gut.

„Ja, umsonst macht keiner dem Hansei sein Dirndl schlecht," und der Wirt packte ihn drum auch bei dem Halstuch und sprach:

„Du bist ein Kerl, wie dem Teufel sein Leibroß."

Solche Sprüch' tun dem Hansei wohl, und lachend sang er das Schnaderhüpfel:

„Und der Teufel hat Hörndl
Und ich hab' mein Dirndl,
Und dös Dirndl mag mi',
Weil i a Hauptspitzbua bi'."

Auch der Jörgl lachte, aber seine Gurgel war so trocken, und weil ihn der Hansei so gnädig anblickte, so schlug er ihn auf die Achsel und erwiderte:

„Gegrüßt seist du, Bruder,
Der Herr ist mit dir,
Du bist voll der Gnaden,
Geh — zahl a Maß Bier!"

Und so geschah es.

Kunststudien aus dem bayrischen Gebirge.

(1869.)

Es läßt sich nicht bestreiten, daß ein hervorragendes Gestaltungsvermögen unter die Eigenschaften des oberbayrischen Volksstammes zählt. Die einen nennen es Witz, die andern Poesie oder Phantasie, allein es ist immer der nämliche Grundzug, der sich nur in verschiedenen Formen äußert. Es waltet in der malerischen Art der Kleidung, in der schlagenden Ausdrucksweise des Dialektes, in den treffenden Vergleichen, wovon die Trutzlieder wimmeln.

Man möchte meinen, daß da, wo der Formensinn so stark entwickelt ist, sich auch die bildende Kunst nicht schlecht befände. Und dennoch gilt hiervon das Gegenteil. Nur bei dem, der in großen Städten lebt und tausendmal das Wirkliche in der Nachbildung erblickt, wird der Vergleichungssinn unwillkürlich herausgebildet. Er weiß das Wiedergegebene sofort auf sein Original zurückzuführen; seine Gedanken sind daran gewöhnt, den kritischen Gang, welcher zwischen beiden liegt, schnell zurückzulegen. Jeder Handwerker in der Stadt, auch der mittelmäßigste, wird deshalb schneller ein Porträt erkennen, als der gescheiteste Bauer; denn dem Leben des letzteren fehlt es an Nachbildungen, er ist nur umgeben von Originalen. So viel der Verkehr auch aus unserem modernen Leben in die Berge verschleppt hat, die Spezies Kunstkenner ist zur Stunde dort noch unvertreten: von Bildern versteht der Bauer weniger als nichts. Dennoch äußert sich diese negative Eigenschaft in liebenswürdiger Weise, das heißt, er macht es nicht wie jene Rezensenten, die auch nichts verstehen und doch um so schärfer

kritisieren, sondern er ist Optimist, er ist der prinzipielle Bewunderer von all' dem, was Bild heißt und Farben trägt. Man braucht ihm nur zu sagen, das ist der und jener, und er wird ihn sofort ungeheuer ähnlich finden; er wird kopfnickend sagen: „Ja wohl, der is."

Dieses Mißverständnis der Kunst mag im ersten Augenblick noch auffallender erscheinen, da so viele Maler durchs Gebirge schwärmen und heuschreckenartig ganze Gegenden belagern. Allein die Brosamen, die vom Tische dieser Herren fallen, sind doch zu spärlich und zu vorübergehend, um den Kunstsinn der Bevölkerung, der noch in den Windeln liegt, damit aufzufüttern. Da läßt sich wohl fragen, wer denn alsdann dem Bauern seinen Kunstgenuß vermittelt, denn ein bißchen bunt will doch jeder sein Tun und Treiben ausstaffieren. Wenn man von einigen Osterlämmern absieht, die der Herr Benefiziat für den Seitenaltar neu weißen läßt, wenn man die Hochzeitsschießen erwähnt, wo dann und wann der Jubilar zu einer Festscheibe sich aufrafft, und die verschiedenen Malheure, die eine Martertafel im Gefolge haben, dann sind die Gelegenheiten so ziemlich erschöpft, welche die einheimische Kunst herausfordern.

Der übrige Bedarf wird auf kosmopolitische Weise beigeschafft, durch die wandernden Bilderhändler, die im Gebirge herumgeistern, um für den Farbendruck Propaganda zu machen.

Sehr häufig sind das Welschtiroler oder gar italianissimi, und das einzige, was sie dann von der deutschen Sprache verstehen, ist der Klang der Silbersechser. Es ist ein schwerer Beruf, denn der Kasten, den sie auf dem Rücken tragen, wiegt bisweilen einen Zentner. Da sie häufig auf lange Zeit der Wanderschaft angehören, so führen sie neben ihren Kunstschätzen oft eine förmliche Haushaltung mit sich: Pfannen, Wäsche, Nähzeug und andere Dinge, die geeignet sind, um Schuster- und Schneiderrechnungen zu vermeiden. Ein minderjähriger Sohn von mehr oder weniger geheimnisvollem Ursprung und ein zottiger Hund, der in jedem Hause sofort nach der Küche stürzt, bilden das Gefolge.

So ziehen diese wandernden Musenjünger über Berg und

Tal; an jeder Hütte, vor jeder Alpe pochen sie an und bieten den Sennerinnen ihren Reichtum aus. Natürlich sind ihr bestes Publikum die Weiber, denn diese sind immer neugierig, selbst wenn sie auf der Höhe des Lebens (6000 Fuß über der Meeresfläche) stehen. Allerwärts drängen sich die Köpfe dieses „hohen Publikums" heran, wo der verkappte Raphael seine Schätze auskramt, und weil die Mappe gerade offen ist, so stöbern auch wir ein wenig darinnen. Aber gekauft wird nichts.

Die meisten Motive, die wir da finden, sind religiöser Art; denn in der Kunst, wie überall, hat die Religion die ersten Impulse gegeben. Wenn man indes das einzelne betrachtet, dann sind es in der Tat kuriose Heilige, die hier zusammengesperrt wurden: die einen im spanischen Kostüm, die andern als Römer in Toga und Tunika, die dritten als Ritter mit jenen massiven, faustrechtlichen Figuren.

Wie man die Freunde des Hauses verschieden schätzt und taxiert, so ist die Vertrauensstellung der einzelnen Heiligen auf dem Lande eine verschiedene; denn der Bauer behandelt auch das Uebernatürliche viel persönlicher, nicht so abstrakt wie die Gebildeten. Nicht alle Heiligen sind ihm gleich populär, fast möchte ich sagen, gleich heilig. Obenan steht natürlich die Maria, die tiefsinnigste und zarteste Schöpfung des Katholizismus, die der Lieblingsgegenstand der Kunst geworden ist, von Raphael herab bis zum kläglichen Stümper. Marienbilder sind es deshalb vor allem, die im Gebirge verbreitet werden. Außerdem wird die heilige Elisabeth besonders verehrt und in Tirol Notburga, die Patronin der Dienstboten. Von den männlichen Heiligen galten St. Florian und Leonhard immer besonders viel, noch mehr aber Johannes und der heilige Joseph.

Von ihnen allen enthält die Mappe ein Konterfei, und jedem einzelnen hält ihr Inhaber einen eigenen Lobgesang. „Welcher ist euch jetzt der liebste?" frägt er in gebrochenem Deutsch die Mädchen, aber den gottlosen Dingern ist stets der — billigste der liebste.

Erst nach den Heiligen kommen die Kinder der Welt zu ihrem Rechte: ganze Scharen von Potentaten gelangen nun zum

Vorschein. Das sieht aus, als ob ein Fürstenkongreß zwischen den Pappendeckeln dieser Mappe wäre, so zahlreich sind sie versammelt. „Aber fragt mich nur nicht, wie!“ — denn solche Porträts grenzen an Majestätsbeleidigung. Wahrhaftig, es muß zu den schwersten Geduldproben eines Fürsten gehören, daß er sich in diesen Exemplaren verkaufen läßt.

Wenn die Fürsten vorgezeigt sind, kommt eine dritte Klasse von Bildern, die dem Leben der gemeinen Sterblichen angehören. Man nennt sie Genrebilder, und man sieht hier: „Die Heimkehr“, „Mutter und Kind“, „Das Abendessen“ und andere appetitliche Stoffe mehr. Auch allegorische Figuren sind uns nicht erspart. Jedermann kennt diese Karikaturen, die uns die höchsten Güter der Menschheit in den greulichsten Formen versinnlichen. Da steht z. B. unter einer Frauengestalt, die einen Schoßhund herumzerrt: „Die Treue“, und jene Klatschrose dort ist: „Die Sanftmut“.

Und nun gar „Die Liebe!“ Wer dieses Bild geschaffen, der hat sie wahrlich nicht im Herzen gehabt. Sie hat einen dunkelblauen Kittel und ein flammendes Herz darauf (nicht darunter) und an der Hand, die das Vergißmeinnicht hält, nur sechs Finger!

Dennoch findet auch sie ihre Verehrer. Die kleine Tirolerin ist ganz entzückt davon und kauft sich für 3 Kupferkreuzer „Die Liebe“; die Alte aber, die sie aus eigener Erfahrung kennt, bestätigt, daß sie im Original genau so aussehe.

Also wandert der Bilderhändler von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. Am Alpenfeuer kocht er sein Abendbrot, und in der nächsten besten Scheune legt er sich zur Ruhe. Die Sommernacht ist lau genug, der Hund ist wachsam, und widerfahren kann ihm nichts. Er hat ja „Die Liebe“ und „Die Treue“ schwarz auf weiß bei sich, einen Kongreß von Souveränen und einen Himmel von Heiligen — da muß man ruhen wie in Abrahams Schoß.

Diesem Import gegenüber, mit dem die besten Zimmer ausstaffiert werden, hat natürlich der heimische Pinsel keine leichte Arbeit. Die Stätte, wo die Kunst am meisten wohnt, ist der Hausaltar des Bauern. Ueber dem mächtigen Tisch in

der Ecke hängt ein geschnitztes Kreuz, und was das Haus an Kunstschätzen besitzt, ist häufig hier versammelt. Zur Rechten und Linken sieht man kleine Heiligenbilder, mit Moos bekränzt, mit geweihten Palmzweigen umgeben. Das Altarblatt ist nicht von Guido Reni, und doch ist es geschätzt, die hölzernen Figürchen, die auf einem Piedestal von Baumschwamm thronen, gehören fast in die Arche Noah.

Hier wird die Hausandacht verrichtet, und manchmal kann man hier frömmer sein als im prachtvollsten Tempel. Da ist mir oft ein Hauch der Andacht durchs Herz gegangen, wenn sich an blauen Sommertagen die ganze Familie zum Abendgebet versammelte. Man hörte das Läuten vom spitzen Kirchlein herüber, der Sonnenstrahl fiel durch die offenen Scheiben und warf seine Lichter auf die rauhe Diele. Eines der Kleinen sprach das Gebet, die Männer hielten die Hände verschlungen, die Frauen und Mädchen knieten. Nur verstohlen nickten die blonden, halbgewachsenen Kinder einander zu, es war so eine natürliche, kerngesunde Frömmigkeit. Herr und Knechte waren versammelt, es war ein patriarchalisches Bild im besten Sinne des Wortes.

Die eigentliche Domäne der eingeborenen Kunst aber ist profaner Natur, es sind, wie schon bemerkt wurde, die Scheibenbilder, die Votivtafeln und etwa die Kastentüren. Ein solcher gemalter Kasten gehörte wenigstens früher zu jeder tadellosen Aussteuer. Er paradierte hoch auf dem sogenannten Kammerwagen, welcher die Habe der Braut in das Haus des Mannes führte, und enthielt mitunter manches pikante Sprüchlein, dem Momente angemessen. In den älteren Bauernhäusern, besonders in der Stube, wo die Alten mit ihrem antiquierten Mobiliar „auf dem Austrag" hausen, findet man noch viele solcher bemalten Kästen. Heutzutage muß die Muse mannigfach dem Hobel weichen, und gleich anderen Türen sind ihr auch die Kastentüren verschlossen.

Wenn irgendwo ein Festschießen ist, dann genügt es bisweilen nicht, daß man ins Schwarze trifft: es soll auch ein Bild auf der Scheibe sein. Manche Werke unserer besten Genremaler sind auf diese Weise vervielfältigt worden, und ein

Künstler kann sich in Bayern nur geschmeichelt fühlen, wenn er seine Werke auf dem Deckel der Halbegläser oder auf den Scheiben des Gebirges wiederfindet.

Für einen lebensgefährlichen Unfall wird man im Gebirge durch eine Martertafel entschädigt. In solchen Tafeln, die man an steilen Abhängen und reißenden Bergbächen fast regelmäßig trifft, zeigt sich der primitive, beinahe kindliche Formensinn am meisten: es ist dem bäuerlichen Augenmaß unmöglich, Proportion der Landschaft und Staffage herzustellen. Ebenso unproportioniert ist der literarische Kommentar, der unter solchen Bildern steht; denn der tugendsame Jüngling, den hier z. B. die Wellen verschlucken, steht im einundachtzigsten „Alter seines Lebens“. Fast bei jeder Trift und auch beim Holzfällen geht manches Leben zugrunde; ganz besonders gefährlich aber (romantisch würden andere sagen) ist hierfür eine Stelle zwischen Tegernsee und Valepp. Mindestens zehn Martertafeln sind hier in einen Felsen eingelassen, und das ganze Personal eines modernen Romans fände hier ein tödliches Unterkommen. Erschossen und ertrunken, erstürzt und erschlagen — es ist wahrhaftig ein steinerner Totenzettel. Und doch — trotz aller komischen Form empfindet man oft eine wunderbare Rührung, wenn man vor solchem schlichten Denkstein eines Menschenleibes steht. Ich bin vorübergegangen an dieser Stelle an lichten Frühlingstagen, wo die Abendsonne im durchsichtigen Laub der Buchen schimmerte, wo die Bergdrossel sang und das Reh sich hervorstahl auf die einsame Halde; wo eine Sehnsucht nach dem Leben jedes Leben ergreift — da fühlt man es erst, was es heißt: eingesargt sein zur ewigen Ruhe. Ich bin vorübergegangen in der Nacht, beim Wetter. Ich hörte das zornige Rauschen des geschwellten Bergbaches, ich hörte es, wie die Tannen stöhnten im Sturme, wie der Donner in den Felsen krachte — da fühlt man es erst, was es heißt: erschossen und ertrunken; erstürzt und erschlagen. Ein Dämon waltet in den Elementen, aber die Menschen — verstehen ihn nicht.

Einen großen Schrecken erlebt man, wenn man auf einsamen Pfaden dahinstreift und plötzlich vor eine Felsenhöhlung kommt, in der ein lebensgroßer, geschnitzter Heiliger sitzt, fleisch-

farb angestrichen und vom Regen schon halb vermodert. Auch das ist mir einst begegnet, als ich eben trillernd um die Ecke bog, und noch heute gedenk' ich dran, wie ich zusammenfuhr und mit dem Bergstock ausholte.

An all' dem, was Kunstinteressen anlangt, hat sich indessen heutzutage viel verändert, seit der Verkehr auch die Berge erobert hat. Hier und dort findet man illustrierte Zeitschriften und vortreffliche Bilderbogen; herausgeschnittene Zelebritäten sind an die Tür geklebt, und die seltensten Kommentare werden dazu verabreicht. Es ist mir selber passiert, daß ich an einer Holzhütte die Abbildung des Schiller- und Goethe-Denkmals sah, die für zwei Märtyrer gehalten wurden; auf einer Alpe am Spitzingsee war das Porträt Franz Lachners und auf einer andern die dicke Königin von Spanien. Ein Hauptasyl für solche politische und ästhetische Flugblätter sind die Mühlen, wo es ein alter Brauch ist, Tür und Tor mit Bildern zu bedecken. Wenn ich als Knabe mit den Eltern spazieren ging, sprang ich immer bei der Isakmühle auf die Seite, um den langbeinigen Schneider zu sehen, der hier abkonterfeit war, wie er seine Ehehälfte auf einem Schubkarren in den Mühlbach hinunterrollte, oder einen ertappten Liebhaber, der mit der Heugabel trepaniert wurde — bis ich dann vermißt und von solch unerlaubter Schaulust wegzitiert wurde. Manche Ohrfeige, deren ich mit Dank gedenke, hatte in diesem Kunstgenuß ihren Entstehungsgrund.

Eine komische Szene fand auch dereinst in einem Bauernhause unweit Gmund statt, wo das Porträt Napoleons III. mit Ostentation an der Wand hing. Er war als Präsident dargestellt, wie er eben mit erhobener Hand die Republik beschwor. Dem französischen Senator T., der oft dorthin kam, war das ein Dorn im Auge; mit vieler Mühe gelang es ihm, den Bauern zu überzeugen, wie häßlich das alte, vergilbte Ding sei, und eines schönen Tages brachte er ihm den Empereur in herrlichem goldenen Rahmen, damit er den Präsidenten herunternehme. Der Bauer jedoch nahm den einen an, ohne den andern herauszugeben, und fand sogar in einer unbewußten Ironie, daß die beiden ganz vortrefflich zusammenpaßten. Trotz allen Zuredens

ließ sich's der Starrkopf nicht nehmen, sie als Pendants zu mißbrauchen; der Senator aber war von dieser Stunde an unmöglich geworden in dem Hause des ländlichen Rochefort.

Unbeschreiblichen Effekt hat auch auf dem Lande die Photographie erregt — dieser Wüterich unter den schönen Künsten. Fast in jedem Dörflein taucht jetzt über Sommer ein Photograph auf und stellt seinen Zauberkasten unter dem Wirtshaus oder dem Schulhaus hin. Die stattliche Pfarrersköchin ist die erste, die Courage hat und sich aufnehmen läßt, dann kommt der schiefgewachsene Herr Registrator und der Kaminkehrer Franzl mit seiner Ziehharmonika. Welcher Effekt, wenn nun am nächsten Sonntag diese drei unter Glas und Rahmen ausgestellt werden! Sofort finden sich ein Dutzend Nachahmer, und die Bretterbude des Photographen wird schier von den Kunden eingedrückt. „Ce n'est que le premier pas qui coûte."

Wenn auf dem Lande photographiert wird, das ist ein so komisches Bild, daß man es selber photographieren sollte. Rechts und links springt der Photograph heran und arrangiert mit seinen schwarzen Fingern das Tableau, bis die Bauern ganz „damisch" werden. Natürlich, sonst glauben sie es nicht, daß es etwas Richtiges ist, denn wenn gewisse Menschen nicht geschunden werden, dann meinen sie gleich, sie hätten ihr Geld umsonst ausgegeben.

Der Bauer hat kein Talent, um sich photographieren zu lassen; nur die Stadtmenschen sind kulant, weltläufig, kokett genug, daß sie sich mit Grazie und Gemütsruhe vor den Apparat hinpflanzen und seine Dienste herausfordern. Der Bauer ist zu ungelenk, viel zu eckig und unsicher; es wird ihm gleich unbehaglich vor der schwarz verhüllten Maschine, die aussieht wie das Deminutivum von einem Schafott, obschon sie die Köpfe gemütlicher abnimmt. Krampfhaft spreizt er die Arme und Beine auseinander, gleich als ob die Maschine einen bewußten Angriff auf ihn vorhätte — aber während er so denkt, ist schon alles vorüber. Die gespreizten Arme und Beine indes sind auf dem Porträt geblieben, und die Kameraden sagen: „Schaugts den an, wie stolz daß er dasteht."

Von dem Bilde selbst ist der Bauer immer befriedigt, denn

er verwechselt die Identität mit der Gelungenheit. Wenn nur alles herauskommt, was einer trägt, die Knöpfe und Ringe und der andere Plunder, dann ist alles vortrefflich. Daß das Gesicht schwarz ist wie der Mohr von Venedig, das tut nichts zur Sache, mit Gesichtern nimmt's der Bauer ohnedem nicht so diffizil.

Indem ich das behaupte, fällt mir eine Geschichte bei, die meinem Vater, dem verstorbenen Hofmaler Stieler, begegnet ist. Als derselbe vor Jahren das Bild des Königs von Preußen vollendete, das im Berliner Schloß hängt, trat ein Bauer von Tegernsee zu ihm ins Atelier und besah sich die lebensgroße Gestalt in Uniform. Dann aber sprach er die Bitte aus, ob nicht der Herr Stieler auch seine drei „Buben" auf dieselbe Manier porträtieren möchte. Lächelnd bedauerte der Künstler, daß er ja die „drei Buben" noch sein Lebtag nicht gesehen habe; der Alte aber fuhr berichtigend dazwischen: „Ah, das braucht's nit, die will ich Ihnen gleich explizieren. Der eine ist Kürassier, der hat eine blaue Hosen; der andere ist bei den grünen Chevauxlegers, und der dritte veigerlfarb, wie halt die Artolleristen sind." Akkurat so solle er sie malen, dann müßte sie ja jeder auf den ersten Blick erkennen.

Solche Dinge hört man bisweilen noch heutzutage, und die Maler, die sich viel in den Bergen herumtreiben, haben wohl manchen lustigen Streich daselbst erfahren. Sie haben auch manchen selber gemacht, und wenn ich davon erzählen wollte, müßte ich gleich anfangen: Zweites Kapitel. Allein dem Leser ist es vielleicht besser, daß das erste geschlossen, als daß das zweite begonnen wird.

Die Wahltage im bayrischen Gebirge[1].

(1869.)

Der Zusammentritt der bayrischen Kammer, welcher vor kurzem stattfand, lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die Tage ihrer Wahl zurück. Eigentlich lebt man in Bayern still: das Naturell der Bewohner ist ein behagliches, die Physiognomie des Landes eine friedliebende. Ganz besonders gilt dies für Südbayern, wo der Landbau vorherrscht, wo man den regsamen Lärm und die Strapazen der Industrie weit weniger kennt als in Franken. Dennoch ist der letzte Frühling auch hier ein stürmischer gewesen: eine eigentümliche Erregtheit, ein fast nervöser Zug ging durch das öffentliche Leben. Wer nur ein mäßiges Feingefühl für die öffentliche Stimmung besaß, der mußte dies fühlen, der mußte bemerken, daß die Atmosphäre entzündlicher geworden war. Dichter als sonst war der politische Stoff in der Luft gelagert und teilte sich auch denen mit, die am wenigsten politische Sensibilität besitzen — dem Bauernstande. So lagen die Dinge in Bayern zu Anfang Mai, als die Wahlen zum Landtag ausgeschrieben waren: die Urwahl auf den 12., die Hauptwahl auf den 20. Mai.

Wer in diesen Tagen durch die Gebirge ging, der konnte sich einem eigentümlichen Eindruck nicht entziehen. Ueber Berg und Tal der erste Frühlingshauch. Die Luft war so licht und die Sonne so mild, blaue Blumen und keimendes Farrenkraut blühten am Wege. Auf dem Buchenzweig, der die ersten Knospen trieb, schaukelte der Fink, auf dem Boden, wo noch das Herbstlaub lag, raschelten die Tiere des Waldes. Wie klar und einfach

[1] Die Erinnerungen an diese Wahl verwertete Stieler auch poetisch in seiner Sammlung „Weil's mi' freut!" „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 165—172.

ist dieses Werden, wie leicht sind die Atemzüge dieses Lebens! Und wie mühevoll gestaltet der Mensch sein Dasein; wie schwer und verwickelt sind die Gesetze, mit denen er Organismen schafft und die Gesamtheit zusammenhält! Dieser Gegensatz fiel scharf in die Sinne. Wenn man herauskam ins Tal, wo die Menschen wohnen, ging eine andere Luft. Um eine Mühle, die im Talgrund lag, war das Volk versammelt; die Schüsse krachten, die Jodler tönten, ein Festschießen ging zu Ende. Es war ein milder Abend im Mai, es war zur Zeit, wo noch keine Fremden im Gebirg weilten, wo das bäuerliche Element sich noch unbeengt und unverstellt betätigen darf. Hier und dort standen Gruppen beisammen und ereiferten sich in lauter Rede. Man sprach von den Wahlen. Einzelne aus den älteren Männern hatten erklärt, daß sie diesmal freisinnig handeln wollten, weil sie einsähen, wie der Klerus ihre Unerfahrenheit mißbrauche. Sie sagten das ohne Erbitterung, aber mit jener starken, unbiegsamen Zähigkeit, mit der der Bauer seine Entschlüsse bekundet. Mancher Neugierige schloß sich an, mancher, dem die Natur das Wort und die Gedanken versagt hatte, nickte befriedigt. Ueber der Mühle lag ein waldiger Hügel, nach welchem die kleine Schar der Beratenden gezogen war. Hier fühlte man die stille ergreifende Mainacht, und unwillkürlich war es, als ob der Gedanke der Freiheit einen plötzlichen Zauber erhalten hätte. Grüne Matten, flimmernde Sterne und dazu der schlichte Ernst der Worte, die hier gesprochen wurden, wie tief ging das zu Herzen! Mit gekreuzten Armen standen die kräftigen Gestalten im Kreise, und dann drückten sie sich die Hände und gelobten, diesmal der Freiheit die Ehre zu geben. Das war die erste Wahlversammlung, es war ein Rütli im kleinen.

Für den nächsten Tag ward eine öffentliche Versammlung berufen, die von einigen liberalen Männern ausging, um die Kandidaten zu besprechen. Als diese Absicht ruchbar wurde, da war großes Hallo unter einem Teile der „Honoratioren“. Es gibt rühmliche Ausnahmen, aber es gibt auch Bureaukraten, denen von vornherein jede Versammlung vorkommt wie ein Skandal. Mit ungewohnter Behendigkeit liefen diese hin und wider; die ganze Phalanx der Autorität sollte aufgestellt

werden gegen solche Vermessenheit. Wie man in Zeiten der Not aus dem Zeughaus die alten Kanonen holt, so drangen sie in den Pfarrhof ein und wollten den geistlichen Herrn holen, daß er die liberale Armee mit dem Granatenfeuer seiner heiligen Flüche bombardiere.

Die Versammlung bot ein merkwürdiges Bild. Seit dem Schluß der vierziger Jahre war keine politische Zusammenkunft mehr gewesen bis zur Zollparlamentswahl, die Landtagswahlen hatten ohne innere Beteiligung des Volkes stattgefunden. Und nun auf einmal in aller Ruhe und Ordnung eine liberale Versammlung!

Der Schauplatz derselben war eines jener schönen langgestreckten Häuser, wo der Weg nach vielen Richtungen sich kreuzte. Von allen Seiten kamen die Bauern in ihrer Sonntagstracht; Neugier und Spannung lag auf allen Gesichtern. Auch die Schwarzgesinnten unter den Honoratioren waren da: ein peinliches Geflüster, das dem Bewußtsein der Gegensätze entspringt, ging durch die Reihen. Endlich zog man hinauf in den großen Saal, und ein schlichter Mensch, der in der Gegend daheim war, ergriff das Wort. Er widerlegte zuerst das Lieblingsthema der Priester, als ob die Begriffe „freisinnig sein" und „preußisch werden" sich deckten. Aber er sei ein guter Bayer, und darum bitte er die Leute, sie sollten sich nicht über Preußen den Kopf zerbrechen. Die deutsche Frage wird nicht von Bayern und noch weniger von den Bauern gelöst, sondern von der Weltgeschichte. Unsere Sorge kann nur die sein, daß die Stunde der Entscheidung uns vorbereitet findet. Je tüchtiger, je freisinniger Bayern im Innern entwickelt ist, desto wohlgehaltener wird es dann aus diesen Tagen der Krisis hervorgehen.

Zu dieser inneren Entwickelung mitzuwirken ist aber der Bauernstand hervorragend berufen. Hier kann der einzelne durch seine Stimmführung bezeugen, ob er den Nutzen freisinniger Gesetze verstehe, und ob er das Beste des Landes wolle.

Auf dem Lande wird der Fortschritt vielfach verlästert, und nur weil man ihn zu wenig kennt, gilt er für ein Gespenst.

Man soll ihm frisch in die Augen schauen. An der Hand der neuen Gesetze entwickelte nun der Redner, was denn der Fortschritt in Wahrheit bedeutet. Wenn im Gewerbsgesetze jedem die Verwertung seiner Kraft gewährt wird, so ist dies doch nicht gefährlich, und wenn das Wehrgesetz auch intelligente und vermögliche Leute unter die Waffen ruft, ist das nur gerecht. Mit der Oeffentlichkeit des Verfahrens wird die Rechtspflege unter die Garantie des Publikums gestellt; durch die neue Gemeindeordnung begibt sich der Staat einer Vormundschaft, die ihm nicht gebührt. Jedem das Seinige. Wenn man das Fazit zieht, dann kommt der Fortschritt gerade dem gemeinen Mann am meisten zugute. Ihm werden Lasten abgenommen, die er allein vorher getragen, und Vorteile zugewendet, die er allein vorher entbehrte. Er braucht die Bildung am meisten, und darum gewinnt er am meisten, wenn sie auf eine liberale Weise dem Volke vermittelt wird. In Bayern ist jetzt ein Ministerium am Ruder, das von dieser Ueberzeugung geleitet wird, und dem die vernünftige Erziehung des Volkes eine Herzenssache ist. Was in anderen Zeiten schrittweise erobert werden mußte, wird uns jetzt als ein ganzes einheitliches Werk aus freier Hand geboten.

Daß wir diese Reformen verstehen, daß wir annehmen, was die Zeit von uns fordert und die Zeit uns gibt, das ist der rechte Fortschritt, und in diesem liegt weder eine Gefahr für die Ruhe des Landes, noch des Gewissens.

Wir sind loyal, indem wir liberal sind. So wählt denn Männer, welche diese Grundsätze vertreten!

Nicht mit diesen Worten, aber in diesem Geiste sprach der ländliche Redner, und ein wohltätiges Gemurmel lief durch die Reihen. Das effektvolle Bravo und die künstliche Claque, in der die Städte ihren Beifall spenden, ist auf dem Boden der Nagelschuhe noch nicht heimisch geworden; nur mezza voce äußert sich dort die Sympathie. „Ja, wenn das der Fortschritt ist,“ sagte einer, „dann ist's ja soweit nit g'fehlt mit ihm, da sind wir ganz nahe beieinander.“ „Grad so hab' ich mir's immer vorgestellt, aber fürbringen kann ich's halt nit,“ erwiderte ein anderer. Hier und dort nickten die Leute einander

zu, es war nicht nur ein gewisses Verständnis, es war eine Stimmung geschaffen unter denselben. Sie fühlten bereits das, was sie dachten, und diese Stimmung ist der mächtigste Faktor, der eine versammelte Menge beherrschen kann.

Um gegen den Strom zu schwimmen, muß man ein guter Schwimmer sein, und die Einfachheit zu besiegen, fordert vielleicht am meisten Kunst. Darauf aber sind „Honoratioren" nicht vorgesehen. Sie hatten auf eine knüppelhafte, wilde Rede gewartet, um ihren Knüppel aus dem Sack zu lassen, auf eine liberale Orgie, um dann ihre „patriotischen Phantasien" an den Mann zu bringen: die Mäßigkeit entwaffnete sie. Sie selber empfanden das, denn keiner von ihnen ergriff das Wort. Unbehaglich schoben sie sich hin und her unter der bewegten Menge, und die äußere Würde reichte nicht mehr aus, um ihr Selbstgefühl zu ernähren. Sie fühlten, daß sie innerlich unbeteiligt — d. h., daß sie überflüssig waren.

Das Schicksal der Wahl aber erschien von dieser Stunde an gesichert, denn als der 12. Mai kam, waren sämtliche Urwahlen des Bezirkes liberal. So verlief die Agitation zum ersten Wahltag an einem der gefeiertsten Punkte des Gebirgs. Nicht überall hatte die freisinnige Partei frische Vertreter und Wortführer gefunden, und das war der Grund, daß man der Hauptwahl mit Sorge entgegensah. Sie fand am 20. Mai statt.

Denken Sie sich ein kleines Städtlein im bayrischen Vorgebirge: durch die Lücken, welche die Gassen bilden, schauen die Berge herein mit tiefblauem Tannenwald. Die Häuser zu beiden Seiten der Straße sind dicht zusammengerückt, und einige stehen so schief, als ob es ihnen zu enge würde. Manche sind im alten Stil mit dem breiten Vordach und der braunen Altane, andere haben sich modern geputzt und tragen statt des verwitterten Florians ein elegantes Marienbild. Hier und dort thront ein altertümliches Tor oder ein steinerner Bogen, und allenthalben ist das Pflaster entsetzlich. Das ist ungefähr die Physiognomie des Städtchens: eine seltsame Mischung von Stadt und Land. Auf dem Marktplatz steht nach alter Sitte der mächtige Brunnen; auch die Amtsgebäude stehen daselbst, und das große Wappen mit dem blauweißen Schild sieht aus,

als ob die Häuser eine Dienstmütze trügen. Heute bietet die Stadt ein bewegtes Bild; alle Welt ist auf den Gassen. Auch die besagten Amtsgebäude sind in Uniform, denn eine blauweiße Flagge hängt bis auf die Erde hernieder, und die Buben springen darnach, ob sie die Zipfel erreichen können. Vor den Türen drängen sich die Gäste — eine wahre Wagenburg ist vor den Wirtshäusern aufgefahren.

Es ist der Vorabend der Landtagswahl. Um die Vorberatungen nicht zu versäumen, sind die meisten Gäste schon nachmittags eingetroffen, und der Konflikt der Meinungen, der Wohnungs- und Nahrungssorgen erzeugt jenes liebliche Durcheinander.

Trotz des Regens stehen die Menschen in dichten Gruppen auf dem Platze. Jede Haustür ist eine Tribüne, jeder Wirtshaussessel ist ein Parlamentssitz geworden. Mitten im Knäuel aber steht einer, der in ungebundener Rede die Lage schildert und für den Gebrauch der Ellenbogen ein feines Verständnis besitzt. Beifallsrufe und Zeichen der Entrüstung unterbrechen den Redner unter seinem Regenschirmzelt, aber er läßt sich nicht unterbrechen; Neugierige aller Sorten umdrängen ihn, aber er läßt sich nicht von seinem Standpunkt verdrängen. Jeder spricht, jeder hört auf seine eigene Weise. Der eine hat die Pfeife im Mund, der andere stemmt die Arme in die Seite, wasserdichte Naturen halten den Regenschirm in der Hand und sind zu faul, ihn aufzumachen. Das ist die Politik des Volkes.

Wenn man die Wahlmänner, die hier gekommen sind, von außen (und noch mehr von unten) betrachtet, so sieht man fast lauter Lederstiefel und schwarze Röcke, das heißt die Mehrzahl der Wahlmänner sind Bauern oder Geistliche, und bei manchen war es schwer, den Unterschied gleich zu entdecken.

An und für sich ist der Typus des altbayrischen Landpfarrers weder unbekannt, noch zu genauerer Bekanntschaft verlockend, allein in dieser Skala wurde er wahrhaft interessant. Etwa hundert Kleriker waren hier versammelt, von der Gestalt des Falstaffs herab bis zum hageren grausamen Shylock. Mit jener Zuversicht, welche bei unfeinen Naturen stets durch die Quantität erzeugt wird, wanderten sie durch die Straßen, bald in eifriger

Rede, bald mit nachlässiger Güte ans Publikum sich wendend. Man fühlte, daß die Straße ein politisches Lager war, und wußte, wer das Kommando in demselben besaß. Man wußte auch, wer die morgige Schlacht gewinnen würde. Hier und dort fiel die alte, vom Klerus ausgegebene Parole: „Wir wollen nicht preußisch, wir wollen nicht lutherisch werden.“ Der Parlamentär, den die Liberalen sandten, um Vergleiche zu offerieren, kam unempfangen wieder. Tapfer und rührig kämpfte die kleine Schar, die die Fahne der Freiheit trug, aber der Sieg war den schwarzen Fahnen beschieden.

Wer hier auf der Straße stand, der konnte erkennen, wie das Volk die Politik behandelt. Der Grundfehler aber ist, daß der Begriff des Staates, daß der Sinn fürs Ganze so wenig entwickelt ist. Da der Horizont der meisten nicht über die Sphäre ihres Hauses oder ihres Geschäftes hinausreicht, so hält jeder dieselben Maßregeln, die im Hause nötig sind, auch im Staate für möglich. Jedes Opfer, das der Staat ihm auferlegt, hält der Bauer nicht für ein Opfer, das er dem Ganzen bringt, sondern für eine Belästigung, für eine Schikane, die dem einzelnen angetan wird, denn jeder geht vom individuellen statt vom gemeinen Bedürfnis aus.

Diesen Zug haben die Geistlichen wohl erkannt, und daran knüpfen sie ihre wirksamste Agitation. Allen gemeinnützigen Bestimmungen, die nicht ihrer Richtung dienen, gewinnen sie die subjektive Seite ab und hemmen dadurch die Popularität derselben. So war es beispielsweise beim Schulgesetz. Auf das heftigste wurde vonseiten des Klerus betont, welche Last hierdurch auf die Eltern, welcher Zwang auf die Familie fällt. Welche Wohltat es aber ist für ein Land, wenn das Niveau der Volksbildung sich hebt, das ward mit keinem Worte gesagt (und vielleicht auch nicht empfunden).

Dem Klerus fehlt der staatliche Gemeinsinn. Berufs- und gewohnheitsmäßig ist er geneigt, sich mit einer Summe von einzelnen abzugeben, der geheime Vertrauensmann ihrer Seelen zu sein. Er faßt mehr denn jeder andere den Menschen als Individuum, und der korporative Begriff (die Vereinigung der Menschen) hat für ihn nur Interesse auf dem religiösen Gebiet.

Mit einem Worte: sein Staat ist die Kirche. Bei den meisten Geistlichen wirkt schon die Erziehung in dieser Richtung; bei den wenigsten schafft die persönliche Bildung ein Gegengewicht. Deshalb lag auch der Schwerpunkt klerikaler Agitation von jeher in der individuellen Pression. Dem einzelnen gegenüber sind ihre Waffen am wirksamsten, denn sie sind in das feine Gift der Subjektivität getaucht.

Am Abend vor der Wahl war große Versammlung. Auf Tischen und Bänken standen die Hörer, die liberale Partei empfahl ihre Kandidaten und lud zu Gegenvorschlägen in kollegialer Weise ein. Bürger und Beamte, selbst Bauern traten als Redner auf — aber kaum ein einziger Priester. Die geistlichen Herren agitieren nicht gern in Versammlungen, der Intelligenz des Ganzen gegenüber. Nur unter Parteigenossen, nur auf der Kanzel, wo die Einrede fehlt, streben sie nach Massenwirkung; im Verkehr des Lebens aber wenden sie sich stets ans Ich, und das Ich ist die Achillesferse eines jeden.

Ohne Täuschung über das, was kommen würde, ging man abends auseinander — zur ruhelosen Ruhe. Obgleich alle Gasthäuser überfüllt waren, war man dennoch trefflich aufgehoben, denn die Bewohner des Städtchens stellten mit Freuden ihre Räume zur Verfügung. Die meisten waren wohlhabende Bürgersfamilien, und die Staatszimmer des Hauses wurden heute geöffnet. An den Wänden hingen die Porträts der Eigentümer, er mit dem Blumenstrauß im Knopfloch, sie mit siedend roten Wangen, beide vom „Künstler" schauerlich mißhandelt. Die Geschichte der heiligen Genoveva in Farbendruck und goldenem Rahmen wirkte ergänzend nach und wurde nur von einigen Heiligenbildern übertroffen. Auf den Betten war eine weiße, gehäkelte Decke, auf dem Tisch ein noch niemals gefülltes Tintenzeug — das waren die Zeichen dieser Wohnlichkeit. Ueberall waren die Leute liebenswürdig und zuvorkommend, überall zeigte sich der Stempel eines sicheren, aber geschonten, unbenützten Wohlstandes. Und nun kamen die schweren Wahlmännerstiefel und trabten auf der gescheuerten Diele umher wie die Soldaten im Quartier. Ach, es waren ja die Truppen zur morgigen Wahlschlacht!

Sie ward von den „Patrioten“ mit einem großen Hochamt eröffnet. In dem gewaltigen Saal, wo die Wahl vollzogen wurde, prangten Fahnen und Wappen, an einem blaudrapierten Tisch saßen der Ausschuß und der Wahlkommissär der Regierung, der die Zettel verteilte. Rechts und links waren die Tische der Parteigenossen, welche ein förmliches Schreib- und Werbebureau errichteten. Mitten drinnen endloses Menschengewühl. Namen aller Parteien tönten hin und wider; Anträge wurden gemacht und verworfen, Unmut und Witz, Roheit und Würde ließen sich vernehmen. Ein mißliebiger Name wurde gerufen. „Jawohl,“ schrie ein Bauer dazwischen, „wählen wir den; der sagt heute so und morgen so, der gilt gleich für zwei. Dann ersparen wir uns die halbe Arbeit, denn die ganze ist doch umsonst.“

Nach den gesetzlichen Bestimmungen ist es gestattet, daß ein anderer den Wahlzettel ausfüllt, wenn derselbe nur vom Wähler selbst unterzeichnet ist. Gerade hiedurch entsteht zu Unterschleifen mancherlei Gelegenheit, indem die Inhaber solcher Wahlzettel getäuscht oder gar nicht um ihre Meinung gefragt werden. Ein Fall der letzteren Art kam zur Anzeige.

„Der Herr Pfarrer von F. soll vortreten,“ rief der Regierungskommissär. Durch die schmale Gasse, die sich im Menschengewühl gebildet hatte, durch die allgemeine Sensation wand der Gerufene sich errötend hindurch.

„Sie haben für die beiden Bauern N. und N. die Wahlzettel ausgefüllt?“

„Ja.“

„Ist dies im Auftrag derselben geschehen?“

„Ja.“

„Wo sind die beiden? Sie sollen vortreten!“

Das kleine Auge des Angeschuldigten stach zuckend durch den Saal. „Sie sind fort!“ sprach er befriedigt.

Unter allgemeiner Erregung wurden die beiden aufgesucht und kamen zur Stelle.

„Habt ihr dem Herrn Pfarrer von F. Auftrag gegeben, eure Wahlzettel auszufüllen?“ redete der Kommissär sie an.

„Ja,“ antworteten beide übereinstimmend.

„Hat er auch die Namen der zu Wählenden in eurem Auftrage geschrieben?"

„Ja."

„Gut — und welche Namen habt ihr ihm aufgetragen?"

„Die, welche auf dem Zettel stehen," erwiderten beide kurz.

„So — und welche stehen denn auf dem Zettel?" Keiner der beiden wußte auch nur einen einzigen der Namen anzugeben, für welche der Pfarrer die Unterschrift ihnen abgenommen hatte.[1]

Sofort wurden durch Beschluß des Ausschusses beide Wahlen vernichtet, der Vorgang aber zur weiteren Behandlung ins Wahlprotokoll eingetragen. Von acht Uhr morgens bis abends sechs Uhr dauerte der Kampf — der Sieg aber blieb den Ultramontanen. —

Wäre dies Ergebnis der wahre Ausdruck der Volksmeinung, dann hätte ein liberales Regiment in Bayern schweren Stand. Allein man darf nicht vergessen, wie viele dieser Wahlen gemacht sind, und daß der Klerus fast allein am Platze stand, als es sich darum handelte, sie zu machen. Nur die Partei, welche die Freiheit organisiert und handhabt, fehlt auf dem Lande; die Freiheit selbst ist dort nicht verrufen. Das werden spätere Wahlen dartun. Auch Bayern ist besser als sein Ruf.

[1] Vgl. hierzu Stielers Gedicht „Die g'heime Wahl" in der Sammlung „Weil's mi' freut!" „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 171.

Aus der Wurzelhütte[1].

(1870.)

Bis in die letzten Jahre hauste am Spitzingsee ein altes Paar, das mündlich durch sein Kauderwelsch und schriftlich durch Herrn Steub[2] berühmt geworden ist. Da der Staat ihrer Verheiratung Hindernisse in den Weg legte, so lebten sie in dem einsamen Bergestal ungetraut zusammen. Das ging Jahre und Jahrzehnte so fort, und wenn sie überhaupt Hochzeit gehalten hätten, so hätten sie schon längst die silberne gefeiert. Der Mensch muß sich indessen auch nützlich machen auf Erden. Dies empfanden die Alten, und in dieser Erwägung ward es ihr Lebensberuf, Wurzeln zu suchen und sich dem Branntwein zu ergeben. In geheimnisvoller Kammer ward das mysteriöse Getränk gebraut; Herren und Knechte verlangten darnach, und wenn ihre Köpfe davon glühten, dann saß die verjährte Frau vor ihrer Hütte und freute sich der bösen Tat. Wenigstens hatte der Enzianschnaps dieselbe Wirkung, daß nämlich stets ein Glas sich aus dem anderen gebar.

Wie ein Kohlenbrenner fortwährend rußig ist, so darf ein Schnapsbrenner fortwährend betrunken sein. Das gehört zum Handwerk, und der Pseudogatte legte Gewicht darauf, daß er der beste Gast seiner Schenke war. Man sollte sehen, daß er sich um die Sache annahm, seine Figur machte für die Güte des Stoffes Reklame. Was er übrig ließ, das ward an die wilden Holzarbeiter verkauft, oder an die neugierigen Herrschaften, die in großer Zahl zu der wildromantischen Stätte kamen. So geschah es, daß die Spekulation in das stille Idyll

---

[1] Die Wurzhütte (wie nun die „offizielle" Bezeichnung lautet) ist 2½—3 Stunden vom Dorfe Schliersee entfernt.

[2] Steub Ludwig, „Wanderungen im bayrischen Gebirge", München 1864, S. 184.

hineinfuhr und daß die kleine Hütte bald „einen Namen" bekam.

Die persönlichen Verhältnisse haben sich unterdessen allerdings geändert, seit der alte „Girgl" das Zeitliche gesegnet hat. Er war fast achtzig Jahre alt, und wenn die Welt nicht so undankbar wäre, dann würde sie eine Enzianblume auf sein Grab pflanzen. Die greise Gattin aber hat sich ins Zillertal und in den „wohlverdienten Ruhestand" zurückgezogen.

Gleichwohl blüht die Firma, welche diese beiden mitten in der Wildnis begründet haben, noch in ungestörtem Glanze fort. Statt der alten „Burgl" sind zwei junge, stattliche Mädchen erschienen, die gleichfalls aus dem Zillertale kamen und unter der Aegide einer wirklichen oder nominellen Mutter das Branntweingeschäft betreiben. Es sind echte Tirolermädchen von jener Schmiegsamkeit, die mit demselben Worte zu zutunlich und doch so scheu sein kann, die soviel Begehrlichkeit hat und doch so sittsam erscheint. Wenn man sie fragt, was sie den ganzen Tag über treiben, dann sagen sie: „Wurzzen graben tän mer." Für die ganze Umgegend haben die Bewohner der Spitzinghütte das Recht gepachtet, Wurzeln und wertvolle Kräuter zu sammeln, die sie zu den erwähnten, geistigen Zwecken verwenden.

Daß die Verfolgung dieser Zwecke körperlich sehr ermüdend ist, liegt auf der Hand. Wenn der erste Morgen graut, brechen die beiden Mädchen auf; allein, um größere Strecken auszubeuten, geht jede ihre eigenen Wege, die oft stundenweit auseinanderliegen. Fast alle Beschäftigung in den Bergen fordert einen gewissen Mut, und so auch diese. Nicht nur, daß man beim Wurzelsuchen an die steilsten Stellen kommt, wo der Fuß mit doppelter Kraft sich an den Boden klammern muß, auch die Einsamkeit hat ihre Bedenken. Denn wo auf stundenweit in der Runde *niemand* ist, da ist es eher bedenklich als erfreulich, wenn plötzlich *jemand* des Weges kommt. Auch in dieser Beziehung müssen die Mädchen entschlossen und mutig sein.

Das Geräte, das sie von Hause mitnehmen, ist nicht sehr weitläufig. Es besteht in einem breiten Korb, in einer scharfen Hacke, die als Werkzeug und Waffe dient, und in einem bescheidenen Mittagsmahl, wo sich die Hacke nach Belieben auch zum Transchieren verwenden läßt.

So durchstreifen die beiden die weiten, dunklen Staatsforste, in denen viele tausend Morgen noch niemals von der Axt berührt wurden. So ziehen sie hin über die steile Wiesenhalde, wo die Almhütten wie kleine Nester am Felsen hängen und die schönsten Blumen nur von den Wiederkäuern gepflückt werden. Hier und dort finden sich auf den Höhen kleine Wasserbecken, „Tümpl" oder „Gümpl"[1] genannt. Sie liegen in einem schmalen Kessel und erscheinen als Krater, die von früheren vulkanischen Evolutionen herrühren und sich im Laufe der Zeit mit Wasser gefüllt haben. Deshalb sind sie oft von schauerlicher Tiefe. Dichte Schlingpflanzen bekränzen die steilen Ufer, über den Spiegel ragt der Felsblock hervor, auf dem der Bergvogel zwitschert; auf dem Grunde liegen morsche, riesige Tannenstämme. Große Fische steigen heraus aus der Tiefe und spielen in der Sonne; hierher kommt der Hirsch in der Sommernacht und trinkt die kühle Labung.

Auch die Flora der Alpenwelt wuchert am üppigsten an solcher Stätte. Manch köstliches Kraut blüht an jenem Raude, aber nur mit Lebensgefahr neigt sich die Hand über das trügerische, stille Wasser. Um das Ufer solch kleiner Seen hat sich oft ein Kranz von Geheimnissen gewunden, und manche herrliche Sage liegt in dem Kelche dieser Blumen.

Weil in der Wurzel eine natürliche Kraft verborgen ist, so hat das die Menschen verlockt, eine wundertätige Kraft in sie zu verlegen. Manches Kraut, das an der Wurzel sprießt, ward als ein Zauberkraut betrachtet. Ganze Bücher hat der Aberglaube vergangener Zeiten mit solchen Rezepten angefüllt, die nicht bloß von Krankheiten, sondern auch von allerlei stillen Wünschen erlösen sollten. Wer darüber Näheres lesen will, dem empfehlen wir das „Kräuterbuch von 1687"[2].

Es ist freilich ein einsames, fast versunkenes Leben, wenn man so Tag für Tag durch die Wälder streift, wie dies die beiden Mädchen tun, und die Blätter am Boden betrachtet. Kein Laut

---

[1] Vgl. auch Schmeller I, Sp. 915. Der jetzt seltenere Name „Gümpl" ist u. a. auch erhalten in der „Blauen Gumpe", einem kleinen, prächtigen See im Reintal (auf dem Weg von Partenkirchen zur Zugspitze).

[2] Gemeint ist Samuel Müllers „Vade Mecum Botanicum", Frankfurt und Leipzig 1687.

ertönt, nur die Eidechse raschelt auf der sonnigen Erde, nur das Eichhorn schaukelt sich in den Zweigen. Und doch hat auch dies Treiben seinen Reiz, denn man kommt dem Kleinleben der Natur so nahe. Der Verkehr mit einer schönen, großartigen Umgebung wirkt auf den Charakter. Viele Züge, die zum Wesen des Hochländers gehören, finden darin ihren Grund, treffende Feinheiten des Dialekts sind daher entnommen.

Früher, als noch das alte Paar in der „Wurzelhütte" regierte, blieb dieselbe auch zur Winterszeit bewohnt. Jetzt ist eine Art von Saison eingeführt, denn Ende November ziehen die beiden Mädchen mit ihrer Gardedame und einem Maskulinum, das sie „den Wirt" nennen, von dannen. Den Winter verbringen sie im Zillertal. Hunderte von Bewohnern dieses engen, reizenden Tales befolgen dieselbe Gewohnheit, indem sie über den Sommer die Heimat verlassen, um Arbeit zu suchen. Ganze Familien lösen sich in solcher Weise auf. Die einen finden als Handwerker oder Holzarbeiter ihr Brot, die anderen beim Wegbau oder bei den Eisenbahnen; warum sollte nicht auch die Spezialität gestattet sein, auf fremder Erde Schnaps zu brauen?

Manchen Sommer ist das bayrische Hochland förmlich überschwemmt von Tirolern, meistenteils aus dem Zillertal.

Wenn ein ländliches Fest gefeiert wird, dann haben sie im Wirtshaus ihren eigenen Tisch, sie haben ihre eigenen „Madeln" (denn es kommen fast mehr Weiber als Männer) und singen auf eigene Faust ihre Schnaderhüpfeln.

Die Tiroler verkehren fast nur unter sich, denn im bayrischen Blute ist seit dem Jahre 1809 eine gewisse Abneigung gegen dieselben stecken geblieben, und wenn sie auch als Arbeiter geschätzt sind, so werden sie doch als Freunde nicht gesucht. Kein oberbayrisches Mädchen hat einen Tiroler zum Schatz. Wird irgendwo gerauft, so ist es am gefährlichsten dann, wenn die Tiroler und Bayern „hintereinander" kommen, wenn der Kampf eine nationale Färbung erhält. Denn daran nährt sich die Erbitterung. Sobald der Schneefall beginnt und die Arbeit eingestellt wird, geht der größte Teil dieser Zugvögel wieder nach Hause. Da sie sparsamer sind als die Bayern, so nehmen sie gefüllte Taschen mit und entschädigen sich durch eine Winter-

frische mit Familienleben für die Mühen und die Trennung des Sommers. Vielschreiberei ist nicht in der Ordnung, und die meisten überzeugen sich erst bei der persönlichen Begegnung, daß sie noch leben. Manche, die bei der Holzarbeit „verunglückt wurden", kehren niemals wieder.

Wenn es Mai wird, beginnt die Wanderschaft aufs neue; dann wird auch die Wurzelhütte am Spitzingsee wieder bevölkert. Freilich ist es dort im Mai noch nicht im Frühling, sondern der See trägt eine fußdicke Eisrinde, selbst während im Tal schon die Schlüsselblumen grünen.

Welche Massen von Schnee der Winter dort anhäuft, das weiß nur der, der sie gesehen hat. Zwischen Schliersee und der Spitzinghütte wird wenigstens ein Weg ausgegraben durch die Tausende von Klaftern, die hier hinabgefrachtet werden: zwischen Valley und Spitzing dagegen liegt der Schnee wie eine undurchdringliche Mauer, 10—20 Fuß hoch und eine Stunde dick.

Nur in aller Frühe, wenn er noch hart gefroren ist, kann man es wagen, mit Schneereifen darüber hinzugehen; die Straße liegt zwei Mann tief unter dem Wanderer. Wer hier versinkt, der ist verloren; über die Spitzen der Bäume, über die Dächer der Almhütten, die neben dem Wege liegen, schreitet er dahin. Vor zwei Jahren ward auf diesem Wege im Frühjahr der Kadaver eines prächtigen Hirsches gefunden, der im Schnee versunken war.

Einen der merkwürdigsten Gegensätze erlebt man, wenn man von Schliersee im Mai hinaufsteigt nach Spitzing. Unten im warmen Talkessel sind schon die Bäume grün, die Luft hat jenen warmen Ton, ohne den wir den Frühling nicht empfinden können. Und dann die Höhe! Hier starren uns die nackten grauen Felsklippen entgegen, hier liegt das glatte Schneefeld und die eisgewordene Fläche des Sees.

Kein Vogel singt, keine Knospe regt sich noch hier. Da erst weiß man es, was die Sehnsucht nach dem Frühling bedeutet, wenn Winter und Frühling so hart aneinander gerückt sind. Niemand jodelt im Winter. Man sehnt sich nach einem hellen Menschenlaut, und wenn der erste Juchschrei hier oben ertönt, dann ist es nicht nur ein Zeichen der Freude, es ist ein Zeichen der Befreiung.

In einem bayrischen Stellwagen[1].

(1870.)

Es gibt eine Phrase, daß nur der Land und Leute kennt, der zu Fuße wandert. Allein das ist da nicht richtig, wo das Fahrzeug zum charakteristischen Gepräge der Gegend gehört, wo sich im Fahren selbst ein Stück Kulturgeschichte abrollt. Wer Italien ganz kennen will, muß mit dem Vetturino gereist sein, und wer Altbayern verstehen soll, muß auch auf der Folterbank eines Stellwagens gesessen haben. Davon läßt sich nicht dispensieren. Wenn man verschämte Touristen fragt, mit welcher Gelegenheit sie weiter reisen, so sagen sie: „Mit dem Omnibus." Das ist wenigstens ein lateinisches Wort und klingt nicht so plebejisch.

Im Wesen sind natürlich beide gleich. Denn die Pferde sind mager hier wie dort, der Kutscher ist in beiden Fällen gleich grob und der Wagen gleich enge. Es ist nur ein verschiedener Name für dasselbe Leid, und für diese Verschiedenheit zahlt man sechsunddreißig Kreuzer mehr. Zwischen den einförmigen Pappelalleen des Flachlands und zwischen den grünen Bergen des Hochlands trollen Stellwagen und Omnibus des Weges. Sie sind dort die Seele des Weltverkehrs, sie sind die Träger der Neuigkeiten und das Symbol des Fortschritts.

Den Sinn für Präzision hat man den Eisenbahnen überlassen; wer mit dem Stellwagen fährt, darf mit den Minuten nicht so knauserig sein. Darum ist es unsäglich schwer, ihn flott zu machen. Wenn er um drei Uhr vom Wirtshause abfahren soll, so liegt der Kutscher gewöhnlich um halb vier Uhr noch im Stall und schläft. Dann trampelt der Hausknecht mit schweren Stiefeln herein und spricht ihn freundlich an: „Wia, Hansei, Spitzbua fauler, steh auf, die Leut sind da zum Fahren."

[1] Vgl. auch die köstliche Stellwagen-Episode „Der Floßknecht" (in der Sammlung „Weil's mi' freut!") „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart" S. 124, sowie Stielers „Reisebilder", 1869.

Mit einem Gähnen, das zehn Zoll im Durchmesser hat, hebt sich der Angeredete hinweg und brummt: „Schau, schau, daß die Tröpf' immer zu früh kommen!" Alsdann füttert er gemächlich die Pferde und ruft hinaus: „So, jetza fahren wir nachher bald!" Schlimmer ist es noch, wenn er statt im Bett in der Schenke liegt und zecht; denn dann muß der Hausknecht nicht bloß die Pferde, sondern auch den Kutscher herausführen, und das „bald" dauert noch um eine Stunde länger.

Hierauf beginnt die Verpackung, die dadurch große Schwierigkeiten leidet, daß die Sitzplätze des Wagens nicht immer in räumlichem Einklang mit dem Sitzplatz der Fahrgäste stehen. Am tollsten geht es natürlich bei jenen Stellwagen zu, die an Bahnhöfen stehen, um die Passagiere über Land zu verfrachten. Denn im Galopp stürzt alles aus dem Wagen, die einen stolpern über die Schienen, die andern verlieren ihr Gepäck — es wird geflucht und gesucht, geeilt und geheult ohne Ende. Da die Menschen an äußerem Umfang ebenso verschieden sind wie an innerem, so gibt es hier in der Tat ein diffiziles Rechenexempel, dessen Lösung schließlich nicht der Kunst, sondern nur der Grobheit gelingt.

Alltäglich ereignen sich diese Szenen zum Beispiel in Holzkirchen, wenn der Hochsommer kommt und die Epidemie der Gebirgsreisen alle Münchener ergriffen hat. Mancher der verehrten Leser ist vielleicht selbst das Opfer solcher Momente gewesen und kann bestätigen, daß nicht gelogen wird.[1]

Betrachten wir nun das Publikum, welches diesen Wagen füllt, ein wenig näher. Im Sommer sind es, wie gesagt, die „Lustreisenden", die den großen Städten entfliehen wollen und die Gebirgsstraßen nach allen Seiten durchkreuzen. Außerdem findet man nur solche, die ihr Geschäft auf Reisen führt, aber auch diese sind bunt genug zusammengewürfelt. Kinder des Geistes und Kinder der Welt[2] sitzen nebeneinander, der Pfarrer und der Gendarm, der Holzknecht und die Hochzeiterin. Die Disziplinargewalt über alle handhabt der Kutscher, und wenn die Gegensätze platzen, wenn es Spektakel gibt, dreht er sich um

---

[1] Vgl. auch Steub, Ludwig, „Das bayrische Hochland", München 1860.
[2] Anspielung an Paul Heyses Roman „Kinder der Welt", 1878.

und ruft durchs Fenster hinein: „Wollts a Ruh' geben, ihr Sakra, oder nit, sonst wirf ich euch gleich alle in Straßengraben 'nein."

Wer erkennen will, wie das Volk fühlt und denkt, der kann keine bessere Studierstube wählen, als den verruchten, gelben Kasten. Ueber Liebe und Politik, über die Lebendigen und Toten wird hier verhandelt, als wäre ein förmlicher Kongreß berufen. Manches schlagende Wort springt über die wulstigen Lippen, manche feine Bemerkung fällt unter die rasselnden Räder; im ganzen aber ist das Publikum sehr dankbar — weil es Langeweile hat.

Nicht immer freilich ist der Stil zierlich und der Inhalt zahm. Die größten Virtuosen sind in dieser Beziehung die Flößer, welche auf der Isar nach München fahren und über Holzkirchen im Stellwagen heimkehren. Als Pertinenzen führen sie eine große Axt und einen Zentner Seile bei sich, die sie dann ihrem Gegenüber auf den Schoß legen. Da sie müde sind, schlummern sie gewöhnlich auf der Schulter des Nachbars ein, und alle Versuche, solche holde Last von sich abzuwälzen, sind vergeblich. Und doch ist es vielleicht besser, sie schlafen, denn ihr Gespräch betritt gar leicht einen schlüpfrigen Boden, gegen den nur solche Wasserstiefel unempfindlich sind.

Vorn auf dem Bock thront der Kutscher als eine Macht. Er weiß alles, er besorgt alles, er schimpft und protegiert ganz nach Befinden. Wer ihn milde stimmen will, muß ihm eine Zigarre geben; und je schlechter sie ist, desto besser wird er sie finden, desto näher wird sie seinem Verständnis sein. Bedenklicher als jedes andere Hindernis aber wirken die Wirtshäuser, für die der Stellwagen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit besitzt. Denn wer hat jemals gesehen, daß ein Stellwagen an einem Wirtshause vorüberfuhr? Und wer hat es je erlebt, daß ein Kutscher seine Pferde tränkt, ohne selbst ein Glas Bier zu trinken? Wehe, wenn einer der Gäste sich beigehen ließe, hierüber zu murren! Solche Einreden beantwortet der Lenker höchstens damit, daß er sich noch ein zweites Glas einschenken läßt. Unter diesen Umständen kann man allerdings nicht behaupten, daß der Stellwagen ein Kulturfahrzeug ersten Ranges sei. Aber trotzdem kann man bisweilen ganz vergnügte

Stunden darin verleben, ja, sogar manchmal schöne und poetische.

So gedenk' ich noch immer gern einer Fahrt, die ich einmal bei Nacht gemacht; es ging auf den Herbst zu, und tiefe Dämmerung lag schon auf der Landschaft, als wir wegfuhren; am Himmel glänzten die ersten Sterne, in den Häusern die ersten Lichter. Unter der Tür saßen die Leute und riefen uns ihren Gruß, als wollten sie sagen: „Ei, wer wird so spät noch fortreisen; wir sind froh, daß wir daheim bleiben können!" Die Straße führte am See entlang; man hörte, wie die Wellen eintönig anschlugen, wie das Schiff sich regte im Nachtwinde. Der Postillon knöpfte sich den Mantel zu, die Passagiere drückten sich in die Ecke, und die kühle Nachtluft flog mir um die Schläfe. Ich saß draußen auf dem Bock. Stückweise ging es dahin unter hohen Buchen, daß die Zweige das Dach des Wagens streiften; dann ward die Straße wieder frei und stieg mäßig bergan. Jetzt ergriff der Postillon sein Horn mit der blauweißen Schnur und blies in die Nacht hinein. Anfangs waren es lustige Weisen, dann kam das alte schmerzensreiche Lied:

„Du hast mich zu Grunde gerichtet!
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

Kein Wanderer begegnete uns, nur der Wiederhall antwortete auf die stille Weise. Immer glänzender wurden die Sterne; es war, als ob das Firmament sich wölbte vor unseren Augen, als ob man den kühlen Nachttau fallen sähe. Dann und wann scholl fernes Gebell zu uns her, und wenn wir an Häusern vorbeifuhren, sah man wohl ein verliebtes Paar, das unter der breiten Altane stand, Arm in Arm oder verstohlen flüsternd. Da knallte der Postillon mit hellem Lachen; doch wenn wir vorüber waren, nickte er still und dachte: „Così fan tutte". Auch er hatte einst ein Lieb gehabt, das seinen Weisen lauschte; er erzählte die lange Geschichte, aber es war nichts davon übrig geblieben als das alte Lied:

„Du hast mich zu Grunde gerichtet!
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

Eine Waldidylle im Winter.

(1871.)

Tief in den Bergen liegt ein Haus; in dem die Einsamkeit ihre unumschränkte Gewalt übt. Meilenweit dehnt sich der Tannenforst nach allen Seiten hin wie grüne Mauern; die Felsen reichen fast bis an die steinerne Schwelle, und durch ihre schmale Kluft zieht der Waldbach dahin, hellgrün mit weißem Schaum, trotzig und ungestüm, wie es die Kinder der Wildnis sind. Die Forelle, die pfeilschnell durch die rauschenden Wellen schießt, der Vogel, der flatternd zwischen den Zweigen singt, und der mächtige Hirsch, dessen Schrei stundenweit aus den Tiefen des Waldes schallt, das ist das einzige Leben, das hier waltet, sorgenlos und ahnungslos, als stünde die Schöpfung noch in ihren Kindertagen. Und mitten darinnen in dieser versunkenen Ruhe, in dieser menschenlosen Pracht steht das einsame Försterhaus, von breiten Balken und breiten Quadern gebaut, das mächtige, lange Dach mit verwitterten Steinen bedeckt, von keiner Zierde umgeben, als von dem Grün, das die Natur verschwenderisch um Tür und Giebel rankte. Ein bärtiger Mann mit breiter Brust und hoher Gestalt ist hier der Gebieter; zu seiner Seite waltet das Weib mit den blauen Augen und den blühenden Wangen; blondlockige Kinder spielen über der Schwelle und zausen den Hund, der horchend in den Wald hinauslugt. Ihr Haus und ihre Schule, ihr Tempel und ihr Spielgerät ist der Wald, sie wissen kaum, daß draußen die Welt beginnt, sie wachsen heran wie die Kinder im Märchen.

Das ist das einsame Jägerhaus in der Kaiserklause. Jetzt aber herrscht der tiefe Winter dort, und nur dort weiß man es, was dies Wort bedeutet, dies schneebelastete, eisigstille

Wort, durch das ein Hauch hingeht wie die Atemzüge eines Schlafenden.

Zwischen den Zweigen der Tannen liegt das Eis; der letzte grüne Halm ist erstarrt, der Vogel duckt sich zu unterst in das Geäste. Ueber die pfadlosen Wege schreitet der Hirsch und nagt an den braunen, saftlosen Rinden; seine Glieder zittern, in den forschenden Augen steht eine Träne, als wollt' er in stummer Hilflosigkeit die Natur verklagen. Immer gewaltiger, immer dichter fällt der Schnee, alles, was noch lebt, lebendig begrabend: so unerschöpflich, so grauenhaft sind die Massen, die sich langsam niedersenken. Unsichtbar und ungehört ringt jetzt ein tausendfaches Leben den Kampf ums Dasein. Die Pflanze, die fußhoch überschneit ist, liegt nicht in seligem Friedensschlummer, sie liegt nur in Ohnmacht, und bewußtlos vor Erschöpfung kämpft sie für ihre Zukunft, Millionen Keime erwachen niemals wieder. Unerbittlich schleicht das Raubtier um diese Zeit durch die Wälder, kein Laut, nur die Spur im Schnee, durch den es die Beute schleift, verrät seine List, und wo ein Tier vor Hunger starb, kreisen die Sperber über seiner Leiche. Aber das alles sieht kein Auge, kein Ohr vernimmt den letzten lebendigen Hauch, still, grabesstill ist der Winter in den Bergen. Nur der Wind allein saust des Nachts durch den Wald und schmettert tausende von Stämmen zu Boden, daß es klingt wie ein fernes Schlachtgetümmel; man hört auf stundenweit das stöhnende Gekrach, dann wird es wieder stumm und ringsum die alte Grabesstille.

Das ist der Winter der Berge. Und die Menschen, die mitten darin leben? Die Herrschaft der Naturgewalten ist so mächtig, so ausschließend und gebieterisch, daß man es fast vergißt, daß es noch Menschen gibt und eine Weltgeschichte, daß sie Reiche bauen, die selbst das Reich der Natur unterjocht haben.

Wir treten über die steinerne Schwelle des Forsthauses, die vom Eise starrt, und freudig winselnd grüßt uns der braune Hühnerhund. Wenn wir die Stubentüre öffnen, dann strömt uns die heiße Luft entgegen; in einem Forsthaus darf man nicht frieren, und darum glüht uns der ungeheure grüne Ofen so

trotzig an, als wollte er allein den Kampf mit dem Winter bestehen. Hinter der Tür hängt der Wettermantel des Försters, eine breite Bank läuft rings um die Wand, und schnarchend liegt dort der Jägerbursch, um von den Mühen seines Fanges zu ruhen. Auf der Strohdecke am Boden aber kauert der Dachshund und schnüffelt mit verschlafener Neugier um sich, wenn das Holz im Ofen zu ungestüm knistert; dann legt er sich wieder aufs Ohr und träumt von seinen Heldentaten, von den mächtigen Geweihen, die rings an der Wand hängen, von hohem Gestrüpp und vom Dunkel der Fuchshöhlen, aus dem ihm zwei zornige Augen und spitzige Zähne entgegendrohen. Man sieht, wie ihn der Traum erregt, wie er die Lippen emporzieht und das Gebiß zeigt. Neben ihm liegt sein treuer Gefährte, ein Jagdhund von hohem Wuchs und mächtiger Gestalt, der hat den Kopf sinnend auf die Pfoten gelegt und blickt uns mit treuen, forschenden Augen an.

Das Tagewerk des stillen Försterhauses im Winter ist eintönig und karg, nur ausnahmsweise, wenn die Massen von Schnee hartgefroren sind, daß sie die stärksten Lasten tragen, dann findet der Jäger über sie den Pfad und dringt bis an die Futterstätten des Wildes vor, die an den gedecktesten Plätzen des Waldes liegen.

Dorthin kommt das Rotwild gezogen, und schon von ferne sieht der Jäger die scheuen Rudel, die sich herandrängen, wenn er den Hafer oder andere Nahrung aufschüttelt; allein nur die stärksten Hirsche kommen in ihren Besitz, das Rehwild und die jüngeren Tiere werden mit unbarmherziger Kraft verdrängt. Auch die Holzarbeit wird im Winter betrieben, nicht die Fällung der Bäume, sondern nur die Herbeischaffung der ungeheuren, gefällten Stämme, denen der Schnee die steilen Wege ebnet, während er sie allen ringsumher verschließt. Mit lawinenartiger Gewalt stürzen Tausende von Klaftern zu Tal; die Holzknechte, die das lebensgefährliche Amt versehen, wohnen in den sogenannten Winterstuben, und wochenlang sehen sie kein menschliches Angesicht, als wenn der Förster kommt, um nachzuschauen. Auch die Jagd ist in solcher Zeit beschränkt, denn der Frost ist der wilde Jäger, dessen unsichtbarer Pfeil die scheuen Tiere

ins Herz trifft. Deshalb stellt man fast nur dem Raubwild nach; dem Marder, der tiefgeduckt auf Beute geht, und den Füchsen, die um den Schmaus des verendeten Rehes streiten, werden mörderische Fallen gelegt; auch Geierfeder steht gut zum grünen Hute. Dazwischen flattert wohl einmal das scheue Schneehuhn über den Weg, und den Schuh mit eisernen Hacken bewaffnet, trägt der Jäger die leichte Beute über der Schulter heim.

So finden wir denn heute den Herrn des Hauses, in dessen Stube wir in Gedanken eingetreten sind. Er hat den Mantel abgelegt und sich niedergelassen am eichenen Tisch, über dem Ofen sind auf Sperrhölzern die kostbaren Felle zum Trocknen ausgespannt. Noch ist es kaum vier Uhr nachmittags, und doch beginnt schon die tiefe Dämmerung; nur mühsam sehen die Kinder, tief über den Tisch gebeugt, noch die Gestalten in ihrem Buch. Es sind Husaren und Dragoner; das Spielzeug, mit dem sie tändeln, sind Bleisoldaten. Fremde Kinder haben sie im Sommer zurückgelassen.

Der Alte aber streckt behaglich die Glieder und plaudert mit einem von seinen Jägerburschen; aber nicht von dem Adler, den er heute über dem Kar emporsteigen sah, er spricht vom Kriege, vom deutschen Kaiser sprechen sie in der Kaiserklause.

Wie es wohl draußen gehen mag? Zwei von den jüngsten Gehilfen sind mit im Felde; sie waren von jeher die verwegensten auf den Felsenspitzen, sie stiegen den Gemsen nach über den steilsten Grat, dem Wilddieb, wenn er langsam am Abgrund hinzog; jetzt hat sie der Kampf unter die Fahnen geführt. Bis ins ferne Tal, bis an die letzte Scholle des großen Reiches drang ja der Krieg und der Ruf zur Heeresfolge, und so nahmen sie ihren Stutzen auf und zogen hinaus in die Welt; auch blieben sie bayrische Jäger. Der eine von ihnen ist tot, er ist in Bazeilles verbrannt unter den rauchenden Trümmern; vom andern fehlt jede Kunde.

Solange im Sommer noch einzelne Fremde kamen, erfuhren sie drinnen im Försterhaus wohl manches aus dem Felde, alle Tage brachte ein Bote das Zeitungsblatt; aber nun, nun ist

die Welt da draußen wie abgeschnitten und so ferne liegend, als ob sie Tausende von Meilen weit weg läge.

Die letzte Zeitungsnummer, die auf dem Tisch liegt, ist mehr als drei Wochen alt.

Der Förster zündet die Lampe an, tiefe Stille herrscht in der Stube, die Kinder beginnen schläfrig zu werden, und draußen schlägt das Flockengewirbel an die Scheiben.

Wie seltsam wird es dem breiten, bärtigen Mann zumute, mitten in dieser großen Zeit, und doch so mitten in der Einsamkeit, ohne Kunde von dem, was die Weltgeschichte unterdessen getan, ohne Ahnung, wer lebt und wer gestorben ist, ganz verlassen, ganz entrückt aus dem gewaltigen Zusammenhang der Dinge, aus dem mächtigen Strome der Zeit, von dem die Millionen getragen werden!

Wie ein Traum klingt das Geschehene in seinen Gedanken nach, und traumhaft blickt er hinaus in das, was jetzt geschehen mag und noch geschehen wird; er weiß, daß sie Paris belagern, aber keine Kunde kommt an die stille Stätte, keine Kunde, ob Sieg oder Tod den deutschen Heeren folgt. Sie ahnen es nicht, daß unterdessen das Reich entstanden ist, daß ein Kaiser darüber waltet, daß Paris mit gebundenen Händen den Deutschen überliefert ward.

Dicht vor seinem Hause steigen die Felsenwände des Sonnwendjochs empor, 7000 Fuß hoch, grabesstumm und tot, eine Welt, die nur für den Gedanken der Ewigkeit und nicht für die großen Geschicke der Zeit geschaffen scheint. Und auf beiden Seiten, wo der Weg zu Tale führt, stehen Mauern von Schnee, klaftertief und meilenweit. Der mühsame Pfad, den Menschenhände sich gebahnt, um den Menschen zu erreichen, wird in einer Nacht verschneit, kein Fuß darf es wagen, über die dünne Decke zu schreiten, ohne daß ihn plötzlich das eisigkalte Grabtuch einhüllt und erstickt.

Der nächste Ort, der an der Kaiserklause liegt, ist das kleine Kirchdorf Schliersee, der Weg dorthin führt über den Spitzingpaß, allein er ist während des tiefsten Schnees nicht zu wagen. Nach Tegernsee sind es etwa vier Stunden; im Anfange wird die Bahn mit ungeheurer Mühe offen gehalten,

allein fast jeden Winter zählt man zwei bis drei Monate, wo auch hier der Verkehr vollständig unterbrochen ist.

Wie mag es draußen wohl gehen im Krieg? Die stille Stube ist ohne Antwort auf diese Frage, die alte Wanduhr zählt die Minuten so langsam, wie sie's im tiefsten Frieden tat. Und doch zuckt heute nur e i n Gedanke über den Erdkreis, alle Völker sind erschüttert von der großen Kunde — Paris hat heute kapituliert.

Wie ein elektrischer Schlag fiel dies Wort in die großen Massen; Paris, die Königin der Erde, kam vor den schlichten, deutschen Meister, es warf sich vor ihm auf die Knie und rief um Erbarmen. Alle Städte in Deutschland zogen die Flaggen auf, Ströme von Menschen fluteten gegeneinander, die Glocken riefen es tönend ins Land hinaus. Und nun erst in Frankreich selber! Es war der letzte Stoß in das gefolterte, stolze Herz des Landes, von der Nordsee bis an die Buchten des mittelländischen Meeres widerhallte der verzweifelte Ruf: „Paris ist gefallen!"

Sein Echo ging noch weiter, blitzschnell trug es der zündende Funke selbst durch die Tiefen des Weltmeeres, alle Elemente wurden die Genossen und die Boten unseres Ruhms. Alle wußten es, alle jubelten oder knirschten, das Fieber, in dem die Welt an diesem Tage lag, ist ohne Gleichnis in der Geschichte.

Und nur in der stillen Stube ahnten sie nichts seit langen, bangen Wochen, die alte Wanduhr tickte und schlug und wußte nicht, w e l c h e S t u n d e sie geschlagen hatte, welches Verhängnis sich erfüllt. Wenige Meilen jenseits des kleinen Försterhauses feierten sie schon das Siegesfest, jeder Bauer im Dorf wußte die Kunde, bis dorthin war sie gedrungen, dann aber mußte sie stillstehen vor den unüberwindlichen weißen Mauern, über die nur die Schwinge des Vogels den Weg findet.

Wenn der Schneehimmel gegen Abend sich lichtet, brechen vereinzelt die flimmernden Sterne durch und funkeln über der eisigen Todesruhe; zwischen den Zinken des Sonnwendjoches steigt die kalte, glänzende Sichel des Mondes empor.

Dann tönt es, als ob man in der Ferne den verlorenen

Klang des Abendläutens vernähme, oder ist's eine Täuschung, ist's nur der Wind, der mit dem klingenden Demantgeschmeide des Waldes spielt?

Der Förster streift mit der Hand über die Scheiben und lugt empor, aber die funkelnden Sterne sind stumm. Und doch sind es dieselben Sterne, die über dem Jubel der nordischen Hauptstadt glänzten, über der Verzweiflung von Paris, über der Krone des neuen Reiches; die Sterne, die unveränderlich und geheimnisvoll über dem Wandel der Weltgeschichte stehen.

„Es wird heute eine eisige Nacht!" sagt der Förster gedankenvoll. „Wenn es so weitergeht, erstarrt der Schnee so hart, daß er wohl die Last eines Menschen trägt. Dann mag es einer von den Burschen wagen und nach Schliersee hinuntergehen, damit wir hören, wie es draußen steht; die lange Einsamkeit ist entsetzlich."

So sprach der Förster. Der gewaltige Bart fiel ihm über die Brust hinab, und in geduldiger Langmut sah er zu, wie die Minuten verstrichen, wie ihm der Hund die breiten Tatzen aufs Knie legte, wie nach und nach die Kinder in Schlummer fielen.

Noch ehe es neun Uhr schlug, ward die Lampe gelöscht, und totenstille ward es im stillen Haus.

Es mochte 3 Uhr nach Mitternacht sein, ein stechender Frost zog den Schnee zusammen; da tönte mit einmal in der Nähe des Hauses ein Schuß. Der Förster fuhr empor. Wie wäre es möglich, daß ein Menschenkind des Nachts durch diese Wüste zöge! Er horchte auf, er blickte durch das mondhelle Fenster, und siehe da, es war in der Tat eine schlanke Gestalt, die vorsichtig über den Schnee hin tastete, die Füße mit hölzernen Reifen gesichert, wie man sie im Gebirge zur Winterszeit trägt, um sich vor der Gefahr des Versinkens zu sichern.

Bald pochte es sachte unten ans Tor, und als der Förster hinabstieg, stand ein Jägerbursch von Schliersee vor ihm, der den Hut lüftete und ihm lachend entgegenrief: „Paris hat kapituliert!" Gegen Nachmittag war die Nachricht ins Dorf gelangt, und sein Herr in Schliersee wollte sich's nicht versagen, seinem eingemauerten Kollegen die kostbare Botschaft

zuzustellen. Er fragte, wer den Mut hätte, über den Spitzing emporzusteigen, und siehe da, der jüngste und leichteste war bereit, das Wagestück zu unternehmen. Gegen Mitternacht, wo der Schnee sich härtet, schlich er davon wie ein Spion, der es versucht, in eine eingeschlossene Feste zu dringen; er hörte unterwegs, wie das Eis am Spitzingsee zerbarst, wie der Frost die Tannen niederwarf; mitten durch das unheimlich-wilde Leben, durch den Totenspuk der Winternacht drang er vor, klafterhoch über der Straße, auf der er im Sommer dahinzog, bis das kleine, schlafende Försterhaus endlich in Sicht kam. Da schoß er im Jubel die Büchse ab; sein Schutzpatron, meinte er, habe ihm diesmal wohl beigestanden auf dem gefahrvollen Pfade, und solche Botschaft sei einen Freudenschuß wohl wert.

So sprach der flinke, siebzehnjährige Bursche; das blaue, feurige Auge des Försters aber erglänzte, er hatte von kämpfenden Soldaten geträumt, und nun stand der Bote des Sieges auf seiner Schwelle.

Natürlich wollte er ihn über Nacht nicht mehr von hinnen lassen, aber der Junge drängte; wenn der Tag beginnt, wird der Schnee wieder weich, die Nacht ist die rechte Zeit zu solcher Wanderschaft. Darum zog er denn fröhlich dahin; sein ferner Jodler verhallte über dem Schnee. So kam die Kunde von dem großen, deutschen Sieg in den fernsten Winkel des deutschen Vaterlandes, und auch hier fand sie leuchtende Augen, offene Arme und treue Herzen.

Am Chiemsee[1].

(1872.)

Es gab eine Zeit, wo das ganze Land, das jetzt zwischen Inn und Salzach liegt, nur eine unbegrenzte Wasserwüste war, und ein Stück aus jener Vergangenheit ist auch der Chiemsee im bayrischen Oberland. Weithingedehnt, viele Meilen im Umkreis, liegt seine Wasserfläche da; im Süden lehnt sie sich an blaue Berge, nach Norden greift sie weit hinaus in die Ebene. Die Ufer sind jetzt noch stellenweise tiefes Moor, kleinere Seen umgeben ihn auf allen Seiten, es ist das Ueberbleibsel, der letzte Tropfen, der stehen blieb aus jener neptunischen Periode.

Gottlob, daß sie vorüber ist, daß wir „aufs Trockene" gekommen sind. Nicht in die Vergangenheit, sondern in die volle, blühende Gegenwart wollen wir deshalb den Leser geleiten; es wär' eine Sünde gegen den Frühling, dessen Pulsschlag draußen pocht, der uns die Wonne lehrt, die in dem Augenblicke liegt!

Ja, wahrhaftig, das war ein Maientag, als ich mit leichtem Schritt an das Gestade hinabstieg! Der Schnellzug, der von München nach Salzburg geht, führt am Ufer des Chiemsees entlang, bald ist er hinter den Bäumen verborgen, nur der blaue Rauch wirbelt noch in der Luft, nur das dumpfe Dröhnen der Schienen hallt in der Ferne, und dann, gottlob! ist er verschwunden. Nun ist es ganz der Frühlingsmorgen und ganz die Sonntagsruhe, die da waltet. Das Dörflein, wo wir ausgestiegen, heißt Prien, mit wenigen Schritten ist man an der Kirche, wo das Volk im Feierkleide herumsteht und von den großen Fragen seines kleinen Lebens plaudert. Wir werfen einen

---

[1] Des Chiemsees gedenkt Stieler auch in seinen „Hochlandsliedern" und „Neuen Hochlandsliedern". „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)", S. 124 ff., 286 ff.

raschen Blick in das heitere, buntbewegte Bild, ehe wir hinab zum Seestrand eilen.

Die Dörfer des Chiemsees nämlich liegen nicht dicht am Ufer, zum Teil, weil der flache Strand an vielen Stellen moosig ist, und dann weil der See im Lauf der Zeiten um mehrere hundert Fuß zurückwich. Ein schlichtes Sträßlein, das munter bergauf und bergab zieht, führt von Prien hinab an das Gestade, wo einzelne Häuser stehen, die man mit dem Gesamtnamen „Stock" bezeichnet.

Der Weg beträgt kaum eine Viertelstunde. Zu beiden Seiten steht das junge Gehölz, hie und da eine Lichtung im Walde, wo sich zwischen dem braunen Laub schon die blauen Anemonen hervordrängen. Ueber den kühlen Waldgrund aber, in dem die Sonnenlichter spielen, huscht der Fink, auf dem obersten Ast der Tanne wiegt sich die Drossel leise schlagend und dann wieder regungslos, als lausche sie der Antwort. O Frühling, du Wunder der Natur, du Wunder der Menschenseele!

Begleitet vom Vogelsang, geleitet von den klugen Blumen, die hart am Wege blühen, zog ich entlang; ich konnte dem Bächlein nicht böse sein, das mir mutwillig in den Weg lief, da endlich kam das offene Gestade. Unbewegt lag der blaue Spiegel vor meinen Blicken, drüben die Berge mit ihren wunderbaren Formen und die Matten mit ihrem ersten Grün; in allen Farben war eine Zartheit, wie sie nur der Morgen, wie sie nur die Jugend kennt! Ach wie schnell kommt der Mittag!

Weit hinein in den See ragen die Pfähle des Steges, den das Eis alljährlich zertrümmert, und der sich erst mit der Sommersaison einer Erneuerung erfreut; blondlockige Kinder plätscherten im Sande, und müßig, weit herausgezogen, lag ein gewaltiger Einbaum am Strande. Der Einbaum ist die älteste und primitivste Form der Schiffe auf unseren Gebirgsseen, er ist aus einem einzigen Eichenstamm gezimmert und erreicht ein Alter von 60—70 Jahren. Fast allenthalben ist derselbe jetzt durch die modernen, koketten Kähnchen verdrängt worden, nur auf dem Chiemsee hat sich das alte Fahrzeug fast ausschließlich erhalten.

Mit mächtigem Ruck schoben wir das würdige Fuhrwerk

hinaus in die Wellen; der Fischer, der mich übersetzen wollte, griff zum Ruder, und weithin ging es über die lautlose Flut.

Ich horchte, wie sie unter jedem Einschlag rauschte, ich sah hinaus über die tiefblaue Bergeskette, die sich vom Stauffen bis zum Wendelstein vor unseren Augen erstreckte. Der Duft der Tannenwälder strömte uns entgegen, die Libelle glitt vorüber, nur selten unterbrach ein Wort die schweigsame Schönheit oder den einsamen Ruderklang.

Dennoch waren wir nicht allein. Mir gegenüber saß ein blonder, hochgewachsener Knabe, kaum vierzehn Jahre alt, mit grünem Hut, von dem die Spielhahnfeder nickte. Er hatte mich in Stock gebeten, ob er „aufsitzen" dürfe, und wie er mir nun erzählte, war er vom Königssee daheim mitten in der himmelhohen, riesigen Bergeswelt. Zwei Jahre lang hatte er in der „Fischunkel", auf einer der höchsten Almen „gehütet", jetzt war der Vater gestorben, und so mußte er auswärts sein Brot suchen. Ein Bauer in der „Grassau" hatte ihn gedungen, dorthin gingen nunmehr seine Wege.

Lange sah ich dem schönen Knaben zu, er hatte die Füße gekreuzt und die Hände im Schoß gefaltet, das lockige Haar hing ihm tief herab in die Stirne. Wie ein verstohlenes Heimweh zog es über sein Gesicht.

Es ist doch wunderbar: je weniger der Naturmensch die Worte besitzt, um sich auszusprechen, desto schlagender spricht seine ganze stumme Erscheinung. Er war die höchsten Felsengipfel gewohnt, ihm kam die Landschaft hier so weit, so aufgeschlossen vor, und seine tiefen Augen ruhten sehnsüchtig auf dem Watzmann. Am Watzmann liegt ja der Königssee, und hoch emporgetürmt über dem Königssee liegt die Fischunkel!

Das Ruder rauschte, die Libelle glitt vorüber, bald lag die Insel Herrenchiemsee, an der ich landen sollte, dicht vor meinen Augen. Sie und die „Fraueninsel" sind es, die dem Chiemsee sein charakteristisches Gepräge geben, beide trugen dereinst eine Klosterstätte, deren Gründung bis in die Frankenzeit zurückreicht.

Langsam landet das Schiff am Strande, wo riesige Buchen stehen; wir fahren tief hinein unter ihr verschlungenes Gezweig

und steigen mühelos die waldigen Stufen empor, die uns den Weg weisen.

Die Insel selber ist mächtig groß, sie umfaßt mehr als 600 Morgen, und wer sie umgehen will, hat fast eine Meile vor sich. Auf den freien Gründen steht das alte Kloster, der größte Teil indessen ist mit dunklem Tannenforst bedeckt.

Es ist ein Stück Waldeinsamkeit, das hier inmitten der blauen Flut liegt, und wenn man so durch das finstere Dickicht schweift, wo die mächtigsten Hirsche äsen, dann könnte man es fast vergessen, daß wir auf einem Eiland wandeln. Plötzlich aber lichtet sich der Wald, zwischen den Aesten schauen die Berge und die blaue Flut herein, heimliches Wogenspiel rauscht in der Ferne.

Schon wenn man der Insel entgegenfährt, noch weit vom Landen, zeigt sich dies eigentümliche Gepräge, das sich nicht ändert, sondern nur verstärkt, sobald wir in ihrem Bannkreis weilen. Dies mächtige, emporgetragene Stück Land mit seinen satten Wiesen, der schwere, finstergrüne Wald und die grauen gewaltigen Klostermauern, das alles ist so fest in sich geschlossen, das alles ist ein Bild von so entschiedenen Zügen und so voll eigener Kraft, daß die Hand des Künstlers keinen Strich hinzuzufügen hat. Und wenn die Glocken dann herübertönen aus dem alten Gemäuer, dann klingt es in ihnen nach wie die Erinnerung einer tausendjährigen Geschichte.

Es gibt Menschen, die zu einem bestimmten Berufe gleichsam geboren sind, und es gibt Gegenden, die zu einer bestimmten, kulturgeschichtlichen Mission fast notwendig bestimmt erscheinen. So geht es mit Herrenchiemsee, es mußte nach dem Geiste jener Zeit, in die seine Jugend fiel, ein Kloster werden, und eines der herrlichsten, das die deutsche Geschichte kennt.

Heute sind jene Tage längst vergangen, das Gemäuer ist halb zerbrochen, und nur der Name des Besitzers mahnt noch an das Mittelalter. Er heißt Graf Hunolstein; Grafen und Fürstensöhne waren einst die Aebte des Stifts.

In wenigen Minuten führt uns der leichtbekieste Pfad zum Schloß empor. Das ist ein riesiger Bau im Gevierte, mit langen Fensterreihen, und man vermißt es kaum, daß die Türme

der Klosterkirche seit Jahrzehnten abgebrochen sind. Sie wurden zwar nicht dem Boden, aber doch dem Dache gleichgemacht, in der geräumigen Halle aber, wo einst die Mönche im Chor saßen, zischen jetzt die gewaltigen Pfannen, deren Rauch die Wände schwärzt und deren malziger Duft durch die offene Türe dringt. Schon mit der Aufhebung des Klosters ward die Kirche ihres geistlichen Charakters entkleidet, und sähen wir nicht noch das hohe Gewölbe und die einsame Marmortafel, die in der verkalkten Wand vergessen ward, wir fänden es selbst kaum wieder, daß sie es jemals war.

Ueber der einsamen Pforte und über dem Mauerbogen, der in den Schloßhof führt, rankt sich der Pfirsichbaum empor mit blaßroten Blüten, auf sonnigem Boden wuchern die Veilchen, und unter dem Gesims hat die Schwalbe ihr Nest gebaut, in dem schon die Jungen verstohlen zwitschern. Wir blicken empor — sorglos und jauchzend wirft sie sich in die blaue Luft und ist verschwunden, bevor der Blick ihr nachgeeilt!

Ehemals war sie allein hier frei, und mancher der stillen Mönche hat ihr in Schmerzen nachgeschaut, wie sie über die Mauer flog und über die Wellen; jetzt stehen Türe und Angel offen. Der Hammer der Zeit hat sie gesprengt, und der steinerne Apostel, der dort an der Wand lehnt, ist noch der einzige Gefangene! Zerfallen wie der Hof, scheint auch das Innere des Hauses, die Treppe knarrt, wenn wir emporsteigen, ein Bibelspruch steht über der Türe, wo einst die Bibliothek des Klosters lag: kostbare Handschriften, die bis in die Zeiten der Karolinger emporreichten, Bücher mit Malereien und Edelstein, die die Arbeit eines Lebens in sich schlossen. Auf den öden Gängen hallt unser Schritt, Zelle steht an Zelle, aber alles geschlossen. Aus jedem Fenster, das sich auftut, schauen wir hinab in ein Paradies, und doch ist jedes nur ein Gitterstab von jener großen Gefangenschaft, in der das Leben hier gelegen.

Selbst der Fürstensaal ist vor dem Verfalle nicht verschont geblieben; nur die prächtig geschnitzten Eichentüren widerstanden der Zeit, aber die Decke mit ihren Bildern aus der biblischen Geschichte ist schon zerbröckelt, und in dem Parkett, das den Boden deckt, tickt ungestört der Wurm. An den Wänden sehen wir die

Standbilder der römischen Kaiser dargestellt; Nero und Caligula, Claudius und Hadrian, alle in goldener Rüstung, mit den schwulstigen Zügen der Zopfzeit. Wie sonderbar schauen sie auf uns herab, diese Cäsaren vom Chiemsee; das sind schlimme Heilige für deutsche Klosterbrüder! Hoffentlich hat sie der Prälat, der ja auch Fürst des heiligen römischen Reiches war, nicht als Kollegen, sondern nur zum warnenden Exempel hierhergepflanzt! Sie fühlen sich hier in dem einsamen Saale so überflüssig, und wenn man ihnen lange in die pausbackigen, goldenen Gesichter schaut, dann ist es fast, als müßten sie selber lachen, wie sie eigentlich hierher kommen.

Der Herr, der ihnen jetzt gebietet, ist laut Vermerk der Graf von Hunolstein; er ist Pair von Frankreich und ein gestrenger Herr, wie schon der scharfe Name kündet. Seit zwanzig Jahren verwitwet und vereinsamt, liebt er die einsame Insel nicht und bringt in Paris seine Tage hin. Recht warm waren ihm die Deutschen niemals ans Herz gewachsen, aber seit nun gar die preußischen Soldaten seine Güter zertreten, die rings um Metz liegen, blickt er noch weniger hold als sonst, und ein Bauernjunge, der mich ins Vertrauen zog, meinte gar: „Jetzt traut er sich so bald nit heim.“

Die Bestellung des Gutes, das zu den größten und schönsten im bayrischen Gebirge gehört, steht einem Verwalter zu, der im Erdgeschosse wohnt und dort zum allgemeinen Heil eine kleine Wirtschaft errichtet hat. Hier ist ein traulicher Winkel. Das große Gelaß, wo die Gäste weilen, ist nach echter Bauernweise zugerüstet, sein Inneres vereinigt alles, was zum Charakter einer „Wirtsstuben“ im Oberlande gehört. Blanke Dielen und breite Tische lachen uns entgegen, von der Decke hängt der Fuhrmannswagen und das kleine Boot mit den hölzernen Figuren, die in die Luft hineinrudern. In der Ecke aber hängt das Christusbild und in der Fensternische der Käfig mit dem zwitschernden Vogel; Geier und Hirschgeweihe schmücken die getünchte Wand. Und wo sie eine Lücke lassen, schaut ein verblichenes Bild uns an und erzählt uns eine alte Geschichte. Auch die schwarze Tafel fehlt nicht, die das Schuldbuch der Zecher ist; sie hängt hart an der Küchentür. Wenn die Kellnerin

vorübergeht, mit braunen Augen und braunem Glase, dann versieht sie es selten, dort ihre Gedanken zu fixieren, und immer wieder bekommt derjenige einen Strich, der ohnedem schon die meisten hat.

Indes nur wenige Gäste sind heute beisammen, ein paar Schiffer von Uebersee, ein Bauer von Bernau und der Postbote mit seiner blauen Mütze. Es ist ja kaum Mittagszeit, die volle Frühlingssonne fällt durch die Scheiben; in dem weißen Glase, das auf dem Tische steht, prangen Schlüsselblumen und Anemonen.

Ueber die hochgebaute Terrasse, die von alten Bäumen umschattet ist, treten wir jetzt hinaus ins Freie, auf einen Wiesenhang, der steil ans blaue Ufer hinabführt. Oben auf seiner Fläche stehen riesige Linden: Jahrhunderte alt der Stamm, und die grünen Knospen noch halb geschlossen, kaum wenige Tage alt, kaum aufgeweckt vom ersten Frühlingshauche!

Hoch steht das Gras gewachsen, die Blumen drängen sich hervor, alles hat den Schmelz, den jedes Jahr nur einmal schafft, ehe die Menschenhand ihn antastet, ehe die Sense den Fluren die erste Wunde schlägt. Auch dann noch ist sie schön, aber jene volle, ungetrübte Seligkeit des Seins, die haben nur die ersten Blumen und nur das erste Laub. Denn auch die Blätter (nicht nur die Menschen) fühlen es, wenn neben ihnen andere fallen; jetzt lebt noch alles, was ins Leben gerufen ward.

Wie tausendstimmig summt es da in den alten Linden, wie winzig sah der mächtige Mann sich an, der in ihrem Schatten saß, behaglich hingestreckt, die Brust fast in dem vollen Bart geborgen! Neben ihm lag ein mächtiger, schwarzer Fanghund, den Kopf auf die Tatzen gestützt, und lauschte. Der Alte hielt seine Sonntagsrast, er hatte ein Buch vor sich auf der hölzernen Bank, aber er mochte nicht lesen, auch er sah hinaus ins Blaue. In der kleinen Kapelle, die dicht neben dem stolzen Kloster steht, sangen sie die Vesper; wie wunderbar lag die Landschaft da in regungslosem Schweigen!

Kein Lufthauch, keine Woge, nur die Fluten des Sonnenlichtes, nur der Spiegel des weiten Sees! Dicht vor der Herren-

insel reicht ein Stück Land in den See hinein, mit dichtem Tannenwald bedeckt; es war, als wäre er hinabgewachsen bis auf den Grund der Flut, so tief war die Farbe des Wassers.

Ich ließ mich nieder am Strand und horchte, bis der letzte Glockenschlag verhallt war; die Glocke selber klang wie eine Kinderstimme. Die kleine Kapelle, die sich hinter den Bäumen versteckt, ist aus rohem Sandstein und umfaßt kaum 20 Menschen. Wie merkwürdig ist der Gegensatz; hier wo die Kirche sich einst Paläste gebaut, wo sie allmächtig war weitum im Lande, ist nun nichts mehr ihr eigen als diese kleinen Mauern; statt der silbernen Ampel nur mehr das Sonnenlicht, das durch die Fenster fällt; statt des brausenden Orgelschalls nur mehr die Kinderstimmen, die ihr ganz gehören.

Das Kloster ward etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts gegründet, als sein Stifter wird Thassilo, der trotzige Agilolfingerherzog, verehrt. Schon in frühester Zeit war es eine Stätte der Kultur, die Schule, die „der Grieche" Dobda hier errichtet, ward weit und breit von den Söhnen des fränkischen Adels besucht, aber die Schüler trugen Lanze und Schwert statt der Büchertasche und des Federstifts. Sie waren streitbare Männer wie die Mönche selber, zu deren Füßen sie saßen. Der Hunnenkrieg, der zu Beginn des zehnten Jahrhunderts über Deutschland dahinzog und fast sämtliche Klöster im bayrischen Südland in Asche warf, hat auch die stille Zelle von Herrenchiemsee (oder Herrenwörth, wie man es damals aussprach) der Erde gleich gemacht; zweihundert Jahre lag sie unbebaut und öde.

Erst 1131 erstand das Kloster wieder aus dem Schutt, und noch in der Zeit der Hohenstaufen gelangte es zur höchsten Blüte. Bald erhob es der Erzbischof von Salzburg, der die geistliche Oberhoheit führte, zum Bistum und vermehrte seinen irdischen Besitz; aber mit der Macht kam auch der Streit, der sich durch Generationen hinzog und sich erneuerte, so oft ein neuer Propst gewählt werden sollte.

Dann kamen die langen, schweren Kriege der letzten zwei Jahrhunderte; oft war das Kloster ein Asyl für die Flüchtigen,

oft mußten sie selber flüchten oder ihre Mannschaft zum kaiserlichen Heer stellen. Erst 1803 wurden Abtei und Bistum aufgehoben, weltliche Hände ergriffen das schöne Erbe, und der Kirche blieb nichts als das kleine, steinerne Gotteshaus.

So ging es mir durch den Sinn, während ich unter den Linden lag und über die Fluten schaute, wo der Himmel noch heute lacht wie einst vor tausend Jahren. Er fühlt es nicht, daß wir die Zeit in Krieg und Frieden teilen, ihm währt der Friede ewig.

Moltke und der oberbayrische Zitherspieler.

(1872.)

Es mag um Weihnachten sein, um die stille einsame Weihnachtszeit; aber dies Jahr ist sie noch stiller als sonst. Die Bursche, die früher wohl jubilierend durchs Dorf zogen, sind draußen im Kriege, das langsame Fuhrwerk des Reisenden, das sonst über die Straße zog, läßt sich heuer nicht blicken; Handel und Verkehr, Fröhlichkeit und Gesang stehen stille, denn es ist eine große, ernste Zeit.

Bis ins letzte Bauernhaus im deutschen Reich dringt die gewaltige Kunde von Sieg um Sieg; jedes einzelne abgelegene Gehöfte nimmt teil an dem, was geschehen ist.

Vor einem solchen stehen wir heute; wir finden es, wenn wir von der uralten Kreuzstraße bei Gmund feldeinwärts gehen; der Hofhund streicht knurrend um die winterliche Tür, die niederen Fenster haben heut' keine Blumen als jene, die das Eis gezeichnet.

Wir treten ein in die breite Stube, es waltet Sonntagsruhe in derselben. Die Mutter ist draußen am flackernden Herde, drinnen aber am blanken Tisch sitzt stolz-behäbig der Bauer und sieht dem Spiele der Kinder zu, die auf der Diele herumrollen. Mehrere Zeitungsblätter liegen vor dem Alten, allein sie sind alle längst gelesen, und sinnend bedenkt er es, was heute wohl die Stunde kürzen soll. Weit und breit ist der Bauer berühmt durch sein Zitherspiel, und doch, er hat es selber fast vergessen, daß das einst seine Freude war; die munteren Weisen, die schneidigklingenden Almenlieder, sie sind fast eingeschlafen in den schwülen Mühen des Sommers. Jetzt greift er wieder zur Zither in alter Gewohnheit, halb ungewiß, welche Melodien

ihm heute im Sinne liegen; denn nicht nur, daß der Bartl jede Weise kennt, er hat auch viele der besten selber geschaffen, die im Gebirge in Uebung stehen. Wenn seine Nachbarn lateinisch könnten, dann würden sie sagen, er sei ein Komponist.

Nun steht die Zither wieder vor ihm auf dem blanken Tisch, mit voller Hand schlägt er die Saiten an, und klingend tönt der liebliche Laut durch die stille Stube. Es war ein Almenlied, das ihm zuerst unter die Finger kam, dessen helle Frische ein munteres Leben in die stille Winterstube bringt. Halblaut singt unwillkürlich die Lippe mit, wenn die Hände die Zither schlagen, eine Melodie geht in die andere über, und auf diese Weise entstehen in der Regel die „Gesangln", so entsteht auch der Text der vorzüglichsten Schnaderhüpfeln. Beides webt durcheinander in verschlungener Phantasie, Wort und Klang ergänzen einander, Altes und Neues steigt auf und nieder.

Die Gedanken des Spielers sind draußen im Felde, nur die Hände sind auf der Zither, und leise summt er vor sich hin:

„Kreuz Teufel — bei — Sedan
Da hat's nit — schlecht — kracht,
Da hat der — Napolium
Feierabend — g'macht.

Den Napolium — ham s' eintan (gefangen)
Mit — all seine — Knecht',
Und jetzt kunnt i — Napolium wern (werden),
Wenn mi' d' Frau — möcht."[1]

So spielt die übermütige Phantasie des kecken Gebirgsländers mit der Weltgeschichte, aber immer kehren die Gedanken wieder in den eigenen und eigenartigen Kreis der Anschauung zurück; aus diesem Gegensatz, aus dieser lokalen Auffassung des Allgemeinen entsteht das, was wir originell heißen. Der Bauer von echtem Schrot und Korn denkt sich die Sache so, daß man

[1] Vgl. auch Stielers Gedicht „'n Napolium sein Fuhrwerk". „Ges. Ged. in oberbayrischer Mundart", S. 110.

mit der Frau einen Thron „erheiratet" so gut wie einen Bauernhof. Natürlich steckt eine halbbewußte Ironie darinnen, zu der der geniale Oberländer ohnedies viel Sinn hat, zur andern Hälfte aber herrscht eine beschauliche Bequemlichkeit, die lieber die ganze Welt in ihren eigenen, kleinen Kreis hereinnimmt und in die lokale Auffassung übersetzt, als daß sie aus diesem engen Kreise in die Welt hinaustritt.

„Ja der Napoleon — ja die Preußen" murmelt der Bauer halblaut vor sich hin, „dös is a Wunderg'schicht', wenn man's so überdenkt." Sinnend hängt er den Bildern des großen Krieges nach, vor seinem Auge sieht er die Kolonnen zum Sturm marschieren, das Machtgeheimnis, das in den „Preußen" steckt, geistert ihm unablässig im Kopf herum. Und wie der Kopf, so treiben's die Hände, er ist ins tempo di marcia geraten, und mehr und mehr entwickeln sich die strammen, schwungvollen Melodien, das kleine Instrument klingt kräftiger als sonst; der Bartl spielt heute nichts mehr als einen Marsch, den er sich eben so in Gedanken zusammengestellt. Es will ihm dünken, daß keine seiner Kompositionen noch so trefflich geraten sei, keine war ihm noch so voll aus dem Herzen gekommen, er meint, es fehle ihr gar nichts mehr als — der Name.

Das war nun freilich eine große Verlegenheit, denn zehnmal eher vermag ein Naturtalent ein Kunstwerk zu schaffen, ehe er es einmal zu benennen weiß, zehnmal steigt der Bauer auf einen Berg, ohne daß er den Namen desselben zu sagen wüßte, wenn ihn ein Fremder darum fragt.

Um der Ueberlegung zu entrinnen, begann Bartl von neuem sein jüngstes Meisterstück abzuspielen; er hatte selber eine frische, urwüchsige Freude daran, daß alles so vortrefflich klappte, daß die ganze „Geschicht" so schneidig klang.

„So hat's auch bei den Preußen geklappt, wenn sie zusammen mit den Unsrigen marschierten," sagte er zu dem Nachbar, der unterdessen eingetreten war, „der Moltke ist aber wirklich ein Prachtkerl!"

Er hielt mit der Stimme an, man sah, daß ihm ein Gedanke plötzlich durch den Kopf fuhr — wie wär's, wenn er den

Marsch als „Moltkemarsch" bezeichnen und dem großen Heerführer widmen würde?

Wer in den bayrischen Bergen wohnt, dem fehlt es nicht an Mut, und zwischen dem Gedanken und der Tat liegt dort nur eine kleine Spanne. Kurzum, der siegesstolze Bauer beschloß ohne Zaudern, sein Machwerk direkt ins Hauptquartier nach Versailles zu senden; er meinte, der hohe Herr sei ja auch ein Deutscher wie er, und es müsse ihn freuen, wenn er erführe, wie nicht bloß die bayrischen „Buben" (Soldaten) für ihn begeistert sind, sondern daß er auch daheim in den Bergen der Stolz der Alten sei. Das war der Gedankengang, mit dem Freund Bartl sein Vorhaben motivierte und seine Gewissensskrupel beiseite räumte, dann ward der Marsch auf das schönste Papier geschrieben, das beim Krämer zu erlangen war, und ging mit dem ehrfurchtsvollen Ersuchen ab, es möge Moltke das kleine Zeichen des Dankes freundlich aufnehmen und ererlauben, daß der Marsch seinen Namen trage. Auf der Poststation waren sie nicht wenig erstaunt über die vornehme Adresse, und mit verwunderter Miene sah man den Mann in Kniehosen an, der ein Paket an Moltke zum Schalter trug.

Die Zeit ging ihren ruhigen Weg, so still und eintönig, wie eben alles in den Bergen geht; wenn auch die großen Nachrichten, die dies Jahr aus Frankreich kamen, erregte Tage mit sich brachten. Bartl hatte seine kühne Tat fast vergessen; nur manchmal, wenn er in Zeitungsblättern den Namen las, fiel ihm die Erinnerung schwer aufs Herz, und er sah das strenge Gesicht des großen „Schweigers", wie er mit Achselzucken den Brief des oberbayrischen Bauern beiseite legt.

Mehrere Wochen vergingen, es war wieder Sonntag, und die Bauernstube sah aus wie damals, als wir zuerst in dieselbe eintraten. Am eichenen Tisch sitzt wieder der Vater vor den verstreuten Tagesblättern, auf der Diele die spielenden Kinder, vor dem Fenster die Eisblumen.

Bald darauf klopfte es an der Türe, und der Postbote trat herein; er hatte einen Brief zu übergeben, der anders aussah als jene, die Bartl sonst etwa zu erhalten pflegte. Ist's eine Bestellung für seine Sägmühle oder eine Lieferung von

Fichtenholz? Doch nein, der Poststempel lautete ja Versailles, und das Siegel war das, was andere Menschen „offiziell“ nennen. Bartl merkte nur, daß es „etwas Besonderes“ sei.

Und siehe, als er den Brief erbrach, da war es die Antwort — des Grafen Moltke. Trotz der ungeheuren Arbeit, die dieser vollzog oder leitete, war der liebenswürdige Mann doch selbst für die kleinsten Dienste bei der Hand; er hatte das Paket des oberbayrischen Bauern nicht achselzuckend beiseite gelegt, wie dieser meinte, sondern es in der herzlichsten und populärsten Art entgegengenommen. Er hatte es verstanden. Das Antwortschreiben des großen Heerführers lautet:

Euer Wohlgeboren

danke ich hiermit ergebenst für die Zusendung des von Ihnen komponierten hübschen Marsches, sehr gern gebe ich meine Einwilligung dazu, denselben mir zu widmen und ihm meinen Namen zu geben. Nochmals besten Dank, mit besonderer Hochachtung

Euer ergebener

Graf Moltke,

General der Infanterie und Chef des Generalstabs der Armee.

Man kann sich denken, welche grenzenlose Freude diese Zeilen im schlichten Bauernhause hervorriefen, wie die Nachbarn kamen und das Mirakel dieses Briefes bewunderten. Natürlich war er sofort unter Glas und Rahmen gebracht und an dem Ehrenplatz ganz nahe bei dem kleinen Hausaltar der Stube aufgehängt. Dort habe ich ihn selbst in Augenschein genommen, die Fremden aber, die im fernen Norden wohnen, werden vielleicht mit Teilnahme erfahren, wie das Autograph unseres Helden in das stille Haus der bayrischen Berge kam.

Die Musik in den bayrischen Bergen.

(1873.)

Wenn wir die Charakterzüge des bayrischen Südens betrachten, so tritt uns einer vor allen anderen entgegen: das ist die Vorliebe, die der Hochländer für alle Melodie hat. Der Alte, der in seiner Austragstube kauert, pfeift sich sein „Liedl“, und der kleine Enkel, der von dem hohen Berggehöft zur Schule herunterklettert, hat auch das seine. Wenn der Knecht am Abend vor dem Hause sitzt und mit hallendem Hammer die Sense dengelt, so begleitet er die schneidige Waffe mit seiner schneidigen Weise; wenn der Hüterbursch die Herde heimtreibt, tönt über die kühlen, taufeuchten Matten sein heller Jodler. In alle Arbeit klingt ein Stück Melodie hinein; während die Hände belastet sind, ist die Seele doch befreit. Man wird natürlich heutzutage ausgelacht, wenn man das alte, ehrliche Wort zitiert, daß böse Menschen keine Lieder haben, und deshalb wollen wir auch dies Kapitel beiseite lassen, aber etwas Wahres bleibt eben doch daran. Denn diese Lust zum Sang, dies leichte Finden der Melodie, ja, dies Bedürfnis nach hellen Tönen ist doch der schlagendste Ausdruck für die unbezwinglich-frische Lebenskraft, die in unserm bayrischen Hochland waltet, für den Drang nach Freiheit, der dort in allen Herzen pocht, für den Frohsinn, der sich trotz aller Mühsal erhalten hat.

Die gestrengen Herren vom Amte, die vor Zeiten gar schlimm in unseren Bergen hausten, sahen freilich mit grämlicher Miene auf die „Singerei“, ihr Streben war ja darauf gerichtet, den verwegenen Geist, der dort regierte, zu beugen, und sie witterten wohl, daß in diesen Jodlern und Almen-

liedern noch ein ganz anderes Geheimnis stecke, als das musikalische ABC. Sie fühlten mit einem Wort das schaffende Kulturelement, das in den Liedern eines Volkes liegt; sie merkten, daß das ein heimlicher Ersatz für die verpönte „Redefreiheit“ sei, und meinten, man könne unmöglich so lustig und dennoch recht brav sein!

Darum erhoben die „Gestrengen“ bald einen systematischen Krieg gegen Zither und Fiedelbogen, gegen Ländler und Schnaderhüpfel.

Noch bis zum Beginne dieses Jahrhunderts ward allen Musikanten, die nicht in dem Amtsbezirke ansässig waren, der Eintritt in denselben verboten; wer sich gleichwohl einschlich, mußte für jeden Tag fünf Kreuzer Strafe zahlen. Die Eingeborenen aber wurden wie Spitzbuben unter strenger Aufsicht gehalten und durften kein anderes Instrument berühren, als das eine, für welches sie ihr Patent besaßen; das sträfliche Tanzen, Springen und „Juchezen“ aber ward völlig untersagt. Man nannte solche Gewohnheiten im Amtsstil eine „Insolenz“.

Doch selbst in neuester Zeit ward nach diesem Systeme fortgefahren, noch vor 20 Jahren boten sich Pfarramt und Landgericht die Hand, um der kecken Singerei ein Ende zu machen. An manchen Orten, wie z. B. in Bayrisch-Zell, das als die Hochschule der Jodler galt, ist dies auch gelungen, im ganzen aber führte das Mittel nur selten zum Ziel. Es ward wohl im Wirtshaus und vor dem Kammerfenster ein wenig stiller, aber man hatte ja die weiten Berge, die grünen Almen:

„Den stockfinstern Wald,
Wo's Jodeln schön hallt.“

Und wenn auch dem Herrn Landrichter die „Trutzgesangeln“ verhaßt waren, dem Dirndl waren sie um so lieber; kurzum, die Jungen sorgten, daß es beim Alten blieb.

„Zum Dirndl auf d' Alm
Bin i oft auffi g'rennt,

Und da hat's mi' von weit scho'
Am Juchezen kennt.

Und dal i amal stirb, stirb, stirb,
Spielts mir an Landler auf,
Na' tanzt mei Seel', Seel', Seel'
Pfeilgrad in Himmel nauf."

Das populärste Instrument im Gebirge ist offenbar der — Schnabel; den hat jeder bei sich, den läßt man singen, wie er gewachsen ist. Und er macht von diesem Rechte reichlichen Gebrauch, zwanglos klingt das Lied ins Weite, die Leute lernen es nicht, es geht von selber — weil's von Herzen geht.

Die meisten lassen es denn auch bei dieser Vokalmusik bewenden, die sich vom einfachen Juhschrei bis zu den gefährlichsten Koloraturen ausdehnt; aber trotzdem haben sich doch auch alle möglichen Instrumente im bayrischen Gebirge eingeschlichen, ja, manche sind sogar die eigene Erfindung der Berge.

Wer Sonntags auf den Chor einer Dorfkirche steigt, der findet schon ein ganz respektables Orchester, in dem sich beleibte Kontrabässe und dicke Trompeten breit machen, auch ein Waldhornsolo bricht häufig aus dem Hinterhalt. Die Fiedel ist so populär geworden, daß fast in jedem Orte fünf bis sechs Personen dieselbe geläufig spielen, und Mittenwald, das braune, verwitterte Bergdorf, das unter den Felsen des Karwendels liegt, ist weit berühmt durch seine Geigenmacher. Das Holz dazu wird aus dem Gebälk der ältesten Häuser genommen, die schon über 500 Jahre stehen, an denen Kaiser Ludwig der Bayer vorüberritt, wenn er zur Bärenjagd in die Berge zog. Daß man von „Heimgeigen" spricht, wenn man jemand tüchtig abgefertigt hat, zeigt am besten, wie nahe dieser Begriff dem Bewußtsein der Leute steht, aber das eigentliche, nationale Instrument ward doch die Fiedel nie, sondern das sind Zither und Schwegelpfeife. Diese beiden sind die Träger und die leibhaftige Verkörperung all' jener heiteren Jodler, sie sind die eigentliche Hausmusik der Berge. Nur der Vollständigkeit

zuliebe soll noch die Mundharmonika genannt werden, die freilich im Range sehr zurücksteht. Eine Guitarre sieht man bei den eigentlichen Eingeborenen nur selten, das Klavier aber gucken sie vollends an wie die Wilden. „Was ist denn dös für a groß' Kanapee?" frug mich ein Tegernseer Bauer ganz erstaunt, als er zum erstenmale einen Flügel sah.

So muß sich der freundliche Leser denn wohl mit einer etwas bescheidenen Auswahl begnügen, denn in der kleinen Bauernstube, in die unser Bild uns führt, schlagen Nagelschuhe den Takt; da gibt's nur Ländlerweisen, keine Symphonien. Wem's nicht recht ist, der soll draußen bleiben, die johlenden Paare da drinnen können's auch „ohne seiner".

Das ist das echte richtige Zitherspiel, wie es der braune Kerl da treibt, das sind die richtigen Ländler, bei denen die Beine unter dem Tisch von selber unruhig werden. Schaut nur, wie ihm der Uebermut aus den Augen lacht, wie die halbgeöffneten Lippen das rechte Wort erhaschen.

„Und 's Dirndl, die draht si' gern,
Müd kunnt's halt gar nit wern,
Wenn ich fünfzehnmal möcht,
Is ihr sechzehnmal recht.

Und die richtigen Dirndln
Dös san halt die kloan (kleinen),
Die wickeln sich gar a so
Umi um oan (einen).

Und in meiner Revier
Da g'hört jeder Hirsch mein,
Und es wird mit die Dirndln
Scho auch a so sein."

Und wie keck, wie „landlerisch" klingt erst die Melodie zu diesen Weisen! Es meint wohl mancher, er hätte echte Ländler gehört, weil er einmal jener Menschenrasse in die Hände fiel, die sich Alpensänger nennen, aber die „echten" die lassen sich

nicht exportieren, die gehen auf dem Transporte zugrunde wie Alpenrosen, die man nach Berlin schickt. Selber pflücken heißt es da.

Bei den großen Festlichkeiten des Jahres, am Kirchweihtag, bei Hochzeiten und Jahrmärkten, dominiert die Geige, wenn es zum Tanzen geht, und hier schleichen sich auch schon bisweilen moderne Walzer ein, im Wirtshaus aber, an den Sonntagsnachmittagen oder in den Bauernhäusern, wenn es Feierabend ist, herrschen unumschränkt die Zither und der Ländler.

„Geh, Hansei, mach oan auf!“ heißt es von allen Seiten, wenn sich ein Kundiger im Kreis befindet, und ohne sich zu zieren, wie es Virtuosen ziemt, greift der Hansei in den Rucksack und holt sich „sei Musi“. Dann kommt mit einmal ein neuer, schneidiger Zug in das bunte Treiben, der eine fällt mit einem Trutzlied drein, der andere hat schon die Antwort auf den Lippen, und der dritte faßt die schmucke „G'sellin“[1], die eben an ihm vorübergeht, beim Mieder. Im Hui ist die rauhe Diele zum Tanzboden verwandelt. „Oan noch, oan noch,“ tönt es von allen Seiten, sowie der erste Landler zu Ende ist, und wenn dann ein tiefer Trunk geschehen, beginnt der Spektakel aufs neue, bis etwa die Saite springt und der Hansei flucht: „Herrgott-Element, eh war 's E a und jetzt is A aa a.“ (Erst war die E-Saite abgerissen und jetzt ist das A auch ab.)

Der Bauer sagt nicht leicht Zither*spielen*, viel lieber ist ihm das prägnantere Wort „Zithernschlagen“, „ein' Landler abizupfen“, „abischleifen“ und, wenn alles drunter und drüber geht, „ein' abireißen“. Noten sind nur den wenigsten bekannt — „die Hennafüß, die Schwollköpf' mag i nit.“.

Natürlich spielt die Musik auch auf den Almen eine große Rolle; der Juhschrei ist nicht bloß ein Pläsier, wie die Herren von der Stadt es meinen, sondern es ist das mächtigste Mittel, worüber die Sennerin gebietet. Dem Verirrten dient er zum Führer, er ist der Ruf nach Hilfe und das Zeichen der Freude, er ist der Telegraph in diesen einsamen, weitschichtigen Regionen, wo sich die Menschen ja viel leichter mit dem Gehör als durch

[1] Im bayrischen Hochland allgemein üblicher Ausdruck für Mädchen.

das Gesicht entdecken. Eine Sennerin, die nicht „juchezen“ kann, ist nahezu unmöglich, und selbst diejenigen, die schon der reiferen Jugend angehören, bei denen man kaum vermutet, daß sie noch so verwegen auf der Tonleiter herumklettern, sind nicht davon dispensiert. Nur wenn ein Unglück passiert ist, wenn die Mutter gestorben oder der Liebste untreu geworden ist, dann verstummt jeder Juhschrei, und alle Versuchung vermag es nicht, ihn hervorzulocken. Dieselbe Empfindung, die uns Städtern in Trauerfällen jeden lärmenden Laut verbietet, herrscht unbewußt auch dort; es ist gewissermaßen die Form der Trauer, die in den Bergen herrscht.

Zum „Unglück“ auf den Almen aber gehört auch jedes Mißgeschick, das der Herde begegnet; die Tiere sind dort oben nicht etwa Sachen, sondern Personen, jedes hat seinen Namen und seine Geschichte, und es hat mich oft die Naivität gerührt und die Klugheit gewundert, womit die Sennerinnen jedes nach seiner Eigenart behandeln. Wenn sich ein Kalb erstürzt oder dergleichen, so ist dies nicht bloß ein Schaden, sondern ein Herzenskummer, und wie sie es nicht wagen würde, nach einem solchen Unglücksjahr die Herde zur Heimkehr zu bekränzen, so wagt sie es nie, in einem solchen Sommer auch nur einen Juhschrei zu versuchen. Es steckt zu viel Lebensfreude, zu viel laute Kraft in diesem Rufe, als daß er sich für belastete Herzen schickte.

Der Juhschrei ist ein einziger, aber reichgegliederter Klang, das lange Trällern in hohen Jodeltönen nennt man „galmen“[1]. Hier wird bereits ein bestimmtes musikalisches Thema variiert, aber immer noch sind es Lieder ohne Worte. Dann erst, in dritter Reihe kommt der Almensang, der der Stimmung nicht bloß durch Melodien, sondern auch durch Worte Ausdruck leiht, bald in der schneidig-knappen Form des Schnaderhüpfels, bald in der lyrischen Weise unseres deutschen Liedes. Zu beiden Sangesweisen aber ist die Zither und Schwegelpfeife das rechte begleitende Instrument, und wer die beiden gut zu spielen weiß, der ist bei den „Dirndln“ noch einmal so hoch „geschatzt“

[1] Schallen, tönen. Dieses Verbum war (wie auch das daraus gebildete Substantiv Galm=Schall, Ton) im Mittelhochdeutschen noch gang und gäbe.

als ein stummer Geselle. Solche Lieder gibt es in zahlloser Menge: sie tauchen aus der Laune des Augenblicks hervor und fallen wieder in die Vergessenheit zurück; manche aber sind hundert Jahre alt, doch die meisten werden allezeit auf den Almen und über die Almen gesungen. Ja, die Almen mit ihrem grünen Parterre und ihren Felsenkulissen, mit ihren samtgrünen Sitzen und ihrem mächtigen Wolkenvorhang, sie stellen doch die eigentliche Bühne für das musikalische Talent unseres bayrischen Hochlandes dar. Kein anderes Haus der Welt ist so akustisch gebaut wie sie, und jeder, der da will, hat freien Eintritt, wenn auch bisweilen der Aufgang etwas unbequem ist. Ohne die Almen gäbe es schwerlich jenen fröhlichen Gesang, der jetzt ein Schmuck und ein tiefer Charakterzug des bayrischen Bergvolks ist: sie sind es, die dem Wanderer fast unbewußt das Wort aus der Seele locken und seinen Gedanken zum Ton gestalten. Wir merken es ja an uns selber, wenn wir so hoch im Blauen über den steilen Grat hinziehen und dann an einem Felsenvorsprung stille stehen und tief hinein in Berg- und Wäldermassen blicken, wie es uns da verlockt, etwas ins Weite hinauszurufen. Selbst der gemessene Philister kann es sich schwer versagen, ein ungeschlachtes Hoi—didel—dum herauszustolpern, selbst der Berliner unternimmt das Wagestück und jodelt in solchen Augenblicken — daß es „Stein' erweichen" könnte. Man kann, mit einem Wort, nicht stille sein; wie muß es denen von den Lippen fließen, denen wirklich Gesang gegeben ist!

Die Eingebornen wissen es wohl, was sie in diesem Sinne ihren Bergen schuldig sind, fast all' die schöneren Gipfel (wie z. B. Wendelstein, Watzmann und Brecherspitz) haben ihr eigenes Loblied; überall werden die Almen und der Almengesang gefeiert. Der beste Tag ist der Samstag. Das ist der wahre jour fixe für alle Konzerte, denn da steigen die Bursche, wenn es mit der Arbeit vorbei ist, hinauf, um ihr Schätzlein aufzusuchen. Der Hüterbub, die Sennerinnen aus den Nachbarhütten und das lustige Feuer sind Gesellschaft genug, um bald das Leben zur lauten Lust zu entfachen und das Bild aus der Erde herauszustampfen, das Defregger den „Ball auf der Alm" genannt hat.

„Und am Samstag, verstehst mich,
Da kimmt auch mein Bua,
Und er jodelt so fein
Und schlagt Zither dazua.“

Freilich kommt er zum großen Leid nicht immer, und gar oft, wenn er kommt, dann „m a g e r n i t“.

„Geh, mei Hansei, nimm dei Pfeifen (Schwegelpfeife),
Tu mir ebbes abaschleifen (aufspielen),
Geh, mei Hansei, wenn i dich bitt'!“
„Na, mei Gredl, heut schleif i dir nit.“

Da aber wird es selbst dem Schatz zu viel, denn in den Bergen gilt der Satz: „Unser Mutter hat uns ja nit grad für an einzigen aufzogen.“ Trotzig ruft sie dem schweigsamen Hansei die Worte nach:

„Wenn d' nit magst, so laßt es bleiben,
Plag di' nur nimmer mit 'n Auffisteigen,
Glaub nur net, daß i di' nochmal bitt,
So a Bübei — das taugt mir nit.“

Also Krieg und Friede wird musikalisch in Szene gesetzt, Festtag und Werkeltag haben ihren eigenen Klang, und wenn wir in später Abendstunde durch ein Bergdorf wandern, wenn nur mehr ein einziges Fenster am Wirtshaus erleuchtet ist, so schallt doch durchs Fenster noch eine bekannte trillernde Melodie; die letzten Zecher, die sich längst von aller Polizeistunde emanzipiert haben, sitzen hier beisammen; sie disputieren nicht mehr, sondern sie singen. Und selbst der allerletzte, der das verschlafene Haus verläßt, jodelt sich noch langsam heim und trällert seinem Gewissen einen beruhigenden Monolog:

„Vom Bürschlinger-Hansei
Wird alleweil g'redt,
Doch man redt bloß vom Saufen,
Vom Durst redt man net.“

Wie manche ausgelassene Stunde, wie manchen hellen Sommerabend hab' ich im Kreise solcher jodelnden Holzknechte verbracht am Königssee, an der Wurzelhütte, in der Kaiserklause; das dumme Zeug, das wir dazumal den Lüften anvertrauten, hat doch kein Verstand des Verständigen übertroffen.

Dann aber, als die tollen Studentenjahre verwichen waren, trat ich als ehrsamer Praktikant in irgendein Landgericht, natürlich ein solches, das zwischen hohen Bergen liegt.[1]

„Oh, ich kenne Sie schon," sprach der Chef desselben mit würdevoller Stimme, „Sie sind mir bereits vor zwei Jahren angezeigt worden wegen Absingens sehr bedenklicher Schnaderhüpfeln."

Und als die Tage wuchsen, als ich in den hohen Aktengestellen allmählich ebenso vertraut war als in den Felsen des hohen Wallbergs, da fiel mir einmal ein finsterer Bericht in die Hände, wo es leibhaftig im Gendarmenstiel geschrieben stand, daß beim —wirt eine Singerei von Holzarbeitern und andern ledigen Burschen stattgefunden habe, die fast an Ruhestörung grenzte: der Tonangeber und Rädelsführer aber war ein gewisser, der Polizei bisher ganz unbekannter — Karl Stieler.

[1] Gemeint ist natürlich Tegernsee.

Wintertage im bayrischen Hochland.

(1874.)

Nicht still und friedlich wie ein langgewohnter, legitimer Gebieter zieht der Winter ein in die Berge, sondern als Usurpator, der überall wilden Aufruhr schafft, der sich im Sturme seine Macht erobert. Es ist kein ruhiges Entschlummern der Natur, es ist ein Sterben mit aller Härte, die das Wort besitzt, tausendfaches Leben muß getötet, muß gebrochen werden, ehe er siegt, und welches Leben ergibt sich ohne Kampf?

Darin liegt das dramatische, das tragische Moment, das dieses große Schauspiel der Natur so ergreifend macht.

Fast unmittelbar, ehe der erste Schnee kommt, wird es noch einmal warm und milde, ein rauschender Föhn geht durch die Luft, die blau ist wie der Himmel des Südens. Dies Zeichen ist fast untrüglich; „morgen gibt's Schnee!" sagt der Bauer und beschleunigt sein Tagewerk.

Und er hat recht. Denn wenn wir nun morgens erwachen, dann ist der Himmel bleischwer und grau, Nebelwolken umhüllen die Gipfel der Berge, und schauerlich schwarz sind unter ihrem Druck die breiten Tannenwälder, die den See umsäumen. Ein eisiger Hauch zieht über das düstere Bild; aber noch ist alles stumm und regungslos — noch eine Stunde lang — noch wenige Minuten, dann wachen die Lebenskräfte auf, die in dieser Düsternis verborgen sind — der Kampf beginnt.

Wie mit rasendem Stoße bricht der Sturmwind hervor aus dieser finsteren Umwölkung, dort ist die Werkstatt der grollenden Geister; das heult und jauchzt über den See herüber, daß die Wogen mit weißen Kämmen sich bäumen, daß es am hellen Tage dunkel wird. Und nun fängt es auf einmal zu schneien an, die brütende Stille und der brausende Sturm

sind aufgelöst in ein tausendfältiges, flockiges Gewirr, — der Schnee, unermeßlicher Schnee beginnt.

Stunde um Stunde, Tag und Nacht, ohne Ende und Unterlaß sinken die weißen Massen, schon am nächsten Morgen ist kein Pfad mehr sichtbar, und so geht es weiter; wie die Flut bei Ueberschwemmungen steigt und wächst, wächst der Schnee über der armen Erde; die Bäume brechen, die Dächer stöhnen und können ihn nicht mehr tragen.

Der Mensch aber sitzt schlaflos in seiner Kammer und lauscht dem Sturm; wie mag es jetzt erst brausen auf dem Meer? Das ist derselbe Nord, der gestern noch die Wogen des Ozeans emporgetürmt, und heute jauchzt er um die Felsenzacken der Berge und legt in ihren verborgenen Klüften die Grüße und das Geheimnis des Meeres nieder.

Eine volle Woche lang wütet dieser Kampf der Elemente; immer neuer Schnee, immer neuer Sturm; haushoch steigen die weißen Mauern, und die niedere, bleierne Luft lastet darauf wie der Deckel auf einem ungeheuren Sarge. Wird es nochmals gelingen, ihn zu sprengen oder zu lüften? Nein! heult der Sturm, der über die weiße Fläche jagt und mit Riesengewalt den Deckel niederhält, bis das zuckende, sträubende Leben, das drunten im Schnee sich regt, verhaucht ist. All' dies leise Wimmern und Stöhnen wird von seinem Geheul übertönt; Hekatomben müssen zugrunde gehen, ehe der Winter in den Bergen siegt.

So kommt der siebente Tag, daß es ohne Unterlaß schneit und stürmt; da endlich tritt die Ruhe ein, der Wind verstummt, der Himmel, der so niedrig war, daß man sich unter ihm schier bücken möchte, beginnt sich wieder hoch und luftig zu wölben — das erste Blau, die erste Sonne glänzt; aber drunten liegt eine stumme, schneebegrabene Welt!

Es ist vollbracht! Der Winter hat seine Herrschaft erobert, und nun ist sie sein eigen; schweigend trägt die Natur sein Joch, in stummer Ergebenheit fügen sich ihre Geschöpfe seiner grausamen Macht über Leben und Tod.

So zieht der Winter ein in die Berge.

Erst jetzt tritt auch der Mensch vor seine Tür und sucht

sich wieder den Weg ins Freie; denn während jener Sturmeswoche sah die Welt wie entvölkert aus, tagelang sah man niemand auf der pfadlosen Straße, der Bauer schloß sich in sein Gehöfte ein, wo die Weiber in der Stube spannen und die Männer auf der Tenne droschen, daß der Wind den einförmigen Taktschlag über den See trug. Jetzt aber gilt es vor allem, wieder den Weg zu bahnen; groß und klein, alt und jung geht an die Arbeit, und als könnt' es nicht anders sein, legt' ich die Feder weg und griff zur Schaufel wie die Nachbarn mit ihren Dirnen und Knechten.

Die erste und schwerste Arbeit muß der Schneepflug tun, der mit acht, oft mit zwölf Pferden bespannt ist; bisweilen kommt es auch vor, daß zwanzig bis dreißig der stärksten Rosse zusammengetrieben werden, die nun bis an die Brust den Schnee durchwaten müssen und so eine Bahn ausstampfen, die dann erweitert und verbessert wird.

Ununterbrochen ist nun der Himmel klar und blau, kein Schnee fällt mehr, denn der härteste Frost beginnt, und so ist in einigen Tagen wenigstens die Bahn zwischen den nächsten Dörfern, die eine Stunde weit im Umkreis liegen, fertig. Der Bauer aber steht unter der Tür und reibt sich lachend die Hände: „Heut is kalt, dös is g'scheid; da friert's meine Knecht' recht, wenn s' nit arbeiten mögen."

Mitten in diese Zeit fällt ein Fest, dem ich niemals anzuwohnen versäume, und das zu den originellsten im bayrischen Hochland gehört; das ist der Jahrtag der Holzknechte in Dorf Kreuth.[1]

Im langen Zuge durch den tiefgegrabenen Schnee, mit den lustigen Musikanten voran, steigen die Festgenossen zu dem kleinen, beschaulichen Kirchlein hinan. Graue, uralte Männer, die vor sechzig Jahren das kühne Handwerk begonnen haben, gehen bei demselben mit oder nehmen wenigstens an der kirchlichen Feier Anteil, mit welcher das Fest eröffnet wird. In dem solennen Hochamt, das der Herr Pfarrer absingt, wird zuletzt der Genossen gedacht, die im vergangenen Jahre verunglückt

[1] Ueber diesen Jahrtag, den sogen. „Dintzeltag" berichtet Stieler auch in seinem Aufsatz „Ueber den Volkscharakter im bayrischen Hochland", S. 24 dieses Buches.

sind; dann erst beten die Lebendigen, daß es ihnen nicht desgleichen ergehe.

Den Vorsitz bei dem festlichen Mahle führen die „Herren vom Forstamt“, die aus der ganzen Umgegend an diesem Tage zusammenkommen. Ihre Uniform ist die graue Joppe, ihre Dienstmütze ist oft nur der grüne Hut mit dem Gemsbart; ihnen gebührt die Repräsentation beim Feste. Im ganzen kann man nicht behaupten, daß diese Behörde den Gebirgsbewohnern gerade sympathisch ist, weil sie den Wald zu geschäftsmäßig und die Wildschützen zu gebieterisch traktiert; für die Holzknechte aber, deren Oberbehörde das Forstamt bildet, ist eine größere Verehrung derselben unvermeidlich. Diese müssen wenigstens offiziell dafür schwärmen, ähnlich wie die Soldaten für ihren Hauptmann.

In der Auswahl der Gäste verfährt man sehr liberal, denn es ist jedermann unbenommen, seine bessere Hälfte (worunter nicht bloß die Ehehälfte begriffen wird) mitzubringen. Zwischen dem Gang des Mahles kommt ein Tanz, und wenn das Mahl zu Ende geht, kommen die Toaste. Wie gegen Abend jedes Fieber zunimmt, so auch das Festfieber, d. h. jene erregte Jubelstimmung, die alle gewöhnlichen Naturen bei außergewöhnlicher Gelegenheit ergreift. Die Holzknechte sind ohnedem gar feurige Seelen, und wenn auch kein Oel, so wird doch ohne Unterlaß Bier und Branntwein ins Feuer gegossen.

Zahllose Trutzlieder, in welchen sich die Gegner Injurien entgegenjodeln, erklingen.

Nach dem Gebetläuten wird das Gedränge in dem kleinen Saal immer dichter, ein gewisses Geräusch geht durch die Reihen, man fühlt, daß ein Ereignis sich vorbereitet. Worin dies besteht, werden wir baldigst inne, denn mit einemmal verfinstert sich die Luft, und an der Wand gewahren wir ein buntes Transparent, auf dem die Holzknechte Gott und ihren Vorgesetzten Dank sagen.

Auf oberbayrisch gebietet einer der Anwesenden: „Silentium!“ und nachdem dasselbe insoweit eingetreten, als es überhaupt herstellbar ist, hält derselbe eine vortreffliche Anrede, die als Kommentar zu dem beleuchteten Motto dient.

Der Redner aber war ein Bauer in der Nähe von Kreuth, Joseph Glockner mit Namen; bei den Seinen heißt er nur der Pointer-Sepp, und sein Verstand hat einen weitverbreiteten Ruf.

Alles horchte, und als die offiziellen Ehren erwiesen waren, da erklärte er mit lauter, fast erregter Stimme, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, und begann zu sprechen von dem großen, geeinigten Vaterland, dessen man auch im letzten Winkel der Berge gedenken, dem auch der letzte Mann dahier mit vollem Herzen gehören solle. Und dann erhob er den schweren steinernen Krug und brachte ein Hoch aus auf das deutsche Reich!

Ich habe manche erschütternde Szene gesehen in jenen großen Tagen, da die Würfel um Sein und Nichtsein uns fielen, da das Gefühl des einzelnen getragen war vom Gefühl der Millionen; aber ich weiß es wahrlich nicht, ob einer dieser Augenblicke ergreifender war als der, den wir hier erlebten. Mitten in dieser Wildnis, in diesem meilenweiten Grab von Schnee, unter diesen rauhen, riesigen Gestalten taucht der eine große Gedanke empor, der aus den Wogen der Nordsee rauscht, in dem sich die vierzig Millionen zusammenfanden.

Die Musik begann zu spielen; aber kein Jodler war es diesmal, es war die „Wacht am Rhein", und die wilden Burschen in Kreuth im grünen Hut und groben Nagelschuhen, die damals über den Rhein gezogen, sangen sie mit, daß die Scheiben bebten. Draußen über dem Schnee glitzern die Sterne, silbern glimmt der Mond über den Bergen: „Hoch, hoch!" und noch einmal „hoch!" klang es hinaus in die Winternacht.[1]

„Der Schlitten geht — der Weg ist auf!" das ist die Losung, die nun jauchzend weit und breit erschallt, und auch die Honoratioren des Ortes waren darauf bedacht, das freudige Ereignis festlich zu begehen. Eine große Schlittenfahrt nach Kreuth schien auch ihnen das Beste.

Beim Abendtrunk in beschaulicher Stille, wo's 20 Grad Reaumur in der Stube hat, da ist der rechte Ort, um solche Gedanken auszubrüten; um Mitternacht ist der Plan gereift, und die Frauen geben gerne ihren Konsens, denn wenn sie auch sonst vom „Recht" nichts wissen wollen, so ist doch das

[1] Vgl. S. 24 dieses Buches.

Schlittenrecht ein schöner Brauch. Nur für die Beschaffung des nötigen Fahrzeugs war jetzt noch zu sorgen!

„O ja, dös geht gut," sprach der erste Kutscher, an den wir uns wendeten, ob er uns fahren wolle, „aber Ross' hab' i halt keine, die sind auf acht Tage lang draußen im Holz." So gingen wir zum zweiten. „O ja," sprach der, „dös laßt sich schon machen, aber kein Schlitten hab' ich halt, der is mir schon seit 15 Jahr derbrochen."

Das Schicksal schien sich verschworen zu haben wider uns, doch „Honoratioren" ergeben sich dem Schicksal nicht so schnell, und was der erste oder zweite nicht hat, das kann ja wohl der dritte bringen.

Der saß behäbig und breit hinterm eichenen Tisch, als wir zu ihm in die glühende Stube traten. „Was wollts?" rief er im drohenden Baß, ohne die Hand zu regen.

„Fahren wollen wir," ward mit künstlicher Energie erwidert, und vorsorglich setzten wir gleich hinzu: „Sind d' Ross' daheim?"

„Freili," sprach der andere im Baß, „wo soll'n s' denn sein?"

„Hast nachher an Schlitten auch?"

„Freili, droben steht er in der Schupfen."

Wir atmeten leichter — doch als wir nun ganz ehrerbietig ersuchten, uns doch den Schlitten bis übermorgen um zwei vors Haus zu schicken, da rückte er unwirsch auf der Bank umher und murrte: „Ja — schicken — aber Knecht hab' i kein, der Spitzbua is mir am Montag auf und davon, und selber fahr i nit aus, denn mir is z' kalt."

„So, so," sprach ich mit schmerzlichem Humor, „na' wird's schon mit dera Sach so sein, daß 's nix is," und nun begann von neuem die Wanderschaft.

Nur mit der größten Mühe und den verwegensten Kombinationen gelang es endlich doch, daß bis übermorgen wirklich das Fahrzeug für die ganze Gesellschaft bereit stand, zehn bis fünfzehn lustige Schlitten, alle mit klingenden Schellen geschmückt und mit dichter Wilddecke überhangen.

Es ist merkwürdig, welch ungeheuren Unterschied zwei bis

drei Stunden Entfernung machen, wenn man im Winter hinein ins Innere der Berge fährt; mit jedem Meilensteine steigt der Schnee. Wenn er heraußen im Tale von Tegernsee fünf Fuß mißt, so sind's in Kreuth schon sieben und in der Kaiserklause zehn. So scheint der Schnee mit jedem Schritte vor unseren Augen zu wachsen, und in dieser Steigerung der friedlichen Winterruhe bis zur wilden, verzweifelten Verschneitheit liegt der Reiz und die Spannung einer solchen Fahrt.

Geraume Zeit ging's noch so ziemlich gut, wir jagten über die Höhe des Reitrain dahin, nur wenn uns ein Fuhrwerk entgegenkam, gab es besorgte Gesichter. Schon von weitem lugten immer die Knechte vor, ob sich nichts sehen oder hören ließ; denn mit dem Ausweichen hat es schlechte Wege, wo kaum für einen Weg genug ist; und jeder, der da kommt, gilt als ein Feind. Am schlimmsten aber ist es, wo's um die scharfen Ecken geht!

„Höh!“ schreit der vorderste der Kutscher ins Leere hinaus, als wir an eine solche Reibe kamen, und zog die Zügel an, „kimmt einer ums Eck?“

„Kreuzteufelelement!“ erscholl es von drüben zurück, „is schon einer da.“ Und im nächsten Augenblicke werden auch die Pferde der schweren Holzfracht sichtbar, die uns entgegenkam; das war eine schöne Geschichte! Zur Rechten und Linken Mauern von Schnee, die den höchsten Mann noch zwei Fuß hoch überragen, nun heißt's aussteigen, ausspannen, heben und tragen. Wohl eine gute Viertelstunde vergeht, bis das Hindernis überwunden ist, und eine zweite Viertelstunde gilt es, im ausgeschaufelten Schnee zu warten, denn „'s kimmt noch einer nach“. Der erste aber fährt seines Weges von dannen, sich mit demselben Gruße verabschiedend, mit dem er uns empfangen: „Kreuzteufelelement!“

Nun wird der Weg immer stiller, immer tiefer an der Dachrinne der niedrigen Häuser hängt das Eis in Riesenkristallen herab, nur eine schmale Bahn führt von der Tür heraus an die Straße, und alles, was daneben liegt, ist unerreichbar für jeden Schritt, für jede Hand.

Aber auch die ganze Plastik der Landschaft hat sich ge-

ändert, man kennt selbst mit dem schärfsten Blick kaum mehr die alte Scholle wieder, über die man hundertmal im Sommer ging; die Tiefe ist gefüllt und die Höhe geebnet, denn der Winter in den Bergen ist nicht der Friede, sondern eine ungeheure Revolution, und auch ihre furchtbare Losung heißt: égalité!

Dort läuft ein hoher Tannenzaun längs des fürstlichen Parkes hin, aber kaum die äußersten Spitzen ragen mehr hervor, der plebejische Wegweiser steckt bis an den Hals im Schnee, und morgen ist vielleicht auch die Inschrift verweht; an den Sträuchern sieht man weder Zweig noch Spitze, die Bäume haben keine Stämme mehr. Wie soll man dies furchtbare Walten bezeichnen?

Es ist ein Kampf zwischen Form und Masse, und die Masse hat gesiegt; sie hat mit ihrer unbezwinglichen Wucht alle Form überwältigt, gedeckt, verschlungen. Das ist der Grundcharakter, den uns die Winterlandschaft in den Bergen zeigt, dann aber, wenn dies geschehen und das ungeheure Grab vollendet ist, dann kommt der brausende Wind und beginnt aufs neue zu formen und spielend zu gestalten. So entstehen jene bizarren Linien; ganze Höhenzüge von Schnee, die die Oberfläche durchkreuzen, ohne sich um die Form des Bodens zu kümmern, der darunter liegt!

Aus silbernem Staube trug sie der Sturm zusammen, wohl fünfzig Fuß tief geht's hier hinunter, ehe man auf warme Erde trifft, und erst der Osterwind wird lösen, was der Weihnachtswind hier auffügte. Aber auch die Straße selbst wird immer enger, fast war der Jubelruf zu früh: „Der Weg ist offen." Von den zweispännigen Schlitten muß man das eine Pferd ausschirren, das hinterher trabt auf der schmalen Bahn; halb erfroren, eins nach dem andern, kommen uns die Schulkinder entgegen, die eine Stunde weit nach den verstreuten Höfen zu gehen haben. Früh morgens, wenn es dämmert, gehen sie fort von Hause und bleiben über Mittag beim Wirt, der ihnen Brot und eine warme Stube gibt, dann geht die Schule wieder an, und bis sie nach Hause kommen, ist es wieder Dämmerung oder Nacht.

Jetzt nahen wir uns dem Ziel; schon tut sich der dunkle Talkessel auf, in dem das Wildbad Kreuth gelegen ist, die langen Kurgebäude, das kleine Kirchlein und das alte Wirtshaus daneben, das schon zu den Zeiten der Tegernseer Mönche bestand. Aber wie anders ist jetzt dies Bild, wer erkennt es wieder? Auf dem großen Platze, wo noch vor wenig Monden hunderte von vornehmen Gästen sich tummelten, liegt klaftertief der Schnee, daß ihn die Mauern kaum mehr tragen; die langen Fensterreihen geschlossen, die Schwelle vereist, alles zu, alles stumm! Das sind keine Wege mehr, die hier an die Terrasse führen, das sind Minen, die durch den Schnee gegraben sind, und der Durchzug durch dieselben muß erobert werden.

Unter der Tür aber stand des Hausknecht, hemdärmelig wie im Sommer, und sah auf dem Thermometer nach, ob's wirklich 16 Grad Kälte hatte. Das war der rechte Mann für solche eisige Einsamkeit, von einem Optimismus beseelt, um den ihn manche Philosophen beneiden dürften, denn als wir ihm zu dem vielen Schnee gewissermaßen kondolierten, da sprach er gelassen: „Oh mei', dös is ja noch gar nit der Müh' wert! Solang er nit weiter geht, als bis ins Hochparterre, da lassen ma's uns schon g'fallen, wenn er nur nit in ersten Stock naufsteigt wie vor zwei Jahr."

Auch drinnen in den Gängen des ungeheuren Hauses war alles stumm und tot; es war jene kalte Leere, die nicht das warme Feuer allein, sondern die nur der warme Menschenodem hinweg bannt. Die Menschen waren fort, das Gefühl der Bewohnung fehlte, und es dauerte wohl eine Weile, bis wir's uns in dem kleinen Saale zurecht gemacht, denn niemand will zuerst in solcher Stille laut und lustig sein.

Aber wie ein wuchtiger, großer Ofen, so wird auch eine große Gesellschaft nur langsam warm, dann aber hält's lange nach. Es wurde dunkel, und die mächtigen Leuchter brannten, drunten in der Monstreküche fing es zu brodeln und schmoren an, und droben spielten die Musikanten, die wir mitgebracht, daß die Ländler mit ihrem schneidigen Zug widerhallten. Nun war es warm, die dampfende Bowle kam, und die Gläser klirrten, wir fühlten uns so daheim im eigenen Kreise, daß wir

uns kaum mehr dessen bewußt waren, wo wir eigentlich weilten, daß rings um uns eine undurchdringliche, verschneite Wüste lag.

Im Erdgeschoß war die Bauernstube, da saßen die Kutscher mit etlichen Jägern zusammen und taten sich gütlich beim braunen Glas; der Ofen sprühte, und einzelne Gruppen waren munkelnd zu einander gerückt. So tief liegt drin „in der Au“ der Schnee, daß die Jäger fast dicht an der Straße zwei schwere Hirsche fanden, die eingeschneit da stecken blieben; nur der Kopf mit dem Geweih sah noch über den Schnee, man hätte sie mit der Hand berühren können, wenn man sich Bahn in ihre Nähe brach. So erzählte der Jäger.

Muß doch ein wenig hinunter sehen, dacht' ich mir in der Stille, ob nichts passiert, denn in der Kutscherstube waltet bisweilen ein böser Dämon, den man zwar nicht in guter Gesellschaft nennen soll, aber der Hausknecht nahm ihn ungescheut auf die Lippen und sprach: „Haha, Sie schaug'n nach, daß keiner an Rausch kriegt!“ Und als ich eintrat in die rauchige Stube, ward das Gespräch mit einmal stumm, die Köpfe, die man erst wispernd zusammengesteckt, ordnen sich wieder in Reih' und Glied; das ist kein gutes Zeichen, wenn der Bauer so plötzlich schweigt.

„Was habts denn wieder für'n Disputat miteinander g'habt, daß er gar so schnell aus is?“ fragte ich den nächsten am Tisch; der aber sah mich lachend an und erwiderte: „Ah mei', vom Heimfahrn hab'n wir g'redt, wer wohl zum ersten umschmeißt? Ohne dös werd's nit abgehen.“ Dies Monitorium war deutlich genug und ward verstanden, als ich es den Damen droben überbrachte; man mußte endlich der Heimkehr gedenken. Noch einmal füllten sich die dampfenden Gläser zum Trunk; es war der letzte Moment, und mit pochendem Herzen erhob sich der Cicero in unserer Mitte und begann den Toast zu sprechen, dessen Ingredienzien er seit zwei Stunden im heimlichen Busen durcheinandergeschüttelt. „Ah, der Herr Apotheker!“ scholl es von allen Seiten, und zaudernd wie die klaren Tropfen vom Rand der Phiole fielen die Worte vom Rand seiner Lippen — eins, noch eins, und wieder eins, jetzt stockt er schon, der Angst-

schweiß steht ihm auf der Stirn, wer wird ihn retten? Aber Gott verläßt die Seinen nicht!

„Eing'spannt is!" ruft der Hausknecht zur Tür herein. „Hoch — hoch!" und durch den glitzernden Schnee fährt der Schlitten vors Tor. Unser kleines Gefährt war das erste; nur rasch hinein, zum langen Abschiednehmen ist keine Zeit, der Schimmel scharrt und die Schellen klingeln, so geht's hinaus in die funkelnde Winternacht.

Winternacht — wie wächst dies enge Wort, wenn Aug' und Ohr nun ins Weite späht; wie dehnt und wölbt es sich vor unseren Blicken! Nun ist es nicht mehr eng wie in den schmalen Straßen der Stadt, oder im traulichen Stüblein; die Winternacht in den freien Bergen ist weit und riesenhaft, ist tief erschütternd.

Höher noch als bei lauer Luft spannt sich das Gewölbe zu unseren Häupten, es ist jenes Nachtblau des Himmels, für das die Sprache kein Wort hat; das Licht der Sterne, das sonst so friedlich ist, hat sich gesteigert zum wilden Gefunkel; das zuckt und zittert und blitzt in den unergründlichen Höhen, daß uns ein leiser Schauer durchs tiefste Herz geht. Es ist der Schauer, den die Ahnung der Ferne und ihres geheimen Lebens erweckt.

Drunten aber auf der Erde liegt Schnee, nicht die leichte flockige Hülle, wie wir sie sonst gesehen, sondern jene Riesenlast, unter deren Druck die Länder stöhnen!

Jetzt kommt der Mond hinter den Bergen vor und rückt die langen Schatten fort, die über dem Wege lagen; alles ringsum wird mit einem Male offen und licht, ein neuer, zauberhafter Wandel ist geschehen.

Die Sternennacht ist heilig und ernst, aber die Mondnacht ist hold und milde, und etwas von diesem milderen Hauche (den freilich nur die Seele fühlt) bleibt ihr auch dann noch, wenn alles Leben rings im Frost erstarb.

Bilder von feenhafter Pracht umgeben uns jetzt. Der Weg führt durch den Wald, aber das ist kein Wald mehr, das ist ein meilenweiter, kristallner Palast mit flimmernden Säulen, von einem Stamm zum andern, von Zweig zu Zweige führt der Schnee seine weißen Gehänge, jeder Ast wird zum mächtigen

Bogen; jede Ranke ist mit Silber umhüllt. Weit hinein schweift der Blick in dies flimmernde, phantastische Gewirr zwischen den Zweigen hindurch und an den Stämmen empor, man sieht die zaghafte Spur des Wildes im Schnee, ein leiser Schrei hallt aus dem fernen Dickicht — das ist nicht Wahrheit mehr, das ist ein Märchen.

Und jetzt geht's hinaus über die Brücke, wo der Wildbach aus den Bergen kommt und das glänzende Tal sich auftut; zur Linken der Weg an den Achensee, zur Rechten die Langenau. Da liegt das zerklüftete Bett des Baches, aber der Bach ist stumm, nicht mehr der Wald, sondern Wäldermassen steigen vor uns empor und über ihnen mit felsigem Gipfel die Berge. Aber auch sie, die Gewaltigen, teilen das Los der ärmsten Ranke, auch sie sind verschneit und begraben, auch sie zum stummen Erdulden verurteilt. Und doch, wie ganz anders tragen sie die große Not der Winternacht — der zitternde Ast zerbricht, die riesige Tanne stöhnt und beugt sich, sie aber stehen unwandelbar in ihrer Majestät; was ist für die Jahrtausende ihres Lebens der bange Augenblick, den die Menschen Winter nennen? In solcher Stunde geht das Gewaltige der Bergeswelt uns auf, nie hab' ich sie so urmächtig gesehen, es ist, als wären die steinernen Glieder gewachsen; markig und scharf tritt jede Flanke hervor, sieghaft und still schaut ihre gefurchte Stirn empor in die Sternennacht, in die Ewigkeit.

Da zuckt das Pferd und bäumt sich mit scheuem Sprung, daß ich ihm wild in die Zügel fuhr, aber es war nur ein blinder Schreck; über den Schnee huscht es leise dahin, mit langem Schatten, es war ein Fuchs, der aus dem Dickicht zu den Gehöften schleicht. Er allein gleitet sacht über die eisige Fläche, in der das edelste Wild versinkt.

In den Gehöften aber, wo wir vorüberfuhren, war alles still, sieben Fuß hoch lag der Schnee auf den Dächern, und unten sah er zum Fenster hinein, nur wie ein schmaler Streifen erschien die braune, hölzerne Wand mit ihren Lauben, wo sonst die Nelken blühen. Die Nelken sind fort, und die Lauben sind stumm, selbst dem geschwätzigen Brunnen im Hof blieb das Wort in der Kehle stecken.

Es ist das Dorf Kreuth, durch das wir jetzt fahren, seine Häuser liegen weit verstreut am Fuße der Berge, und auf ihr stilles Dach schaut das Kirchlein herab mit seinem schlanken, spitzigen Turm. Nur im Wirtshaus, das breit und behäbig auf seinem Platze steht, alle anderen um Hauptes länge überragend, haben sie noch Licht, drunten in der großen Stube sitzen die letzten Zecher und jodeln ihre alten Weisen, daß es bis herauf auf die Straße klingt:

„Holderi, ju — juchhe,
Aber jetzt schneibt's an Schnee!"

„Jetzt trinkts amal aus und machts, daß weiter kommts," ruft ihnen die Kellnerin zu, „sehts nit, daß der Wirt schon schlaft auf der Ofenbank, und daß 's Faßl schon leer ist? Wann die Maß aus is, na' kriegt keiner kein Tropfen mehr." Aber die übermütigen Burschen macht das nicht irre, sie jodeln nur um so lustiger darauf los, daß es heraushallt durch die Tür, bis die klingenden Schellen des Schlittens den Gesang übertönen und wieder die einsame Mondnacht waltet. Kein lebendes Wesen, kein fremder Laut kommt uns entgegen, nur die weiße Halde glitzert, als wären tausend Diamanten darauf verstreut, nur die Berge, an deren Fuß die Straße entlang zieht, grüßen schweigend herab. Wie anders sieht die Landschaft jetzt sich an als vor wenigen Stunden, am Tage; da lag die Gewalt ihres Anblicks in den kolossalen Massen, in dem Gefühl der Schwere, die sie trug, jetzt aber ist alles umflossen von jenem leichten Duft, den das Mondlicht verbreitet; die Härte der Formen wird weich, und alle Körper sind ihrer Schwere entlastet. Darin allein liegt wohl das Geheimnis für jenen seltsamen Zauber, den jede Mondnacht auf die Seele übt, darum geht selbst der müdeste Schritt jetzt leichter dahin; darum fliegt das Gefährt mit doppelter Schnelle.

Tief zur Rechten und Linken liegen einsame Weiler, ab und zu wohl auch ein Einödhof, dann kommt ein niederes Haus an der Straße. Dort brennt noch Licht in der oberen Kammer, und doch ist Mitternacht schon lange vorbei — es ist eine junge

Mutter, die bei ihrem kranken Kinde wacht, und Mutterliebe zählt ja nicht die Stunden. Sie hört den Schlitten klingeln und schaut hinaus mit verweinten Augen. Aber nein, das sind sorglose Menschen, sie hört ihr Lachen, der Schlitten fliegt, sein Geläute klingt ferner und ferner — dann ist's wieder still in der Kammer, und leise wimmert das schlaflose Kind.

Wie eine wilde Jagd ging's jetzt dahin, mir aber war seltsam zumute; bald kamen wir heraus ans Ufer des Sees, über den der Nebel in feinen Streifen zog, im welken Schilfe hört' ich es knistern, der morsche Kahn, der am Ufer lag, war mit silbernem Reif überzogen.

Da hielt der Schlitten plötzlich still, das dampfende Pferd biß knirschend die Stange, wir waren daheim.

* * *

Es war der letzte Tag am Tegernsee; nur kurze Zeit, dann schlägt auch uns die Stunde der Rückkehr, und das Leben der großen Stadt mit seiner rauschenden Pracht spült diese stillen Erinnerungen hinweg. Dann kommt der glänzende Saal mit tausend drängenden Gestalten, unmerkbar wandelt sich der Mensch und sein Gedankenkreis; überall stürmt Schaffen und Forschen auf uns ein, überall wogt der Kampf um die großen Fragen der Zeit. Ein vergeistigtes Sein beginnt.

Aber dennoch wird mir's nicht leid um diese bangen, einsamen Wintertage, denn das große Ringen fürs Ganze begreift doch nur der, der es gelernt hat, der Einsamkeit ihre leisen Regungen abzulauschen. Lebt wohl, verschneite Berge!

Auf der Alm.

(1875.)

Alle Volksstämme, die sich selbst in einer Art von Naturleben erhalten haben, stehen auch der Tierwelt mit einer gewissen Vertraulichkeit gegenüber. Ganz besonders aber tritt uns dieser beschauliche Zug im Charakter des oberbayrischen Bergvolks entgegen, in einem Lande, wo der Ackerbau nur wenig Boden hat, und wo Viehzucht und Hirtenleben seit einem Jahrtausend blühen. Unwillkürlich ist dort das Tier aus dem Kreise des Sachlichen herausgetreten und gewann vor den Augen des Menschen eine Art von Persönlichkeit, von Individualität; mit jener feinen Beobachtungsgabe, die das Erbgut unseres Hochlandes ist, sah der Bauer auch in das Tierleben hinein und lauschte ihm seine feinsten Züge ab.

Für die gemütvolle Beziehung, worin der Bergbewohner zur Tierwelt steht, spricht schon die Bauart des oberbayrischen Hauses. Denn da Stall und Wohnraum unter einem Dache liegen, so sind auch die Insassen des Stalles Hausgenossen im wörtlichsten Sinne, und nach diesem Sinne werden sie denn auch behandelt. Zum Stalle geht morgens der erste Gang, und den Stall zu versorgen ist am Abend die wichtigste Arbeit; jedes „freudige Ereignis", das sich dort vollzieht, wird in der Tat als Familienereignis begrüßt. An der Pforte des Stalles prangt in der Regel das Bildnis des heiligen Leonhard, und am Dreikönigstage werden die Buchstaben der Weisen aus dem Morgenland dort angekreidet (+ C + M + B), dann ist man sicher vor Hexen und Druden und allerlei Ungemach. „Fehlt was beim Viech", d. h. wird eines der Tiere krank, so macht sich alsbald der Bauer auf den Weg und läuft fünf bis sechs Stunden

weit, um einen Sachverständigen zu holen (der aber selten der legale Tierarzt ist); da ist kein Pfad zu weit, und mitten in der Nacht steht er auf und horcht, wie es dem braunen Patienten geht. Bei Sohn und Tochter hätte es wohl eher Zeit bis zum anderen Morgen.

So sehen wir, wie die Tierwelt nach allen Seiten hineinragt in das Leben der Berge, in seine Freuden und Sorgen, in seine Sitten und Bräuche; an ihr übt der Bauer den feinen, beobachtenden Sinn, aus ihr nimmt er Bild und Sage, Vergleich und Scherz. Kurzum, nicht bloß sein äußeres Leben und sein Interesse, auch sein Gemütsleben steht mit der Tierwelt, die ihn umgibt, in inniger Beziehung.

Man könnte erwidern, daß dies keine Besonderheit der oberbayrischen Berge sei, sondern daß dieselbe Erscheinung allenthalben zutage tritt, wo die Natur überwiegend zur Viehzucht drängt. Wir räumen dies ein, aber wir fügen hinzu, daß eben die besondere, originelle Frische, die gerade der Bauer im Hochlande zeigt, auch diese Beziehungen unendlich origineller und anmutiger gestaltet hat, als wir sie irgendwo und vor allem in dem eintönigen Flachlande finden. Dazu aber kommt noch ein anderes Moment, das dem Tierleben in den Bergen ein ganz anderes Gepräge gibt: das sind die Almen.

Wie die Bewohner selbst den kühnen, freien Zug, der durch ihr Wesen geht, nur dadurch erhalten, daß ihr tägliches Tun sie aus der Enge des Hauses hinauf in Felsen und Berge führt, so wird auch das Tierleben dadurch kühner und fesselnder, daß es aus seiner Eingeschlossenheit hinaustritt, in diese meilenweite, waldumrauschte Freiheit.

Der Gebirgsländer fühlt diesen Unterschied gar wohl, und wie das „Almdirndl", das im Sommer Sennerin wird, viel mehr gilt als das „Heimdirndl", das langweilig zu Hause bleibt, so hat auch die „Almkuh" ganz andere Würde als die stille, vierfüßige Matrone, die jahraus, jahrein im Stalle steht. Ihr wird niemals die Stirn mit grünen Kränzen umschlungen, und niemals kommt die große, dröhnende Glocke um ihren Hals, wie sie die Leitkuh droben auf den Bergen trägt.

Also droben auf den Bergen, nicht daheim am engen Barren,

müssen wir das rechte, lustige Tierleben suchen, dort erst hat so eine Herde, wenn sie weit verstreut über die Matten zieht, ihren rechten Zauber, und wundersam klingt uns ihr fernes Geläut ans Ohr, wenn wir den steinigen Grat erklimmen und herunterschauen auf die grüne Halde, wo die Hütten traulich beieinander liegen.

Die Herden und ihr Geläut, — das ist die uralte und unvergängliche Staffage der Alpen, in hundert Liedern ist dies Bild gefeiert, es ist so innig mit der Landschaft verwachsen, daß wir es kaum hinwegzudenken vermögen, daß jede Alm verwaist und traurig scheint, sobald die Sennerinnen im Herbste weggezogen.

Geht man allein vom Vorteil aus, so läßt sich freilich manches gegen die Alpenwirtschaft sagen; die Nutzung ist eine geringere, als sie daheim erzielt werden könnte, das junge Gehölz wird vielfach durch die übermütigen Wiederkäuer bedroht, der Dünger geht verloren und manches Stück erstürzt sich in den Gehängen, aber all' diese Erwägungen haben bisher noch nichts vermocht gegen die tausendjährige Sitte. Und in der Tat, ein Stück der tiefsten Poesie ginge damit der Landschaft verloren, einer der bedeutungsvollsten Faktoren fiele damit aus der Kulturentwicklung unseres Hochgebirges hinweg; denn gerade die Almen sind es, die den Bergbewohner in lebendigem Zusammenhange mit der Kraft und Freiheit der Berge erhalten.

Aber wie gesagt, bis jetzt hat es damit noch gute Wege, denn alljährlich um St. Veit oder Johannis[1] steigt der fröhliche Zug unter dem Jauchzen der Hausgenossen bergan auf die alte, seit vielen hundert Jahren zugehörige Alm. Und seit vielen hundert Jahren ist auch schon durch Alpenordnungen die Zeit der Auffahrt und die Zahl der „Gräser", d. h. der Stücke bestimmt, die jeder Bauer hinauftreiben darf.

Eine seltsame Unruhe, eine freudige Hast geht durch die vierfüßige Schar, sobald man sie zum Aufzuge schmückt; sie sind wie Kinder, die man zur Abreise anzieht. Das drängt und wimmelt durcheinander, jede will vorn hin, die Braune

---

[1] Am 15. bezw. am 24. Juni.

und der Scheck, das „Blümel“ und das „Glöckel“, und wie sie nur alle heißen. Oft fährt der Ordnungsruf der Sennerin kategorisch dazwischen, und wenn er etwa im Lärm des Streites wirkungslos verhallt, ist sie bereit, ihn mit dem Haselstock erfolgreich zu unterstützen.

Oft viele Stunden weit ist der Weg von daheim auf die Alm, aber kaum hat die Herde die Lichtung, wo die Hütten liegen, erreicht, so dünkt ihnen schon jeder Stein und Baum bekannt, und mit freudigem Gebrüll eilt jede auf ihren alten Platz im Stall. Nun ist die neue Welt, die neue Freiheit wieder gewonnen, — der Sommer beginnt.

Der Sommer aber führt nicht nur die vierfüßigen Gäste, sondern auch zahllos zweibeiniges Volk auf die Alm, und da gibt es nicht selten bedenkliche Kollision der Interessen. Denn mit zager Furcht umkreisen die Fremden die Hütte, unter deren schattiges Dach sich das Jungvieh zusammendrängt, halbgewachsene Rinder, die eben in den Flegeljahren stehen und deshalb am übermütigsten mit den Fremden sind. Dreimal ermahnt der Herr Geheimrat, der eben mit einer Kolonne von Damen auf dem Plane erscheint, das schnöde Getier zum friedlichen Auseinandergehen, allein umsonst, denn diesen Rothäuten fehlt der gesetzliche Sinn. Deshalb ist es nach Völkerrecht erlaubt, auf sie zu feuern, und mit einer Handvoll Tannenzapfen eröffnet der Herr Geheimrat die Salve. Da erhebt sich langsam und trotzig ein junger Bulle und trollt dem Attentäter entgegen. „Vater, Vater, wir sind des Todes!“ rufen entsetzt die Damen und ergreifen zitternd die Flucht. „O Gott, hier oben zu sterben, mußten wir deshalb von Berlin — — O Gott, o Gott, er kommt!“

„Seids nur nit so dalket, deswegen braucht man noch lang nit zu sterben,“ klingt eine helle Stimme durchs Fenster, und mit lautem Lachen tritt die Sennerin unter die Tür und ruft die Fliehenden zurück. „Und jetzt machts, daß ihr da weiterkommts, ihr Sapperadi,“ ruft sie dann zürnend den Kühen zu, „damit die Herrschaften rein können, — nur auseinander da, weiter, marsch!“

„Ach Fräulein, wie Sie strenge und wie Ihnen die Kühe

gehorsam sind," flüstert die Frau Geheimrätin mit dem Gefühle der Erlösung, und zögernd trippelt die ganze Gesellschaft über die Stufen empor in die Hütte, die Sennerin aber erwidert mit Lachen: „Ja ja, scharf muß man schon sein; wenn man nit manchmal recht aufbegehrt, na haben s' kein Respekt vor ei'm, dös wissen die Viecher grad so gut als wie die Leut'."

Um den Herd der kleinen Hütte gelagert, kehrten die erschrockenen Gäste gar bald zur alten Lebenslust zurück und musterten mit liebenswürdiger Neugier die rauchige Wand, wo lauter Gegenstände hingen, deren Zweck und Name ihnen ewiges Geheimnis blieb. Allein auch das hat seinen Reiz, man muß nicht alles verstehen.

Nicht immer geht es indes bei solchen Abenteuern scherzhaft ab, und manchmal weiß man von schweren Unglücksfällen zu berichten, die durch die zügellose Wildheit der Tiere auf den Almen begegneten. Ich selber kannte eine Sennerin, die wegen ihrer Schönheit und ihres Gesanges beliebt war, und die am selben Tage, wo ich noch fröhlich mit ihr zusammensaß, von dem Stier ihrer Herde getötet ward. Ja, auf einem der Berge, welche den Walchensee umgeben, hausten vor etwa zehn Jahren drei solcher Ungetüme, die derart gefürchtet waren, daß niemand ohne Not den Berg beging, und auch in der Nähe des Spitzingsees gab es einen solchen kohlschwarzen Gesellen, der die Geißel aller Holzknechte war, die dort in den Wäldern fällten.

Schon mehrmals hatte er einzelne von ihnen angegriffen, und um sich nun für seine Verfolgung zu rächen, lauerten sie ihm den Weg ab, auf dem hochgeschichteten Scheitholz kauernd, das in langen Reihen auf der Lichtung stand. Wenn er dann des Weges kam, wollten sie Scheit um Scheit auf das rasende Tier herunterwerfen. Es war ein grausiges Bild, als er zuerst ihrer ansichtig wurde; mit funkelnden Augen ließ er sich auf die Knie und schleuderte die Erde weit hinweg; wie zur Probe seiner Kraft riß er die Rinde von den Bäumen, und dann ging es mit ausgestrecktem Schweife und glühenden Nüstern den Feinden entgegen.

Anfangs lachten die wilden Burschen da droben in ihrem hohen Versteck und warfen ihre Geschosse herab, aber wie Schnee-

flocken schüttelte sie das Ungetüm vom Nacken, und bald begann der riesige Holzstoß unter seinen furchtbaren Stößen zu wanken. Schon brachen einzelne Schichten zusammen; jeden Augenblick wuchs die Gefahr, daß die vielen hundert Klafter stürzend ins Rollen kämen.

Es waren Momente der Todesangst, und an dieser Angst schien das ergrimmte Tier sich zu weiden, denn nach jedem Anprall trat es drei, vier Schritte zurück und blickte höhnend empor auf die bleichen Gesellen. Wohl eine Stunde ließ er sie in dieser Qual, dann trollte er brüllend von dannen. Jene kletterten herab, aber jeden Augenblick konnte der Schwarze ihnen wieder gegenüberstehen.

Auch solche Abenteuer kann man erleben, aber, gottlob, sie gehören zu den seltenen Ausnahmen, denn im ganzen trägt auch das Tierleben der Berge jenes Gepräge froher Gutmütigkeit und Lebenslust, das dem Volksstamme selber eigen ist, und der Verkehr mit der Tierwelt, weit entfernt von jeder Grausamkeit, hat den Charakter einer entschiedenen Familiarität. Jedes einzelne Stück der Herde ist dem Hirten genau bekannt, und als ich einmal einen Hüterjungen frug, woran er denn jedes dieser achtzig Schafe kenne, — da gab erstaunt zur Antwort: „An was? An die Gesichter.“ Für die Beobachtungskraft eines Bauernjungen also hat jedes Schaf sein eigenes Gesicht, während für den Scharfsinn des Gebildeten doch alle nur eines haben. Stundenlang plaudert die Sennerin mit ihren Kühen; es ist kein Monolog, es ist eine förmliche Konversation; und manche hat mir versichert, daß sie sich dabei zehnmal besser unterhält als mit — unsereinem.

Die Kirchweih in der Kaiserklause.

(1875.)

„Toni, wo aus? Gehst zur Kirda in d' Klausen, weil'st gar a so auf'n Glanz bist?" — „Kunnt'st leicht derraten haben," erwidert der andere lachend und rückt den grünen Hut aus der Stirn, „Herrgott, heut wird aber tanzt, daß die Federn davonflieg'n!"

Dann geht's mit flinkem Schritt wieder dahin auf dem langen eintönigen Sträßlein, denn der Weg ist noch weit, und die Morgenluft weht scharf von den Bergen. Zweimal im Jahr, zu Jakobi und Barthelmä[1], ist Tanz in der Kaiserklause, und schon Wochen vorher freuen sich Bursche und Dirnen; so schneidig und froh wie der Tanz in der Klausen ist ja kein anderer weit und breit. Von allen Seiten kommen sie dann herbei, der Holzknecht aus seinem Tannenforst und die Sennerinnen von den Almen, da klingt die Fiedel, und die Diele kracht, und jauchzender Lärm erfüllt das alte Haus, das sonst so still und tief verborgen liegt im unermeßlichen Wald. Heut' aber ist Barthelmä, blauer Himmel lacht über den Bergen, und auf den Zinnen des Sonnwendjochs funkelt das Morgenlicht, allenthalben beginnt sich's zu regen. Ein Wagen, mit grünem Reisig geschmückt, fliegt in vollem Trab dahin, und drinnen sitzen die Musikanten; jetzt, da sie dem Forsthaus nahe sind, gilt's, ihren schönsten Ländler zu blasen. Vor der Brücke, unter welcher der rauschende Bergbach dahinströmt, treffen die beiden Sträßlein von Schliersee und Tegernsee zusammen, auch dort klingen dröhnende Räder, „Juhu!" schallt's um die scharfe Ecke, und der Bursch, der vorn auf dem Spritzleder sitzt, hält mit mächtigem Ruck den schnaubenden Rappen.

[1] Am 25. Juli bezw. am 24. August.

„Oho, bald wär'n wir auf d' Tegernsee'r auffi g'fahrn," heißt's bei den einen. „Juchu!" rufen die andern, und mit Jauchzen und Musik geht's nun in langer Wagenreihe dem Forsthaus entgegen. Dort aber unter der Tür steht breit und behäbig der Förster und mustert die Gäste, drinnen in der Küche brodeln die Kessel, und neugierig wirft das blonde Töchterlein einen Blick durchs Fenster. Bald nach dem Gottesdienst, der droben in der kleinen Kapelle gehalten wird, beginnt der Tanz, es ist ein Bretterboden im Freien gelegt, und nebendran hinter einem Wall von steinernen Krügen sitzt die Musik.

„Sakerament, spielts auf oder net?" ruft der erste der Frommen, die aus dem Kirchlein herniedersteigen, und wirft ein Guldenstück auf den Tisch, indes er das zögernde Mädchen nach sich zieht. Die nestelt noch eine Weile an der goldenen Schnur und an den Alpenrosen im Mieder, dann kann auch sie den kecken Weisen nimmer widerstehn, und im wilden Takt drehen sich die beiden. „Hab' i's nit g'sagt, du mußt die erste sein," raunt er der schmucken Sennerin ins Ohr, und ehe sie noch die Antwort fand, schlägt er vor ihr ein Rad, daß die Dielen krachen.

„Und a wilder Bua bin i,
Bei'n Leuten veracht,
Und jetzt bin i's schon g'wohnt,
Daß 's mir gar nix mehr macht."

Bald war der Tanzplatz mehr und mehr gefüllt, eine Schar Tiroler ist aus Brandenberg herbeigekommen, und gegen Mittag kommt auch die elegante Welt aus Schliersee, Miesbach und Tegernsee, „die Herrischen", wie sie der Bauer nennt. Droben auf der Altane, die rings um das Haus läuft, nehmen sie ihre Mahlzeit ein und blicken von diesem höhern Standpunkt aus auf das Gewühl des Volks. „C'est charmant," flüstert die Exzellenz zur Frau Gräfin. Allein die Holzknechte kümmern sich wenig um dies vornehme Publikum, sie wissen nur allzu gut, daß ihnen der Tag gehört, und daß die „Geduldeten" diesmal die Herren sind. Wenn sie sich leutselig zeigen, desto besser

für sie, aber wehe denen, die kritisieren. „Den schaugts an," sprach einer der Bauern auf die vorlaute Frage eines Fremden, „der is schon so g'scheit, als hätt' er 'n heiligen Geist mitsamt die Federn g'fressen."[1]

Unter den grünen Buchen, die das Haus umgeben, ist die Schenke errichtet; dort liegt auf dem Schragen das riesige Eimerfaß, allein ehe man sich's versieht, ist's immer wieder geleert. „Steffel, a Maß, Steffel, a Maß," heißt es von allen Seiten, und mit knurriger Reflexion murmelt der Steffel: „No, dös wird schöne Räusch' geben bis heut auf d' Nacht!" Aber mancher scheint nicht bis zur Nacht damit warten zu wollen; gar mancher tritt jetzt schon wankend an die Schenke, und nur zögernd gewährt der Hüter der braunen Schätze die Bitte. „Dir tät' ich besser nix mehr geben, du hast a so schon z'viel," erwidert er dem Durstigen; der aber spricht geängstigt in seinem Gewissen: „Ja dös is ebbes Schlechts um so an Rausch, heut freut er dich und morgen graust dir!"[2] Und wie im Monolog fährt er fort: „Daß i jetzt so an Rausch krieg, und hat mir's doch niemand g'schafft .... Aber i sag, es gibt zweierlei Räusch, an lustigen und an traurigen, und i mein' alleweil, heut krieg i den lustigen .... Steffel, a Maß!"

Auch auf dem Tanzplatz geht's immer wilder zu, je tiefer es in den Nachmittag hineingeht. „Gustei, jetzt tanzen wir zwoa," ruft der schmuckste unter den Burschen und faßt des Försters Töchterlein ums Mieder. Zwei blonde Zöpfe und drüber der grüne Hut mit Adlerflaum, zwei blaue Augen und eine Gestalt wie die jungen Tannen draußen im Wald. O, wie ihre Augen glänzen und wie die rosigen Lippen lachen, wenn sie sich wirbelnd im Kreis dreht; immer wilder stampft der Jägerbursch, der sie zum Reigen geführt, immer wilder klingen die Geigen. „A saubers Dirndl," raunt der alte Forstwart dem Vater ins Ohr, der mit verschränkten Armen daneben steht und dem Lärmen zusieht, er will nicht ja sagen und sein eigen Kind loben, aber nein kann er auch nicht sagen.

---

[1] Diesen Ausspruch verwertete Stieler in einem Dialektgedicht („Der Dechant", in „Weil's mi freut'"), „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 138.

[2] Vgl. das Gedicht „Der Rausch", „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 123.

Doch der Förster von der Kaiserklause hat noch mehr, er hat auch drei Buben daheim, „die fangen den Teufel auf freier Weid,“ wie der Bauer sagt, wenn er 'was Schneidiges bezeichnen will. Die Woche über heißt's freilich lernen, Grammatik und Religion, Arithmetik und Geographie, denn der professor ordinarius an dieser kaiserlichen Hochschule ist ein gestrenger Magister, aber an Barthelmä ist dies academicus, da wird nichts gelernt als der Schuhplattltanz. Mitten im tollen Getriebe der tanzenden Paare schlägt der kleine zehnjährige Bub sein Rad und tut es allen andern zuvor an Wildheit und Sicherheit. Der ältere Bruder aber, der kaum zwölf Jahre zählt, hing seinen kleinen Stutzen um und zog mit den Jagdgehilfen hinaus, um im Revier auf der Wacht zu sein, denn an solchen Tagen, wo daheim Fest und Tanz ist, sind die Wildschützen am rührigsten.[1]

Wunderbar ist die Stimmung der Farben und die Weichheit der Luft, wenn allmählich der Abend ins Tal sinkt; dann glüht über den Spitzen der Berge jenes rosenfarbene Licht, und ein leises Rauschen zieht durch den Wald — droben aber in der kleinen Kapelle ertönt die Glocke, und alsbald verstummt Musik und Tanz. Gemeinsam beten sie drunten den englischen Gruß, doch wie der letzte Glockenklang erschallt, sowie gesprochen ist „In Ewigkeit Amen,“ schließt an das Amen schon ein heller Juhschrei an, und rauschend fällt die Musik dazwischen; vom Platz weg, wo sie plötzlich stillgestanden, tanzen die Paare weiter.

Bis tief nach Mitternacht dauert in der Regel der Tanz, die „Herrischen“ freilich gehen schon früher weg, aber „um die is ja nit schad!“ Dagegen bleiben die Holzknechte und Sennerinnen gewöhnlich, bis sie der grauende Morgen zur Arbeit ruft. Dann, wenn's mit dem Tanzen „a bissel müssig“ geht, rücken die einzelnen Tische zusammen, die gemeinsame Zeche haben, und bald beginnt jenes Singen und Johlen, in dem sich der wilde Uebermut des bayrischen Bergvolks am vollsten ausprägt. „Trägt mich die Bank noch, wo ihr schon droben hockts

---

[1] Vgl. auch Stielers Gedicht „Wildschützen-Kirda“. „Ges. Gedichte in oberbayr. Mundart“, S. 316.

mit euern Todsünden?“ ruft einer den Burschen zu, in deren Mitte er sich setzen will. „Oh mei', an Kerl, der nix wert is, tragt s' noch allweil,“ erwidern die andern. Und dann erklingen Trutzlieder hüben und drüben, die einzelnen aber rücken enger zusammen und raunen sich flüsternd ins Ohr, denn auch der Bauer hat seine Mysterien. „Zwölfe hat's g'schlagn, jetzt gehn ma hoam,“ so sprach ein alter, knorriger Geselle, und da mir sein Rat allmählich zeitgemäß schien, so gingen wir gemeinsam von dannen. Noch etwa vier Stunden betrug der Weg nach Hause. „No, hat's Enk taugt auf'n Kirda?“ fragte ich den Alten, der raschen Schritts an meiner Seite dahinzog. „Ja, taugt hat's mir schon, aber so schön is halt doch nimmer jetzt wie dazumal, wo i döß erstemal da drin in der Klausen am Kirda tanzt hab'.“ „Und wie lang is döß her, daß du's noch so gern denkst?“ „Ja, es is nit lang her, es wird so a 70, a 72 Jahrl sein; jetzt bin i 89, und dazumal bin ich so a sechzehn, a siebzehni g'wen. Mit'n Marschirn geht's halt schlecht. Heut auf d' Nacht bin i eini, und jetzt geh i hoam; sind lumpige acht Stündln, und doch g'spür i's, daß i g'marschiert bin. Tanzt hab' i grad zwei- oder dreimal, aber mein Gott, jetzt können s' ja nimmer tanzen, 's hat a koaner koa Schneid mehr.“ So sprach der Alte, als wir um 4 Uhr morgens nach Hause kamen — das sind die Gestalten vom „Kirda in der Kaiserklausen“.

Von der Raucherei.

(1875.)

„Sakeradi — und i bleib daheim — jetzt hab' i schon d' Schuch austan und leg s' nit noch amol an!" So wettert der Hansenbauer, als am Sonntag abends die Genossen ans Fenster klopfen und ihn erinnern, daß heute beim Wirt drüben Tanz ist. Sie lassen ihn freilich so leichten Kaufes nicht los, er hört es noch, wie sie draußen die alte spöttische Weise singen:

„Und a lustiger Bua,
Der z'reißt gern a Paar Schuah,
Und a trauriger Narr,
Der hat lang an ein' Paar."

So schallt's durchs Fenster, er aber lacht dazu — ja, wenn's bloß die Schuhe wären, denkt er im stillen, da hätt' er wohl mehr schon durchgetanzt als die ganze Schar miteinander! Aber heute ist's ihm einmal nicht drum, und wozu soll er den „andern" den Gefallen tun; die rechte ist doch nicht dort. Drum bleibt er gemächlich daheim in seinem Stüblein; dann wirft er ein neues Scheit in den glühenden Ofen, der Maßkrug steht zu Seite, und langsam füllt er sich die hölzerne Pfeife.

„A Feuer is auch a Heimgart!"[1] das ist der Gedanke, der ihm jetzt durchs Herz geht, und was man vom Feuer sagt, das gilt noch mehr von jenen leichten, blauen Wolken, die so seltsam verfliegen, bei denen man über hundert Dinge „nachsinniert", von denen „die andern" eigentlich nichts zu wissen brauchen. Kurzum, ein tüchtiges Feuer und ein gutes „Pfeifei" ist eigentlich doch die beste Gesellschaft. Aber nur wenige denken so wie unser

[1] Heimgart = Gesellschaft. gl. Stieler, „Ges. Ged. Verin oberbayr. Mundart", S. 97.

Hans, daß ihnen das Trauliche, Beschauliche am Rauchen Freude macht, daß sie von ihrem Pfeiflein wie vom Feuer sagen, es sei ein „Heimgart“, ein Ersatz für die Geselligkeit.

Gerade deshalb wird z. B. nirgends so viel geraucht als auf dem Tanzplatz, wo jeder imponieren und sein Ich nach Kräften heben will; hier ist die Zigarre gleichsam unentbehrlich für jeden flotten Burschen. Und nicht bloß auf dem Platze, sondern während des Tanzes selbst behält er sie im Munde, ja, ich habe es oft gesehen, wie die einzelnen, wenn eben ihr Walzer anging, sich noch rasch in aller Hast neue Zigarren anzünden, ganz ähnlich, wie man bei uns etwa die Handschuhe anlegt, wenn unverhofft getanzt wird. Die Sicherheit, womit der Mund sein Kleinod festhält, ist erstaunlich, bei den verwegensten Sprüngen, beim tollsten Räderschlagen geht sie nicht verloren, nur ab und zu fällt ein kleiner heißer Aschenregen dem Dirndl aufs Mieder. „Hat's di' brennt?“ (oder „brunna“) fragt dann besorgt der galante Tänzer, aber das Dirndl erwidert lachend: „Macht nix, da fallt ein' Glut auf die andere.“

Im Kampfe, der sich zwischen dem „Pfeifei“ und dem „Ziehgarr“ entspann (denn die Zigarre ist in Oberbayern generis neutrius), hat sich der Sieg entschieden auf die letztere Seite geneigt; die Pfeife hat mehr ein familiäres, altherkömmliches Gepräge; das „Ziehgarr“ aber sieht sich schon moderner und vornehmer an und eignet sich deshalb viel besser, um Staat zu machen. Es ist mit einem Worte viel „nobliger“, wie es der Bauer nennt. Deshalb rauchen denn auch die Jungen fast nur mehr die Zigarre, während die Alten meist bei ihrem Brauche bleiben und nur gelegentlich ein „Prügei“ zu Handen nehmen; denn auch unter diesem Namen (als kleiner Prügel) ist die Zigarre bis zur Stunde gangbar. Zu Hause ist es etwas ganz anderes, aber nach außen, wenn man repräsentieren muß, da gibt es eigentlich nur dies eine.

Sich wechselseitig ein „Ziehgarr“ anzubieten, gilt auch im bayrischen Hochland bereits als geläufiger Brauch, und der Bauer, der sonst so spröde gegen die „Herrischen“ ist, verschmäht es nicht, gerade diese Gabe gern von ihm entgegenzunehmen, ja, es ist gleichsam eine Art von Steuer gegen den Postillon,

der unsern Wagen lenkt, gegen den Führer, der uns auf einen schwierigen Gipfel begleitet, gegen den Jäger, mit dem wir in grauer Dämmerung zur Hahnfalz oder „auf den Anstand" ziehen. Nicht der Wert, sondern die Ehre schmeichelt ihm, wenn er so neben dem Herrn sitzt und am selben Zündholz dieselbe Zigarre wie dieser anbrennt.

Der Bauer bezeichnet die Wirkung, die ein starkes Rauchen auf seine Stimmung übt, als einen „Rausch", und wenn der Ausdruck vielleicht auch etwas zu derb erscheint, der narkotische Effekt ist damit doch vollkommen bezeichnet. „Na, na," sagt einer, der's nicht kann, entschuldigend, sobald man ihm eine Zigarre bietet, „da darf i nix machen, da krieget i an Rausch!"

Aber freilich sind dies nur wenige, die große Mehrzahl hängt schon so fest an dieser Uebung und wird nur desto munterer, beredter, ja, man kann wohl sagen: gemütlicher, wenn sie das „Pfeifei" oder die Zigarre im Munde führt. Noch mehr, es gibt ganze Gruppen von Klassen, die wir uns kaum denken können ohne diese trauliche Zutat. Was soll ein alter Forstwart sein, der abends heimkehrt vom Weidwerk und nun den grünen Hut an eines der schweren Geweihe hängt, ohne daß er nun langsam zum offenen Herde trottet, um mit dem brennenden Span sein Pfeiflein „anzukenten"![1]

Oder ein lustiger Postillon, der mit dem hochgeladenen, gelben Wagen bergan fährt, indes die Dämmerung schon ihren grauen Schleier spinnt und das letzte Rot am Horizonte erkaltet, welch bessern Genossen fände der, als sein trautes, glimmendes Pfeiflein? Und während der Wagen knarrend emporklimmt, bleibt er schrittweise stehen, die Peitsche unter den Arm gezwängt und den Kopf zur Seite geneigt; so schlägt er Feuer. Holla, jetzt brennt's; fröhlich rückt er den Hut zur Seite und schwingt sich wieder auf den Bock, denn nun ist auch der verwünschte Berg zu Ende, und in scharfem Trabe geht es nun eben weiter. Drinnen im gelben Kasten schlafen sie längst, das müde Gespräch ist verstummt, er aber sitzt draußen im kühlen Nachtwind und muß wachsam sein auf den schlimmen Weg. Da ist der kleine Funke, der stundenlang weiter glimmt,

[1] Anzuzünden.

sein bester, ja sein einziger Genoß. Es ist, als hülfe ihm der kleine Funke wachen.

Hier fühlen wir in der Tat das Sinnvolle hindurch, das im Rauchen liegt, aber wie selten freilich bleibt ein Brauch in solchen Grenzen; auch der Unfug des Rauchens hat im Hochland schon weit um sich gegriffen. Ich denke noch immer mit Lachen an eine Szene, die ich selbst nicht weit von der Tiroler Grenze erlebte. Es war ein Sonntagsnachmittag, und alles war weggegangen, nur zwei kleine Jungen hatte man zum Haushüten zurückgelassen, die standen breit und behaglich unter der Tür. Der ältere, der etwa neun Jahre zählte, hielt eine schwere Tabakspfeife im Munde, die ihm bis auf die Brust herunterfiel, und schmauchte in dicken Wolken väterlichen Knaster, der Bruder, ein kleiner, dickköpfiger Balg von höchstens sieben, stand daneben und guckte dem Dampfe nach.

Erst hielt ich dem größern eine strenge Predigt, und als die Predigt zu Ende war, fragte ich entrüstet: „Raucht etwa der Kleine auch schon?" Aber der Junge ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern kaltblütig, die Hände in der Hosentasche, erwiderte er: „Der Kleine? Nein, der schnupft." Fürwahr, es lag eine so stoische Unverschämtheit im Ton dieser Worte, daß ich nicht anders als hell auflachen konnte; der Junge aber sah mich fast drohend an, als wollte er im nächsten Augenblicke auch noch fragen: „Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie hier so lächerlich finden."

Das ist *erlebt* — und doch ist dieser kleine Kobold mit der väterlichen Pfeife noch lange nicht das Schlimmste, was man in fumatorischer Beziehung auf unseren Bergen erleben kann. Denn selbst die Frage weiblicher Raucherei, mit Recht das bestgehaßte Kapitel in diesem ganzen Gegenstande, tritt uns bisweilen hier entgegen. Mit Entrüstung hör' ich den Leser fragen: „Was, selbst da draußen ist man vor solchem Unfug nicht sicher? eine Unart, die man kaum unseren vornehmen Damen verzeiht, treiben da ganz alltägliche ‚Weiberleut'? Dann wahrlich ist es schade, daß man die drohenden Verordnungen gegen die ‚Tabakstrunkenbolde' aufhob!"

Und dennoch ist es so, es gibt eine kleine und zwar ganz

auserlesene Gruppe der „Weiberleut" in den bayrischen Bergen, die dieses Vergnügen keineswegs verschmäht, und das sind merkwürdigerweise die — Sennerinnen.[1]

Bekanntlich sagt schon das Sprichwort:

„Auf der Alm gibt's kei' Sünd'",

und so fühlen sich denn die schönen und häßlichen Almerinnen von vornherein absolviert, und ich habe keinen Grund, sie anzuklagen.

Es war an einem prächtigen Sonnwendabend, um Johannis, da saß ich droben auf dem Spitzing und streckte mich behaglich in den schweren Nagelschuhen — „Himmelelement! jetzt sind die Zigarren vergessen!"

„Ha, muß dir halt ich eine geben, Karl," sprach das schöne Miedei lachend, und dann ging sie in das Kämmerlein, wo der hochgetürmte „Kreister" steht, und holte über dem Fenstersims ein halbes Dutzend herunter. „So, Karl, jetzt such dir ebbes, wie's d' magst; die schlechteste wirst du nit derwischen."

Es waren lauter Geschenke, die einzelne Wanderer hier zurückgelassen, und das Miedei hatte sie sorglich aufgesammelt, nicht bloß für ihren Schatz, wie wohl die Geber es meinten, sondern auch zum eigenen Gebrauch. „I hab' mir oft denkt, es sollt' nit sein," sprach das Miedei beklommen, „und hab's auch schon fest im Sinn zum Beichten g'habt; aber — schön is nit, aber kei Sünd is doch nit."

„Auf der Alm gibt's kei' Sünd'."

Nicht um einen wirklichen Genuß zu finden, sondern aus purem Uebermut, der ja da droben in der einsamen Höhe so trefflich gedeiht, rauchen bisweilen die Sennerinnen; sie verraten es auch nur wenigen, aber vor dem „Karl" braucht man sich nicht zu genieren. So hab' ich denn jetzt schon mehr als ein Dutzend meiner alpinen Gönnerinnen bei der Zigarre betroffen: hoffentlich werden sie nie erfahren, daß ich so ungalant war, ihr Geheimnis hier zu verraten. Es sind ja immer noch

[1] Diese Unsitte findet sich in Tirol ebenso wie in der Schweiz, hier namentlich in Oberwallis (im sogen. „Goms").

wenige, die von dieser verbotenen Frucht genießen, und nur als ein Kuriosum erzähle ich die Geschichte.

Drunten im Dorfe, unter dem Mannsvolk, sieht's freilich anders aus, da gilt das alte klassische Wort: peccatur intus et extra, das heißt auf dem „Herrenstübel", das zur Rechten, und über der „Bauernstuben", die zur Linken liegt, lastet der gleiche, undurchdringliche Tabaksqualm, es ist die graue Lasur, die unzertrennlich von jedem Abendtrunke scheint. Das laute Gezänk der einen und die still-verschlafene Würde der anderen ist in diese Wolken gehüllt, sie sind der Schleier, der über der Kulturgeschichte unserer Berge liegt, wenigstens so weit sie auf die Wirtshausstube beschränkt ist. Wie von Holz geschnitzt, sitzen sie dort, die sogenannten „Honoratioren", jeder die Pfeife oder die Zigarre im Mund; ein heiliges Schweigen geht durch die Runde, und immer dicker wird der Dampf, je länger das Schweigen währt. Man meint wohl, sie wären eingeschlafen; aber nein — bei Gott, sie sind noch wach, sie sind nicht von Holz geschnitzt, sondern leibhaftig lebendig; sie rühren sich, ja, drei von ihnen haben sich sogar fortgestohlen ins kleine Nebenstüblein zu einem Kartenspiel, das man Tarocken nennt.

Schon nach einer Stunde etwa werden sie vermißt, und erschrocken fragt einer aus der Gesellschaft: „Ja, wo sind denn jetzt die drei Herren hin?"

„Die tun tarocken," erwidert phlegmatisch der nächste.

„Wer?" frägt der dritte, wie aus einem tiefen Traume erwachend.

„Die Herren!" lautet gelassen die Antwort des vierten.

„Was?" repliziert betroffen der fünfte.

„Tarocken," spricht mit monotoner Stimme der sechste, und dann wird's wieder still in dem erhabenen Herrenstüblein, und mit doppelter Macht bläst jeder die dicken Tabakswolken ins Blaue.

Viel wilder und lebendiger geht's drüben in der Bauernstuben zu; dort hat sich der alte Westerhofer soeben ein neues „Ziehgarr" bestellt, und spottend singen ihm deshalb die Burschen zu:

„Rauch du a Haberstroh,
Dös is dir g'sund!"

So endet ein altes Bauernlied; aber der Westerhofer versteht keinen Spaß in solchen Dingen, und warnend sagen die Vernünftigeren: „Geh, laßt 'n gehn, ihr wißt's ja, was er für einer is, der Westerhofer — der raucht kein' guten."

Dieser Ausdruck gilt im Gebirge ganz allgemein, wenn man bezeichnen will, daß einer nicht mit sich spaßen läßt, sondern scharf und beißend jeden Angriff erwidert; es ist vielleicht der stärkste Beweis, wie populär das Rauchen im Bereich unserer Berge geworden ist, wenn selbst das Sprichwort sich dieses Begriffes bereits bemächtigt hat.

Im übrigen ist es noch heute ein bedeutsamer Unterschied, wie in Tirol und wie in Bayern geraucht wird; dort, wo Land und Leute weit ärmer sind, gilt der Tabak nicht selten als Nahrungsmittel, (denn er mindert den Hunger); bei uns aber gilt er nur als ein Mittel des Genießens, hier liegt etwas Gesättigtes, etwas Lebensfrohes im Rauchen, das man vergeblich sucht auf den schönen, aber müden Gesichtern der Leute, die mit schwerer Last über den Jenbacher Berg emporziehen, keuchend und doch die Pfeife im Mund. Wenn dies Bild fast etwas Darbendes, etwas Peinliches hat, so will der bayrische Bauer nur rauchen, um seinen Ueberfluß und seinen Uebermut damit zu betätigen.

Ich vergesse es nie, wie ich einst um Mitternacht aus dem Wirtshause heimzog, und vor mir ging mit schwanken Schritten ein Bursche, die schwere Pfeife im Mund. Die war seine ganze Freude und sein Stolz; aber es handelte sich nur noch darum, sie nun auch wirklich anzuzünden. Wohl zehnmal strich der wankende Geselle an jeder Ecke sein Zündholz an, und zehnmal blies der Wind es aus; er aber ließ sich nicht irre machen, sondern sang ohne Unterlaß auf dem einsamen Heimweg:

„Und der Mensch muß a Freud' hab'n,
Und a Freud' muß der Mensch hab'n;
Denn wenn der Mensch kei' Freud' hat,
Was hat denn nacher der Mensch?"

Und so oft er das gesungen, strich er von neuem, und von neuem blies der Wind.

So hat die geheimnisvolle Pflanze, die einst aus dem fernen Westen zu uns kam, trotz aller drakonischen Verbote sich doch schon längst das Bürgerrecht erobert in unseren stillen Bergen, in den Neigungen und Fehlern, ja, selbst im Dialekt unseres oberbayrischen Volkes. Der Satz der alten Griechen, daß der Mensch, der nicht „geschunden" wird, es nie zu vollem Wissen bringt, gilt auch zwischen Zugspitz und Wendelstein; auch hier gibt es Plackereien in Fülle, die der überwinden muß, der sich der vollen Kenntnis unseres Hochlands und seiner Bewohner rühmen will. Und dabei meinen wir nicht bloß die derben Ellbogen und die plötzlichen Regenschauer, in die man mitunter gerät, sondern auch jenen düsteren Tabaksqualm, der über jeder winterlichen Wirtsstube lagert, der das Interieur jedes echten Stellwagens erfüllt. Es gehört viel Heroismus dazu, die „Havanna", die hier der Tölzer Floßknecht zur Geltung bringt, geduldig hinabzuwürgen; aber wer das verschmäht, dem werden Floßknecht und Stellwagen ein ewiges Geheimnis bleiben.

Auch für den Schleichhandel, soweit er noch an der Tiroler Grenze blüht, bildet der Tabak ein wichtiges Objekt; in schmaler Reihe, Mann hinter Mann, zieht die kleine Kolonne beim Mondlicht über den Felsengrat. Der vorderste hat die Büchse gespannt, und was ruht in den ungeheuren Tragkörben, die über die Schulter ragen? „A bissel a Futter fürs Pfeifei."

Ab und zu treibt wohl auch ein harmloser Stotz[1] (wie man die Senner auf den Tiroler Almen nennt) dies „Schwärzen"; unter dem kleinen Geißkäs und der Butter, die er hinunterträgt, liegen sorgsam die Knasterrollen verborgen. So geht's vom „Bayrischen ins Kaiserliche" und vom „Kaiserlichen ins Bayrische", und es ließe sich mancherlei erzählen, was mir der Niklas von der Hagelhütte beim Enzian vertraut hat; aber man weiß es nicht, in was für Hände oft so was „Gedrucktes" kommt, und dann dürft' ich mein Lebtag nimmer mich auf der Hagelhütte sehen lassen. Denn mit dem Niklas ist nicht zu spaßen — „der raucht keinen guten".

---

[1] Ursprünglich bezeichnete man damit ein rundes, hölzernes Milchgefäß. Vgl. Schmeller II, Sp. 800.

Aus dem Tierleben den bayrischen Alpen.

(1877.)

Man kann von der Kultur, vom Volksleben unserer Berge nicht sprechen, wenn man es nur auf zwei Füße stellen will, so notwendig gehören die Vierfüßler dazu. Sie wohnen unter einem Dache mit ihrem Besitzer, sie geben der Arbeit, der Dichtung, der Sage hundertfältige Motive, sie sind eine unentbehrliche Staffage für unser Hochland. Man fühlt es im Winter, wo alles Vieh tief in den Ställen steht, wie leblos da die Landschaft wird, wenn kein Geläut mehr klingt über die grüne Halde. Wie schön ist es dafür im Herbst, wenn das goldene Laub der Bäume sich abhebt von den blauen Bergen, wenn auf den umzäunten Wiesen die Nebel ziehen, und wir sehen die Nebel ziehen, und wir sehen die großen Herden weiden, — wie wandelt sich da jede Gruppe von einem Bilde ins andere! Man fühlt gewissermaßen dem Tiere nach, wie wohlig ihm das Leben in freier Natur ist, und darum, nicht nur durch seine malerischen Formen, belebt das Tier im tieferen Sinne die Landschaft.

Und wenn's schon drunten im Tale so lustig ist, um wieviel lustiger ist es erst droben auf der Alm, in der wehenden Luft, in der schrankenlosen Freiheit!

„Und lusti' is almerisch,
Almerisch bin i;
Und z'Alm ob'n san frische Leut,
Dös sag enk (euch) i.

Und z'Alm ob'n is lusti',
Da greint oan nem'd aus;[1]
Der Hüterbua derf nit,
Und der Bauer is z'Haus."[2]

---

[1] Dort zankt (greint) einen niemand aus.
[2] Vgl. Schmeller I, Sp. 64.

Ja, alle anderen sind weit von hier, zu Haus im Tale drunten; dies „allein für sich sein" ist der geheime Zauber, der aus all' den Jodlerrufen klingt, die da hinunterschallen. Freilich hieß es auch schon vor fünfhundert Jahren: „Lützel trewen (wenig Treue) ist uf den Alben"[1]; es ist wohl derselbe Gedanke, den heutzutage das Dirndl in die Worte kleidet: „Auf der Alm gibt's koa' Sünd'."

Aber selbst das Vieh ist viel munterer da droben, als es je auf der Heimweide ist; jedes Stück weiß augenblicklich seinen alten Platz im Stalle, und das schneeweiße Kätzlein, das auch mitgeht, streckt sich noch einmal so behaglich auf das braune, sonnige Geländer. Die Sennerin hat freilich keinen Herrn hier oben, aber der eigentliche Herr ist dafür — das „Viech". Das muß zuerst verpflegt und versorgt sein, bevor man an sich selber denken kann, und wenn der „Bua" heraufkommt am Samstagabend, so muß er warten, bis Futter und Streu in Ordnung ist. Zuerst kommt das Vieh, dann kommen die Leute, — das ist nun einmal so hergebracht in der bäuerlichen Hierarchie. Wo man einen schweren Schlag Vieh auf die Almen treibt — wie er sich z. B. aus der Kreuzung der Pinzgauer und Simmentaler Rasse ergab —, da kommen sogar die Kühe zum Melken nicht an die Hütte, sondern die Sennerin muß ihnen nachgehen, wo sie eben weiden, und sie nimmt willig den Weg auf sich, um ihn den braunen Honoratioren zu ersparen.

Im Frühjahr, wenn die Herde zum erstenmal ins Freie kommt, gibt es in der Regel ein gewaltiges Kampfspiel. Das drängt und stürmt hinaus, daß die Türen des Stalles fast brechen; dann geht der Stier auf jedes einzelne Stück der Herde los und verteilt martialische Rippenstöße, um seine Meisterschaft und Autorität zu erhärten. Ist das geschehen, so fangen die Kühe untereinander zu kämpfen an, bis sich erwiesen hat, wer die stärkste von ihnen ist, — wer „Hagmoar" ist, lautet der dialektische Ausdruck; diese erhält sodann als Leitkuh die Glocke, und ohne Widerstand fügen sich ihr die andern. In Tirol finden, wie mir von Augenzeugen solcher

[1] Aus dem mittelhochdeutschen Lehrgedichte „Der Renner" von Hugo von Trimberg, Vers 18271.

Kämpfe versichert ward, zahlreiche Wetten statt, wer Sieger wird; ganze Dorfschaften treiben ihr Vieh zu solchem Zwecke zusammen. Von der Berechnung, die in diesen braunen Köpfen steckt, von der Rivalität, kurz von dem individuellen Verhältnis, welches die einzelnen Tiere einer Herde zueinander suchen, gibt es bewunderungswürdige Proben; es kommen unbestreitbar gewisse Stimmungen zum Ausdruck, die mehr als Instinkt sind, in denen sich wirklich die „Tierseele" ausprägt. Einer wunderschönen, weißen Kuh in Egern hatte man ihr Kalb genommen; zwölf Stunden brüllte und klagte sie ohne Unterlaß, daß man es bis ans andere Ufer des Sees hörte; nun lag sie müde und krank auf der Streu. Ich werde den Ausdruck der Teilnahme, fast könnte man sagen, des Verständnisses nie vergessen, mit dem die beiden Nachbarskühe das arme Tier behandelten, vor allem die eine, der man das eigene Junge gelassen. Ohne Unterlaß schmeichelten sie und leckten ihr Hals und Nacken, und die eine besonders drängte immer wieder ihr eigenes Kälblein hinüber, als wollte sie den Besitz desselben mit der Verwaisten teilen. Wenn man das hört, so mag es seltsam klingen; wer es gesehen hat, diesen Ausdruck in den großen, stummen Augen, — der konnte sich des Mitgefühls nicht erwehren. Die kluge Art gegenseitiger Hilfeleistung, die Sorgfalt aller übrigen, wenn einem Stück der Herde das mindeste zustößt, aber auch die boshaften Ränke, die man zuweilen unter jenen Vierfüßlern wahrnimmt, zeigen einen hohen Grad von Intelligenz. Manche haben eine ausgesprochene Feindschaft gegeneinander und warten oft lange Zeit, bis der günstigste Augenblick kommt, um dem Gegner einen Schabernack zu spielen.

In der großen Meierei zu Kaltenbrunn, am nördlichen Ende des Tegernsees, war ein gewaltiger Stier, namens Tell, und zwei riesige Ochsen von achtzehn bis zwanzig Zentner Gewicht; die haßten einander auf den Tod. Es war der Groll, den die Depossedierten gegen den Regierenden besitzen; nie gingen sie ohne einen kleinen Stoß aneinander vorüber. Doch auch der trotzige Tell lauerte schon lange auf eine passende Gelegenheit, um ein Exempel seiner Souveränität zu statuieren; da endlich war es einmal still und leer in dem großen Stall, nur

der kleine Hüterbub war da, — fast alles Vieh war draußen auf der Weide. Jetzt riß sich Tell von seiner Kette los und steuerte pfeilgerade auf die beiden roten Ochsen zu. Mit einem kurzen Ruck schob er sie so zurecht, daß sie in ganzer Länge dicht am Barren standen, dann lud er sie von unten auf den gewaltigen Nacken und warf sie mit einem Stoße in den tiefen Futtertrog, wo sie hilflos auf dem Rücken lagen, — alle viere in die Luft gestreckt. Noch ein Weilchen sah er vergnügt um sich und ging dann zurück an seinen gewohnten Platz, während die beiden fast eine halbe Stunde lang in der verzweifelten Situation verharrten, bevor es gelang, sie zu befreien.

Seit den letzten Jahren ist auch von Amts wegen und durch Vereine viel für die Hebung der Viehzucht geschehen; besonders tragen hierzu die großen Schaustellungen bei, die an besuchten Orten des Gebirges, in Tölz, in Miesbach, in Gmund, abgehalten werden. Sie gestalten sich überall zum farbenreichen, lebendigen Volksfest; von allen Seiten strömt die Landbevölkerung herbei, denn das Interesse, welches jung und alt dem schönen Vieh entgegenbringt, ist ein beispielloses. Die Viehzucht ist eben in den Bergen, wo der Getreidebau wenig gedeiht, die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Lebens; der Ehrgeiz der Nachbarn, der Stolz ganzer Dorfgemeinden wurzelt darin, und die Leute schauen gegenseitig ihr Vieh viel schärfer an, als sie sich selber betrachten. Wie es gefüttert und wie es geputzt ist, wie viel oder wie wenig, wie fett oder wie mager, das gibt den Maßstab für den gesamten Haushalt und Wohlstand des Bauern. Wäre heute eine Volksversammlung oder eine Versammlung von irgendwelchen Zelebritäten in Gmund angesagt, es gäbe kaum halb so viel Leute, als sie jetzt „bei der Viechschau" zusammenströmen.

Der dortige Platz für die Schau kann aber auch nicht schöner gefunden werden; frei nach allen Seiten liegt der große Anger da, auf dem sich bald das fröhliche Tierleben entfaltet. Zur Rechten ruht spiegelglatt der See, in den das Schilf tief hineingewachsen, drüben schauen die Berge herein mit ihren breiten Wäldermassen, und vom blauen Himmel herab glänzt die Oktobersonne goldig und weich. Von allen Enden aber

kommen sie schon gezogen, über den Fußsteig herab und über den Gmunder Berg, von Schliersee und von Bayrisch-Zell, von Miesbach und Wallenburg und dann von der Tölzer Seite, von Waakirchen und Reigersbeuern.

Welche prächtigen Formen! Welche Kraft ruht in solchem Nacken, der nur widerwillig den Kranz von Blumen und grünem Reisig trägt! Jetzt legt er den Kopf zurück, der schwarze Stier; die geöffneten Nüstern schnauben und wittern; dröhnend hallt das Gebrüll ins Weite. So kommen sie herunter von den Höhen, zur Seite ein stämmiger Bursch, der sich zurücklehnt und das kurze Seil noch fester zieht, hinterdrein ein Mädchen im schmucken Mieder, auf dem Spitzhut die goldene Schnur, denn der heutige Tag ist Festtag. Sie war mit oben auf der Alm den ganzen Sommer lang und kennt jedes Stück; ihrem Winke folgen sie geduldig.

Auf der andern Seite der Wiese stehen die Kühe mit den munteren Kälblein, um den Hals die hellen Glocken, die sie droben auf den Bergen getragen, und das alles wogt und klingt wie ein bunter Reigen ineinander.

Gegen neun Uhr ist der weite Anger dicht mit Menschen gefüllt, und in vier langen Reihen, nach Rang und Stand geordnet, stehen die braunen Preiskandidaten; das Volk hat sich in plaudernde Gruppen zerteilt, die „Kommission" aber wandert mit gravitätischer Miene von Stück zu Stück und zeichnet mit dem dicken Stift geheimnisvolle Hieroglyphen. „Kriegst was?" — ruft einer den andern an, wenn zwei Bauern aneinander vorübergehen. „Was kann man sagen?" lautet die Antwort, „nix G'wiß's woaß man nit." Und dutzendmal hört man wohl rufen: „Aber schön, ja, wunderschön", — „so a Viechei gibt's auf der Welt koans mehr", — „da möcht ja unser Herrgott abisteign und schaugn!"

Unterdessen hat sich auch das „Geschäft" bereits lebhaft entwickelt, denn aus allen Teilen des Hochlandes, und selbst aus Schwaben und Franken, sind zahlreiche Gutsbesitzer erschienen, die einige von den prächtigen Zuchttieren erwerben und mit nach Hause nehmen wollen. Doch auch der Bauer selbst ist seit etwa zehn Jahren von einem gewissen Handelsgeiste

angesteckt, der ihm früher fremd war; jetzt ist Kaufen und Verkaufen seine höchste Lust, und wenn die Ware auch nicht weitergeht, wenn sie nur zwischen ihm und dem Nachbar bleibt. Aber jeder hat gern, wie der Ausdruck lautet, „so a bissei a Handelschaft".

Am lebhaftesten geht es natürlich an der kleinen Schenke zu, die im Freien improvisiert ist; auf den umgestürzten Fässern, auf den rasch gezimmerten Bänken, und vor allem im Gras sitzt alles bunt durcheinander, die Mädchen auf dem Schoße der Burschen; da wird gezecht und gejubelt, und manche Almenlieder, wie man sie droben im Sommer sang, werden wieder lebendig.

„Und schön hoch is in Bergen,
Schön eb'n is im Land;
Und an almerisch Dirndl
Hat Holz bei der Wand!"[1]

Dort stehen ein Senner und eine Almerin beieinander in lebhaftem Gespräch; ihre Hütten sind nahe beisammen — auf dem Wege, wo es zum Achental geht — und jeden Tag im Sommer trafen sie sich oben am Grat; aber das alles ist eben zu Ende, wenn es im Spätherbst wieder zu Tale geht. Da wohnen die einen hüben und die andern drüben vom Berg, und nur selten führt ein Festtag die Menschen zusammen.

„Warum bist denn so traurig heunt, alter Hirsch?" fragt die Sennerin den graubärtigen Gesellen, und in ihrem lachenden Munde blitzen die kleinen, blendenden Zähne. „Bist ja ganz hantig und kümmerli."[2]

Er aber öffnet traurig den Mund und erzählt, daß er sich vor kurzem in einem Anfalle von Zahnschmerz drei Vorderzähne herausgerissen, jetzt könne er nicht mehr pfeifen, und seitdem sei er ganz traurig geworden. Nächste Woche wolle er nach München fahren und für das „Wachstum" neuer, künstlicher Zähne sorgen.

„Aber das ist ein teurer Spaß," fiel ich dem Manne ins Wort; ich stand dicht hinter ihm und konnte mir's nicht ver-

[1] Ist vollbusig. Anspielung auf die Holzvorräte, die für den Winterbedarf um die Wände eines ländlichen Wohnhauses aufgeschichtet sind. Vgl. Schmeller I, Sp. 1103.
[2] Verdrießlich und kummervoll.

sagen, dieses moderne Ersatzgeschäft ein wenig zu kreuzen. Ein Senner, ein „Stotz"[1] mit falschen Zähnen, das war ja der helle Widerspruch! Jener aber drehte sich gelassen um und musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen, dann fuhr er behaglich fort: „So, also teuer is's! Was kost's?"

Nur um ihn zu erschrecken, erwiderte ich: „Ja, etwa hundert Gulden." „No, wenn's nit mehr is," erwiderte der Senn, „so viel hab' i mir schon erspart, — dös wag' i! Denn wenn i' nimmer pfeifen kann, na' is mei ganze Lustbarkeit dahin, und wennst nimmer lustig bist, na' hat ja 's Leben koan Wert!"

Doch das Gespräch ward plötzlich abgebrochen; eine junge Kalbin war ungeduldig geworden, daß sie da so lange stehen sollte an dem hölzernen Pfahl, und um ihre Flucht zu beschleunigen, riß sie den dicken Pflock mit aus der Erde und rannte damit quer durchs Feld. „Ja, die is noch so fromm wie ein Lampl," sprach der Stotz begütigend, als alles wieder in Ordnung war, „neben unserem großen Stier." Und dann erzählte er, wie er es trieb vom ersten Augenblick an, da er den Stall verließ. Wutschäumend ließ er sich auf die Knie nieder und war nicht mehr in die Höhe zu bringen; den ganzen Weg von daheim bis nach Gmund hatte er auf den Knien rutschend gemacht, rechts und links den Boden mit den Hörnern durchwühlend; wer ihm begegnete, ging zwanzig Schritte beiseite. „Ja," sprach der Senner mit einem vergeblichen Versuche, zu pfeifen, „dös is a g'fahrli's Mannsbild."

Unterdessen war es Nachmittag geworden; die schweren Kühe lagen, des Stehens müde, im Grase, nur selten noch hallte eine Glocke; die Menschen aber hatten sich rings in Wirtshaus und Garten zerstreut, bis der Trompetenklang sie plötzlich zusammenrief. Die Preisverteilung sollte beginnen, eine tausendköpfige Menge drängte sich um die kleine Tribüne, welche ganz mit blauweißen, seidenen Fahnen geschmückt war. Da droben nun standen die Honoratioren des Tages und die großen Vertreter der Landwirtschaft aus der ganzen Umgegend; der Herr Präsident, der mit Extrapost von München gekommen war, verteilte selber die Preise, wie sie der Herr Lehrer von Gmund verlas. Eine schmale Gasse bildete sich in der dichten Menge,

[1] Vgl. S. 252, Anmerkung 1 dieses Buches.

und mühsam wand sich der Sieger hindurch, den trotzigen, jungen Stier an den Hörnern nach sich ziehend, bis er vor die Tribüne gelangte. „Dank' schön" oder „Vergelt's Gott", sprach er mit lachendem Gesicht und rückte den Hut, während er die Fahne entgegennahm; es kam auch noch ein seidenes Beutelchen mit blanken Talern oder „mit goldene' Reichsfüchs" hinzu, aber die meisten stutzten und zögerten, es anzunehmen; „dös braucht's nit," sprach einer treuherzig zum Präsidenten. Gar mancher strauchelte auf seinem Siegesgange oder ward niedergerannt von dem ungeduldigen Tier; andere waren völlig verschwunden, als ihr Name zum Aufruf kam; sie hatten, den Triumph nicht ahnend, der ihnen beschieden war, eine feste Stellung hinter dem Maßkrug eingenommen, wo sie die Stimme des Ruhmes nicht erreicht. Statt ihrer kam dann ganz verlegen die junge Dirn, und wenn sie hübsch war, waren's die Leute auch zufrieden.

„Halt, Kutscher, halt," hörte man es draußen auf der Landstraße schreien, denn der Stellwagen fuhr eben vorbei, und seine Insassen wollten auch ein wenig von der Preisverteilung sehen. Im Nu stiegen sie dem gelben Wagen aufs Dach. „Hausknecht, bring mir a Maßl außi, "rief der Kutscher vom Bock herab, und das war das sicherste Pfand seines Verweilens. Eine wohlwollende Rede, die allen Ermunterung bot, schloß das lebensfrohe Fest; man hörte auch von denen, die nichts bekommen, nur wenig klagen und schelten. In solchen Fällen hilft sich der frische Sinn der Leute mit einem Witz. „Hast aa nix g'kriegt, Peter?" rief einer den andern an, doch der Peter erwiderte rasch gefaßt: „Ich schon, ich hab' schon das vierte Paar Bratwürst und die dritte Maß Bier; nur grad mei Stierl hat nix g'kriegt."

Und schließlich ist der Beifall der Menge auch ein Preis, für welchen der Bauer vielfach empfänglicher ist, als man es denkt, und an diesem Beifalle litt keiner Mangel. Auch nicht ein einziges mittelmäßiges Stück war unter den Hunderten vorhanden, und die Matadore der Viehzucht, „der Woazinger" von Miesbach, „der Bermüller" von Wallenburg u. a. m., waren mit ihrer Elite auf dem Platze.

Das entscheidende Verdienst um die Hebung der Viehzucht

in unseren Bergen hat übrigens der — Wirt von Gmund, ein Mann von jener rastlosen Energie, die um so sicherer zum Ziele führt, je seltener sie ist. Als ich ihn fragte, wie er denn seinerzeit auf diese Neigung verfiel, da rückte er langsam den Stuhl zurecht und den vollen Krug und blinzelte mit den klugen Augen; dann erst begann er seine Erzählung.

Es war beinahe vor vierzig Jahren (1838), als der russische Kaiser in Tegernsee und in Bad Kreuth war; das Vieh, wie es damals von den Almen kam, gefiel ihm, und so wünschte er auch auf seinen großen Meiereien den sogenannten Miesbacher Schlag vertreten zu sehen. Alsbald wurden achtundfünfzig Stück aus allen Dörfern des Gebirges ausgewählt, die schönsten, die es gab, und mehrere Zillertaler Bauern erboten sich, den Transport bis nach St. Petersburg zu leiten. In Rosenheim war der Sammelpunkt; von dort ging es auf dem Flosse nach Wien und von da zu Fuß über Warschau in die Zarenstadt. Die Kühe alle wurden mit zolldicken Eisen beschlagen, wie es sonst nur bei den Hufen der Pferde geschieht; man war gefaßt, daß wohl die Hälfte auf der langen Reise zugrunde ginge; in allen Dörfern, die der Zug passierte, war er das Ereignis des Tages. Damals sah der halbwachsene Knabe zuerst jene prächtigen Tiere, und mit einer Art von Leidenschaft erfaßte er den Gedanken: „So müssen einmal alle bei uns sein.“ Der Vater starb früh, und mit dem ersten Gelde, das sich der Sohn erspart, ging er ins Berner Oberland, um drei, vier Stücke zur Zucht zu holen.

Der Wirt tat einen tiefen Zug und blinzelte wieder mit den klugen Augen; er schob das seidene Käpplein zurück, das er fast immer trägt; — man sah ihm an, daß er jetzt an die Schwierigkeiten dachte, mit denen er damals zu kämpfen hatte. Und so war es auch. Die Bauern wollten anfangs nichts von den Neuerungen wissen; sie meinten, der schwere Simmentaler Schlag tue auf den Almen nicht gut; die kleinen, roten Schecken, wie sie die Miesbacher Rasse bisher erzeugt, seien ganz recht für unsereinen, denn nicht jeder brauche so schönes Vieh, wie es der Kaiser von Rußland sich ausgesucht.

Viele Tausende von Gulden kostete das Experiment, aber

der kluge Wirt ließ sich dadurch nicht irre machen; es war einmal seine Leidenschaft, seine Passion, oder wie man es nun nennen mag, und da stand das Geld ja nicht in erster Reihe. Fast alljährlich zog er wieder in die Schweiz, mit schweren Rollen Napoleons in der Tasche; der Tag, an dem er mit seiner stattlichen Herde von Holzkirchen zurückkam, war jedesmal ein Festtag für das stolze, alte Wirtshaus von Gmund.

Nach und nach hatten sich auch die klügeren unter den Bauern bekehrt; der Ertrag, den sie von ihrer Viehzucht gewonnen, war bald mehr als verdoppelt, und heute herrscht in der ganzen Gegend weit und breit ein Schlag, der den edelsten Schweizer Rassen ebenbürtig ist. Fast alles, was im Leben des Volkes geschieht, sei es nun auf geistigem oder auf wirtschaftlichem Gebiete, beruht zuletzt doch meist auf individueller Initiative, auf der Inangriffnahme durch eine einzelne Persönlichkeit. Und so ist es auch hier der Fall; der ökonomische Wert der Viehzucht in dem kleinen Winkel zwischen Isar und Inn hat sich in den letzten Jahren bereits verdreifacht; es gibt Kühe im bayrischen Oberlande, die ihre vier- bis fünftausend Maß Milch im Jahre geben; und dies alles ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst eines einzelnen Mannes.

Allein wir haben nun mehr als genug geplaudert über dies vierfüßige Thema; wir müssen ein Ende machen, wenn auch der alte Senn, der nicht mehr pfeifen kann, uns noch hunderterlei Geschichten zu erzählen hätte von seinen Erlebnissen, von allerlei Zaubermitteln und geheimnisvollen Sagen. Denn er ist jetzt bald sechzig volle Jahre „beim Viech", wie ein anderer „beim Militär" oder bei der Justiz ist, und da läßt sich manches erfahren.

„Sechzig Jahre" — sprach er mit einem Atemzuge, der tief aus der Brust kam, und rückte den grünen Hut, — „und was moanst, daß mei ganze Meinigung is, die i derhaust[1] hab'?"

„„No ja — so sag's!""

„Wenn man's so recht betracht," erwiderte er, „is 's Viech doch zehnmal besser wie die Leut." ....

[1] Eigentlich erspart, hier: erworben.

Mädchenleben im bayrischen Hochland.

(1878.)

Wenn der Hochzeitslader in unseren Bergen vor dem Ehrentanz seine Ansprache hält, dann wünscht er dem neugetrauten Paare noch schließlich ein halbes Dutzend Buben

„und auch an etliche Dirndl drunter,
Denn wo keine Dirndln san,
San d' Buben auch nit munter."

Und fürwahr, dieser feststehende, hundertjährige Spruch wurzelt tief im Charakter und in der ganzen Lebensanschauung des dortigen Volkes, denn es gibt vielleicht in ganz Deutschland keinen Stamm, wo die Freude am Dasein so ausgeprägt, wo der Verkehr zwischen Burschen und Mädchen so ungebunden, wo das Liebesleben kühner, frischer und reizvoller wäre als hier. Das „Dirndl", — es ist und bleibt doch immer die prächtigste Staffage der oberbayrischen Landschaft.

Der fromme Wunsch, den der Hochzeitslader ausgesprochen, läßt in der Regel nicht zu lange auf Erfüllung warten, und ziemlich mühelos für die Eltern wächst nun das kleine, flachsköpfige Ding vor dem sonnigen Hause auf und lugt empor nach den Almen, auf die es dereinst nach fünfzehn Jahren lachend hinaufzieht. Im Vollgefühl der eigenen Lebensfreude ist man den Kindern freundlich und wohlgesinnt, und selbst diejenigen, die vaterlos emporwachsen, finden nicht selten die liebevollste Pflege und Obhut. Ein altes Mütterlein, das ein halbjähriges, fremdes Kind mit aller Sorge aufzog, gestand mir offen, es

könne ihr eigenes Blut nicht lieber haben, und fügte die reizenden Worte bei: „O mei', was hätt' denn so an armes, kleines Kind, wenn's d' Lieb' nit hätt'!".[1]

So liegt über dieser Jugend schon unendlich mehr Sonnenschein, als es den Kindern der großen Städte jemals vergönnt ist. In freier Luft, im grünen Felde, in einem Lebenskreise, der harmonisch in sich geschlossen ist, wachsen schon die Kleinen empor, und es ist wohl begreiflich, daß diese Eindrücke der Kinderzeit sich noch lebendig und tätig erweisen auch in der Sinnesart der Erwachsenen. Wie bald ist diese Zeit gekommen!

Wenn ein „Dirndl" im bayrischen Hochland siebzehn oder achtzehn Jahre zählt, so werden es ihm die Eltern gewiß nicht verargen, daß es auf einmal, ganz unangemeldeter Weise, einen — Schatz hat. Ist das so ein Bursche, bei dem sich etwa einmal an eine Heirat denken läßt, dann um so besser; wenn nicht, so denken die Eltern, daß sie es ja zu ihrer Zeit auch nicht anders im Brauch hatten. Da gibt es keine offizielle Vorstellung oder Erklärung, sondern alles wird auf dem Wege der Tatsachen abgemacht; die beiden „gehen" kurzweg „miteinander", wie der landesübliche Ausdruck lautet. Auf dem Tanzplatz, wo sich alle bäuerliche Gesellschaft konzentriert, gelten sie nun als ein regelrechtes Paar, und kein Kamerad darf nunmehr mit dem Dirndl einen Ländler wagen, ohne vorher ihren Burschen um Erlaubnis anzugehen. Er selbst aber tanzt fast nur mit ihr allein; während des ganzen Festes sitzt sie an seiner Seite oder auf seinen Knien, und mit Argusaugen verfolgt er jeden, der allzu eifrig da „herüberspitzt". Wenn Markt im Dorfe ist, viermal des Jahres, so muß er sie auch da begleiten und ihr ein stattliches Angebinde verehren, ein seidenes Halstuch, ein schönes „Fürta" (Fürtuch, Schürze) oder sonst einen Zierrat, womit sie zur Kirchweih prangen kann.

„Dös is halt no' die schöner' Zeit, dös san die jungen, dummen Jahr'" heißt es im Volksmunde. Es ist damit gemeint, daß kein grübelndes Nachdenken und keine Sorge den

[1] Vgl. Stielers Gedicht „In der Wiegen". „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 269.

Frohsinn verkümmert, es ist die lautere Freude und „Lustbarkeit", — eine Lebensfrische, um die man den Charakter dieses Volkes beneiden könnte. Jauchzend springt der Bursch in die Höhe, dem sein Mädel entgegenkommt, und singt:

„I bin scho' so lusti',
So steht's in koan Buch,
Und mir hupfen glei' d' Füß auf
Von selm in die Schuch.

Und die sakrische Schneid',
Und die laßt mir koan Ruah,
Kunnt die Hälfte verschenken
Und hält' allweil no' gnua."[1]

Sie aber erwidert ihm mit Lachen:

Und die richtigen Dirndln,
Die busseln so gern,
Und wie mehra daß s' busseln,
Wie schöner daß s' wern.

Gleichwohl sind es nicht in erster Reihe Ansprüche an die Schönheit, welche man stellt, sondern die Hauptsache ist allezeit eine heitere und frische Sinnesart, mit einem Worte „die Schneid'". Ein Mädchen, das dadurch hervorragt, ist jederzeit am meisten umworben, vor allem, wenn sie schlagfertig reden kann, denn man darf auch von unseren Bauern sagen, daß bei ihnen jedes Genre erlaubt sei, nur das langweilige nicht. Man spricht dort sehr offen und animiert über die Details der weiblichen Schönheit, aber Wert hat diese Schönheit in den Augen des Volkes nur, wo sie von einer gewissen Lebensfrische, von einer energischen Individualität getragen ist, sonst heißt es von solchen Mädchen: „Es ist ein Bild ohne Gnad'." Der

[1] Aus „Um Sunnawend" („Bei der Schneid"). „Ges. Ged. in oberbayr. Mundart", S. 321.

Bauer meint damit, daß es zwar zahlreiche Heiligenbilder gebe, die recht schön und verehrungswürdig seien, denen aber jede Gabe mangelt, Wunder zu wirken.

Zum Glück für die „Buabn“ sind die „Bilder ohne Gnad'“ im bayrischen Hochland gar selten, denn die unendliche Mehrzahl der Mädchen zeigt entschieden eine lebendige Begabung, eine natürliche Liebenswürdigkeit des Charakters, von der die Fremden gar keine Ahnung haben. Denn diese holen sich höchstens ab und zu eine vorlaute Antwort, die ihnen dann ebenso unverständlich ist, wie dem Mädchen ihre Frage war. Wer etwas Rechtes hören will, der darf nicht mit der Türe ins Haus fallen.

Schon durch ihren Beruf, der sie stets mit Feld und Weide, mit dem Almenleben, mit der freien Natur in Fühlung erhält, gewinnt ihr Charakter und ihr ganzes Wesen eine Frische, die denjenigen fehlen muß, die in enger Stubenarbeit heranwachsen. Kein Zug der Verkümmerung drängt sich in dies Leben ein; ein Maß persönlicher Freiheit ist ihrem Tun vergönnt, um das sie mancher aus „höheren Ständen“ beneiden dürfte.

Wenn das Dirndl sich ein Herz faßt und lange darum herumspricht, was gestern der Hans alles zu ihr gesagt, und wie schön der sei und wie — brav, und wenn sie dann plötzlich stockt, während das Spinnrad lustig weiter schwirrt, dann erwidert die Mutter lachend: „Tu nit soviel umeinander reden, ich woaß scho' lang, was kimmt. Verliebt bist halt!“

Aber sie wehrt ihr nicht, denn sie weiß ja, wie es ihr selber dereinst ergangen, sie sagt ihr nicht: „Sei fein brav,“ sondern höchstens: „Dirndl, sei fein — g'scheid!“

Sorgsamer als sonst sind nun die Nelken auf der braunen Altane des Hauses gepflegt, denn die Nelke ist ja die Blume der Verliebten; das Dirndl steckt sie ins Mieder, und von dort wandert sie dem Burschen auf den Hut oder hinters Ohr. Das kleine Fenster der „Dirndlkammer“, es geht hinaus auf die Lauben; es ist offen, denn die milde Nachtluft im wunderbaren Vollmondsglanz strömt herein.

Drunten ertönt ein leiser Pfiff, — sie horcht, — und im Schatten am Brunnen sieht sie die schlanke Gestalt ihres Liebsten

stehen. Lange, lange plaudern sie dort, am Kammerfenster, sachte klettert der kühne Bursch empor auf das braune Geländer, er möchte wohl Einlaß haben in das stille, schlafende Haus, aber — „Dirndl, sei g'scheid!"

Und übers Jahr blasen und fiedeln die Musikanten zum Hochzeitsgang, und wenn der Ehrentanz kommt und der Hochzeitslader seine Ansprache beginnt, dann wünscht er wieder, wie er's der Mutter gewünscht, dem jungen Paar ein halb Dutzend Buben

„und auch an etliche Dirndln drunter,
Denn wo koane Dirndln san,
San d' Buben auch nit munter!"

Die St. Leonhardsfahrt in Tölz.

(1879.)

Wenn man jetzt von Leonhardsfahrten spricht, so denkt man allein an das frohe Gewühl unseres heutigen Volkes; man hört Hufgedröhn und sieht die Gestalten unserer Bergeswelt im spitzen Hut und blanken Mieder; es ist ein Vollbild süddeutscher, katholischer Sitte.

Und doch ist es zugleich ein Stoff, der uns unmerkbar hineinführt in uraltes, germanisches Heidentum; die Wurzeln des jetzigen Brauches liegen in der Tiefe von zwei Jahrtausenden, in jenem Waldesdunkel, das zu Tacitus' Zeiten unsere Heimat bedeckte. Er ist verwachsen mit der ganzen mythologischen Poesie unseres altdeutschen Lebens, und leise, kaum fühlbar für das Bewußtsein des Volkes, ging die eine Welt in die andere über; es wandelten sich die Namen, und an die Stelle der heidnischen Götter traten die Heiligen. St. Leonhard ist der Erbe des Kultus, den Wodan, Freir und Balder einst in deutschen Gauen gefunden; auch an ihre Opferstätten kam man hoch zu Roß zur Zeit der Sonnenwende, wenn der Himmelswagen sich kehrte. Und schon im uralten, deutschen Völkerleben war das Hufeisen an der Tür das symbolische Zeichen des Schutzes wider böse Domänen, wie man es heute noch in die Kapellen St. Leonhards hängt; die eisernen Ringe, welche nach Tacitus die Chatten trugen, und die sie erst ablegen durften, wenn sie den ersten Feind getötet und sich dadurch gleichsam zur vollen Würde des freien Mannes emporgeschwungen — sie kehren wieder in jenen Ringen, welche man dem heiligen Leonhard zu tragen gelobte, jahrelang und oft lebenslang, zum Danke, daß er den Gelobenden aus feindlicher Gefangenschaft befreit.

So finden wir noch überall die Spuren des Heidentums

und den Zusammenhang mit dem alten Sonnenkult; oder wäre es nur ein blinder Zufall, wenn noch in der vorigen Generation die Wallfahrer von Tölz ihren Umritt auf dem Kalvarienberg zu Sonnenaufgang hielten, wenn man ihn in Aigen am Inn, einem der wichtigsten Wallfahrtsorte, gerade zu der Stunde abhielt, wo die Sonne am höchsten stand, wenn man z. B. in Lothringen den Sonnenring noch jetzt „Leonhardskrone" nennt? Und noch schwerer wiegt wohl der Umstand, daß die Hauptzeit der Umritte in den Juli fällt, also unmittelbar in die Zeit nach der Sonnenwende; nicht auf den Festtag des Heiligen, sondern — unbewußt — auf die Festzeit des alten Gottes! Ohne Zweifel sieht ja auch der erstere Tag (der 6. November) so manche glänzende Fahrt; vor allem die prächtigste in Tölz, von der wir diesesmal erzählen wollen, aber wie sehr die Julitage überwiegen, das zeigt in unumstößlicher Weise die Chronologie des Dialektes, welche gerade jene Tage kurzweg als „die Leonhardstäg'" bezeichnet. So ist St. Leonhard denn der uralte „Berggott und Bauerngott" geblieben, wie Professor Sepp in seinem „Altbayrischen Sagenschatz"[1] ihn nennt.

Schon im frühen Mittelalter bildeten sich bevorzugte Stätten seiner Verehrung, die sich bald mit reichen Wundersagen umrankten und Tausende von Gaben aufzuweisen hatten, welche dankbare Pilger dort zurückließen. Denn nicht nur als Schutzpatron der Herden, vor allem der Pferde, hatte sich St. Leonhard berühmt gemacht, er war auch der Helfer in allen anderen Nöten und wird in den Stiftsbriefen und Urkunden des 14. Jahrhunderts geradezu der „liebe, heilige Nothelfer" genannt.

Eine der wichtigsten Wallfahrtskirchen in Altbayern war Inchenhofen (im Gerichte Aichach), und ein Kodex, den die königliche Hof- und Staatsbibliothek in München verwahrt, verzeichnet uns in sorgsamer Reihenfolge die Wunder des Ortes. Er stammt von einer Hand des 15. Jahrhunderts, wohl von einem der Fürstenfelder Mönche, denen die Obhut des Wallfahrtsortes übertragen war, und dessen Berichte werden uns hier im schlichten Chronikenstil gegeben. Es gibt kein Leiden in der Welt, für das nicht St. Leonhard der Spezialist gewesen wäre; Taube und

[1] „Altbayr. Sagenschatz", München 1876, S. 130 ff.

Stumme, Blinde und Lahme ziehen fröhlich von dannen, in Geistes- und Kindesnöten gibt es rasche Hilfe, und selbst Prozesse gehen unweigerlich zugunsten der Verlobten aus. Die Opfergaben bestanden fast ausschließlich in Wachs und Eisen, und die Bedingung ist, daß die Kosten hierfür „im Almosen gesammelt", d. h. erbettelt worden seien; ja, es durfte dem Spender dafür nicht einmal gedankt werden, denn das Geschenk sollte allein „um Gottes willen" geboten werden. Sehr merkwürdig aber ist bei diesen Wundern auch (und hier lugt etwas die geistliche Taktik durch), daß alle diejenigen sofort rückfällig wurden, die sich weigerten, die geschehene Heilung — „einschreiben" zu lassen. Bei den meisten war gewiß nur die diskrete Natur ihrer Gebrechen der löbliche Grund dieser Weigerung — aber darum kümmert unser Mirakelbuch sich wenig, und mit der naivsten Unverfrorenheit erzählt es von dem „Leonhart Pader von Gintzenhausen" und von der „Anna Zallingerin":

„Hat aber das Zeichen (Wunder) nit lassen einschreiben und verkünden; ist wieder krank worden, wie vor; da hat sie gelubd, das Zeichen einzuschreiben und zu verkünden: ist ihr gnädiglich geholfen und ihre Krankheit geleuchtert worden."

Es ist ein volles Lebensbild vergangener Zeit, das uns hier entgegentritt; bis von Straßburg und Hagenau kamen die Wallfahrer gezogen, und zwischen dem Menschenleid des einzelnen spüren wir die Fäden der Zeitgeschichte, wenn der und jener uns berichtet, in welchem Kampf sein Mißgeschick ihn „angestoßen".

Man war übrigens auch nicht wählerisch in der Aufzeichnung geschehener Wunder, wie wohl der folgende Eintrag zeigt:

„Item Schilling von Pergen ist geschwollen an allem seynem Leyb, gleych wie ein Wassersuchtiger 9 Wochen lang; hat sein Haussfraw angeruefft den heil. Sankt Leonhard, ihn beten, daß er ihn bald erledig' aus solicher Krankheit; ist der Mann in derselben Nacht — gestorben."

So war es wohl kaum gemeint von der guten Hausfrau, und

das „bald“ hat gewiß nur der fromme Schreiber eingefügt — denn wer an Wunderstätten geht, der bittet doch lieber gleich ums Leben als ums Sterben! Von den übrigen altbayrischen Wallfahrtsorten war Aigen am Inn berühmt, wo Sankt Leonhard „rastet“; ein Ort, der besonders aus dem Innviertel und Rottal noch jetzt massenhaft besucht wird. Gar oft war der Andrang der Gäste so groß, daß der Umritt nicht um die Kirche, sondern außen um die Friedhofsmauer erfolgte; dann warfen die Gäste ihre Gaben über die Mauer hinweg in den Kirchhof, und jahrzehntelang grub man dort kein Grab, ohne alle möglichen Opferstücke herauszuholen. In einer benachbarten Hütte, die noch auf geweihtem Boden stand, waren dereinst die eisernen Bildsäulen des „Würdigen“ (d. h. des Heiligen) untergebracht, so daß davon die ganze Stätte „Würdingerhütte“ hieß; doch stellen die Bildnisse lediglich einen Rumpf ohne Kopf und Füße dar, und die Bajuvaren konnten es sich dabei nicht versagen, auch ihre Kraftproben anzustellen; sie gehörten mit zum frommen Kult. Es handelte sich darum, vor der versammelten Menge das größte jener Bilder, welches 220 Pfund wiegt, zu fassen und kopfüber hinauszuschleudern, wie es die alten Germanen mit ihrem Feldstein getan — der weiteste Wurf gewährte den Sieg.[1] Manchen ist das Wagestück wohl fünfzehn- bis zwanzigmal gelungen; aber den glänzendsten Sieg gewann ein — Weib (eine Bauersfrau aus dem Rottal), die den „Würdigen“ auf den Kirchturm trug und ihn mit solcher Wucht herunterschleuderte, daß der Kopf, den das Standbild damals noch besaß, in Stücke ging. Das war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

In anderen Wallfahrtskirchen, wie z. B. in Ganacker, wurde das Standbild des Heiligen zur Feier „vertragen“, d. h. ins Wasser geworfen oder in den Sumpf gesteckt und dann von den Wallfahrern gesucht; es geschah zur Erinnerung an die Sage, daß dasselbe einst im Wasserwirbel geschwommen kam, und daß alle Versuche, es hinabzustoßen, mißlangen. So hat sich an den verschiedenen Orten die mannigfaltigste Tradition gebildet, und wir könnten Seiten füllen mit drastischen Einzel-

[1] Ueber einen etwas ähnlichen Brauch mit der Statue des hl. Hermanns im bayr. Walde berichtet Otto von Schaching in seinem Roman „Der Hirmonhopser“.

heiten, mit Sagen und Mythen, mit den Scherzen, die der frohe Volkssinn auch an das Erhabene knüpft.

Aber wenden wir uns lieber zur farbigen Gegenwart.

Die schönste Leonhardsfahrt, die jetzt im weiten Umkreis der bayrischen Berge gehalten wird, ist jene zu Tölz am 6. November.

Schon die Lage des Ortes kommt ihr zustatten, denn der uralte Markt, dessen Spuren tief in die graue Vorzeit reichen, ist wunderbar schön ins Land hineingebaut, wo die Zacken der Benediktenwand gegen die Isar zu Tale stürzen. Lichtgrün sind die Wogen des Stromes, die ungestüm zwischen den weißen Sandbänken dahinschnellen, der Landschaft und dem Verkehr frohe Belebung spendend, aber auch das Hinterland, das sich dann tiefer hinein in die Berge zieht, gehört kulturgeschichtlich zu den urwüchsigen Gebieten des Hochlands. Von hier aus führt ja der Weg zur Jachenau, in das einsame Bergtal, das noch heute tausendjährige Traditionen wahrt, zum mächtigen Walchensee und in das wilde Karwendelgebirge.

Dieser landschaftlichen Bedeutung der Gegend entspricht die geschichtliche. Denn von hier aus zogen einst auch jene Scharen mit Sense und Morgenstern gen München, die als der letzte Hort des armen Bayerlandes erschienen, und die in der „Mordweihnacht" von 1705 vor Sendling grausigen Tod fanden; einer ihrer Führer, der gefangen und gevierteilt ward, war der Jägerwirt von Tölz. Noch heute steht sein Haus in der stattlichen Marktgasse mit ihren braunen, vorspringenden Dächern, und noch heute lebt in dem knorrigen Menschenschlag das Bewußtsein ihrer kräftigen Faust und ein tiefgewurzeltes, bajuvarisches Stammgefühl. Weniger als irgendwo im Gebirge finden hier im „Isarwinkel" die Gedanken der modernen Zeit Gehör, unentwegt gilt hier das bayrische Volkstum und — der alte, katholische Glaube! Diesem Zuge verdankt wohl auch Sankt Leonhard das glanzvolle Fest, das ihm hier alljährlich gefeiert wird.

Schon eine Woche lang vorher wird in den Gehöften oder Gemeinden, die einen Wagen zur Feier senden, daran geschmückt und gerüstet; das nötige Grün (Efeu, Wachholder, Fichten und Eiben) holt man aus eigenem Wald, und bis zu später Stunde sitzen Bursche und Mädchen beim Kränzewinden, schäkernd und

plaudernd, nicht ohne fröhlichen Zutrunk, daß es fast mahnt an die alten Kunkelstuben. So reicht auch hier der fromme Kult, wie fast bei jeder Gelegenheit, tief ins häusliche Leben hinein; nicht finster und beengend, sondern frohgemut; man „spürt" den heiligen „Leonhard" schon geraume Zeit, bevor er kommt.

Endlich bricht der Festtag selber an, der 6. November. Es ist Spätherbstluft und der Boden in der Frühe hart gefroren — aber gerade diese Zeit bringt in den Bergen nicht selten noch wundervolle Tage, und wenn erst die Sonne durch die grauen Schleier sich durchgerungen, umweht uns ein Anhauch letzter, zauberhafter Pracht. Es sind ja die letzten Tage vor dem Wintertod, goldene Fäden ziehen durch die Luft, aus dem kurzen Grase lugen noch an knappen Stielen die Genzianen; was die Natur noch übrig hat an schönem Leben, an Himmelsblau und Sonnenduft, — sie bringt es mit zu diesem Tage.

Auf allen Wegen aber ringsum im Gau ist schon seit früher Morgenzeit ein reges Leben; überall her, zu Fuß und zu Wagen, kommen die Gäste, deren Gesamtzahl sich wohl auf mehrere Tausend beläuft.

Auch wir sind schon bei Tagesgrauen aufgebrochen, im offenen, einspännigen Gefährt, wacker umhüllt, und mächtigen Schrittes trabt unser Schimmel dahin auf dem alten, wohlbekannten Sträßlein, das von Tegernsee nach Tölz führt. Die Räder knarren in den harten Geleisen, der Wagen stößt, und der Frühwind schneidet, aber er kann die freudige Lebendigkeit nicht verwehren, in der wir selber sind und alle, die uns begegnen. Immer wieder fliegen wir an bunten Gruppen vorbei, die eiligen Fußes zum gleichen Ziele wandern, hier und dort rollt vor uns ein Wagen — lauter Zuruf und Peitschenknall, bis der Bauer auf demselben sich greinend umsieht und zur Linken ausweicht, daß wir sausend vorüberfahren. Und wie ihm ergeht es uns; auch wir werden ohne Unterlaß überholt, immer mehr werden die Gefährte, immer schneller wird das Tempo — es ist zuletzt die reine Wettfahrt geworden.

Und doch hat es noch lange keine Eile; denn vor dem Pfarrhof von Waakirchen steht noch geduldig der Wagen des

Herrn Amtmanns und wartet, bis die Herren mit dem Frühstück zu Ende sind; auch der Großbauer, der mit Weib und Kind hinüberfährt, feierlich aufgebauscht wie ein altes Votivbild, hält noch am Wirtshaus an, um frühen Durst zu stillen. Wir aber fliegen weiter, Gruß um Gruß ergeht, und wenn ein schönes Mädchen kommt, das uns unter dem Spitzhut schelmisch entgegenlacht, dann heißt es flugs: „Dirndl, magst aufsitzen?" Aber der Wind verweht die Antwort. Da klingt mit einmal helles Schellengeläut, und vor uns auf der Straße, die sich durchs Gehölz hinzieht, rollt bedachtsam ein riesiger Wagen mit vier prächtigen Rappen, um deren Halfter die roten Tücher wehen; über die bemalte Leonhardstruhe ragen die grünen Reisigbogen, wohl an zwanzig Bursche sitzen drinnen und grüßen uns mit jauchzendem Uebermut, während wir vorüberfahren. Es war der Wagen, den das Pfarrdorf Reigersbeuern sendet; bald haben wir auch den von Greiling und Waakirchen überholt — kurzum, es hat noch keine Eile.

Und so kommen wir denn, im Gewirr von Menschen und Wagen, an das schmale Bogentor, das uns nach Tölz, ins alte „Tolenz", hineinführt; der Kutscher greift in die Tasche um den obligaten „Pflasterzoll"; dann legt er den Radschuh ein, und ächzend geht es den steilen Berg hinab. Der Markt, der tief gelegen ist, bildet hier eine breite Gasse, und in stolzer Behäbigkeit stehen da die zahllosen Gast- und Bräuhäuser, die den Hauptindustriezweig bilden, „Bürger- und Kolberbräu", oder wie sie sonst noch heißen, und — last, not least — die „Post". Ueberall, auf Straße und Hausflur, stehen die ausgespannten Wagen der zahllosen Gäste, und auf der Gasse selber wogt ein endloses Gewühl. Jede neuankommende „Truhe", die in den Markt hereinfährt, wird mit Sensation begrüßt, breitschulterig stehen die Lenggrieser Flößer dort, die Hände in den Taschen, mit dem spitzen Hut und der dunkelblauen Joppe, auch die Jachenauer erkennt man von weitem an ihrer Tracht. Und wenn ein Witzwort ums andere zündend dahingeht, wer will es verargen? — es ist zwar ein heiliger Tag, aber Sankt Leonhard liebt „die lustigen Leute".

Gegen neun Uhr morgens beginnt das eigentliche Fest, und

zwar zunächst die Auffahrt zum „Kalvarienberge“, auf dessen Gipfel die Leonhardskirche steht. Es ist dies ein Höhenrücken, der auf der einen Seite steil aus der Isar emporsteigt, mit Kiefern und Laubholz bewaldet, oben aber dehnt sich ein freies Plateau, das sich in weiten, muldenförmigen Wiesen gegen die Ebene abdacht. Durch das Gehölz führen nur einige schmale Fußsteige, aus dem Markte aber zieht eine breite, mäßig steigende Straße empor, und diese ist es, welche die Wagen des Festzuges wählen. Auf allen Wegen drängt sich schon kletternd und pilgernd das Volk, Tausende im Sonntagsstaat, die Glocken läuten, schmetternde Musik erklingt — sie kommen.

Wie dröhnen die Räder, wie schnauben die Hengste, daß die Funken unter den Hufen sprühen — es ist ein Bild urwüchsiger Kraft und Lebenslust, das keine Beschreibung erreicht! Allen voran zieht ein Trupp von Reitern, dann kommt der Wagen mit der Musik, tannenbekränzt, es schmettern die Trompeten in schallendem Uebermut, und vor dem Wagen geht ein Viergespann, wie man es nicht alle Tage sieht. Denn weit und breit ist dieser Gau durch seine prächtigen Pferde berühmt; spiegelblank glänzen die Braunen, wenn sie so nervig in den Boden greifen und bergaufwärts ziehen, Mähne und Schweif sind mit bunten Bändern durchflochten, und das Messingbeschläg der Geschirre glitzert blank in der Sonne. Im hohen Sattel aber sitzt triumphierend ein kecker Bursch — nicht im Reiterkleid, sondern im Bauerngewand — mit der Joppe und dem Federhut, aber er sitzt so sattelfest und lenkt so sicher, wie er einst mit seiner Batterie die Höhen von Wörth gestürmt. Lustig läßt er die Peitsche knallen, und jauchzend feuert er die Pferde an, während die Musikanten blasen; auch sie sind alle in der festlichen Volkstracht, auch sie sind im Feld Trompeter gewesen, und nichts kann sie aus Takt und Fassung bringen, wenn auch der Leiterwagen noch so gewaltig stößt.

Im zweiten Wagen sitzen die geistlichen Herren, aus dem Orte selbst und aus der Umgegend, wohl zwölf bis fünfzehn an der Zahl, alle im Chorrock, das Barett auf den lebensfrohen Häuptern. (Früher mußte der Pfarrer mit dem Kreuz an der Spitze des Zuges reiten.) Ihr Wagen ist natürlich ganz beson-

ders geschmückt, auch er ist eine sogenannte „Leonhardstruhe“, die man nur an diesem Tage aus der Scheune hervorholt, und die mit den bunten Emblemen des Heiligen geziert ist. Die meisten dieser „Truhen“ sind blau bemalt und tragen in der Mitte das Bild des Patrons; Roß und Rind ruhen daneben, auf den übrigen Feldern sieht man votivartige Wallfahrtsszenen. Aber das alles ist im Stile jener bäuerlichen Kunst gehalten, wie sie von Anfang des Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag sich gleich blieb, ungestört durch die Kompositionen von Cornelius und den Farbenzauber Makarts und gleichwohl ihres höchsten Erfolges sicher. Denn nach den Begriffen des Bauers reicht zur Kunst vollkommen — der gute Wille.

Nach dem Wagen, der die Geistlichen trägt, folgen die weiteren Gespanne und dabei hat nun die Rivalität der einzelnen Gemeinden und Nachbarn den weitesten Spielraum. Fast jedes der umliegenden Dörfer sendet sein Gefährt, und es ist ein Stolz für lange Wochen, welches von allen am schönsten geschmückt war. Wohl an dreißig bis vierzig Wagen kommen auf diese Weise zusammen, jeder vierfach bespannt und von mehreren Reitern begleitet — in dem einen sitzen die Alten, graubärtige Gesellen, in dem anderen rotwangige Mädchen mit blonden Zöpfen unter dem spitzen Hut — es lacht und leuchtet aus allen Blicken. Wohl die meisten der Mägdlein waren droben auf einsamer Alm und schauen nun erst wieder in die Fülle bunten Lebens — lustig glänzt das rosafarbene Tuch am Mieder, und durch die Menge gleitend sucht ihr Blick den Liebsten, der einst in stiller Nacht ans mondhelle Fenster kam. Bildschöne Gestalten sind darunter; aber nur ein kurzer Blick, und dann fliegt der Wagen vorbei, neue Bilder ziehen vorüber. Hier betende Frauen und Mütterlein, die gebückten Hauptes sitzen, dort jubilierende Knaben, wohl fünfzig in einem Wagen, die wie rotbackige Aepfel übereinander kollern, dann kommt ein schweres Gefährt, das eine Almhütte trägt, vor welcher hölzerne Kühe weiden. Alle erdenklichen Staffagen sind in diesem Tableau zusammengetragen, es ist ein wundersames Gemisch von biblischen Reminiszenzen und eigener Welt, aber der Bauer pflegt nicht lange kritischer Gedanken, sondern die Freude,

die er an jeder sinnenfälligen Darstellung hat, findet auch hier ihren jubelnden Ausdruck.

Allmählich sind sämtliche Wagen heraufgezogen, wohl zwei- bis dreihundert Pferde, die lustig in den Morgen wiehern, wohl zwei- bis dreitausend Menschen, die sich in buntem Gewühl durcheinander drängen. Es ist ein förmliches Lager geworden da droben, die Insassen der Gefährte springen herab und mischen sich ungeduldig unter die Menge — dann aber wird es plötzlich still, von der kleinen Kapelle tönt das Glöcklein, der Gottesdienst beginnt.

Die Leonhardskirche steht gesondert von der großen Hauptkirche des Kalvarienberges, auch sie ist außen mit der bekannten eisernen Kette umgeben, und ihr Inneres birgt jene uralten Abzeichen: Hufeisen und wächserne Tiere, verblichene Votivgemälde und manch anderen vergilbten Schmuck, den ein bedrängtes Herz in eigener und fremder Not hier barg. Nur wer es weiß, wie tief im bayrischen Hochland noch der urgermanische Zug zur Tierwelt besteht, wie dies Hirtenvolk noch heute das Tierleben mit dem eigenen Leben unter einem Dache vereinigt, der kann die psychologische und kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Festes verstehen und die Popularität begreifen, die gerade dieser Heilige im bayrischen Gebirge genießt. Nicht nur der Wohlstand beruht ja hier, wo der Getreidebau nur spärlich ist, fast ganz auf der Viehzucht, es ist auch der Stolz jedes Bauern, daß er die prächtigsten Tiere in seinem Stalle hegt, und es ist ihm Herzenssache, daß sie gedeihen. Ohne Uebertreibung kann man es sagen, daß von dem schönsten Füllen eines Dorfes vielleicht gerade soviel gesprochen wird wie von dem schönsten Mädchen.

Schon lange vor Beginn der Feier ist heute das kleine Kirchlein mit Andächtigen besetzt, die sich nicht stören lassen, auch wenn der Mesner geräuschvoll das Altargerät rüstet, und wenn der kleine Ministrant im roten Chorrock noch so ungebärdig umherspringt. Gar mancher Achtziger mit müden Knien, gar manches alte Mütterlein steht hier und murmelt halblaut vor sich hin; sie denkt noch zurück an die harten Tage Napoleonischer Kriegszeit und an jene Jahre, da sie als Mägdlein selber hier

auf dem Wagen saß — ihr ist die Gegenwart nur der matte Rahmen für die Bilder eines seligen Erinnerns.

Aber auch da draußen in all' dem Jubel heller Lebenslust gibt es weihevolle Augenblicke. Denn wenn die Glocken zur Wandlung rufen, da neigen sich alle Knie, da entblößt sich jedes Haupt, und ein Gefühl der Andacht zieht hin über diese Tausende von schweigenden Gestalten. Ueber ihnen das wundersame Himmelsblau, rund umher die majestätischen Berge, deren Gipfel schon verschneit sind, während die tieferen Wälder und Felsenmassen alle jene scharfe Klarheit zeigen, die nur im ersten Frühling und im letzten Herbste wiederkehrt. Bis weit hinein in die zerklüfteten Spitzen der „hinteren Riß" reicht unser Blick, vor uns das Isartal mit dem rauschenden Strom — es ist eine der herrlichsten Rundsichten im ganzen Oberland.

Wenn die Messe zu Ende ist, deren Orgelklang feierlich herausklingt auf das weite Feld, — dann aber hebt mit einemmale erneutes Leben an, es ist wie ein Lager, das plötzlich abgebrochen wird, wie ein Heer, das auf ein Losungswort zu Pferde steigt. Denn nun erst beginnt der Umritt. Bisher war alles in buntem Gemenge, jetzt ordnet der Zug sich wieder, selbst die Rosse gewahren es und wiehern, unter dem Klange der Musik setzt sich der erste Wagen in Bewegung. Es ist staunenswert, mit welcher Sicherheit die schweren Vierspänner so dicht am Abgrunde dahinfahren — wenn die Räder auch nur einen Schuh breit zur Seite gingen, so stürzte das ganze Gefährt in die steile Tiefe. Aber daran denkt kein Mensch, und seit Menschengedenken ist auch kein Unglück begegnet, wie könnte am Festtag des heiligen Leonhard ein Mißgeschick mit Wagen und Pferden geschehen? In scharfer Wendung, daß die Achse kracht und die Rosse in den Zügel knirschen, geht es um das kleine Kirchlein herum, unter der Tür desselben steht der Priester und gibt mit dem Kreuze jedem einzelnen Wagen den Segen, während dessen Insassen andächtig den Hut ziehen. Einer um den anderen fliegt vorbei, und dann fahren sie die breite, grüne Mulde hinab, daß man den Zug im langen Bogen sich entfalten sieht. Das ist der lebendigste und farbenprächtigste Teil des Festes, niemals klingt die Musik so rauschend und das

Knallen der Peitschen so hell und das Jauchzen der Menge so fröhlich.

Das ist vielleicht auch die Stunde, wo man die Zauberkraft verstehen lernt, die der katholische Kult auf das Gemüt des Volkes übt, vor allem, wenn dies Volk so lebensfrisch und sinnenfreudig ist, wie der bayrische Stamm. Der süddeutsche Bauer bedarf der Anschauung, des Kolorits, der Klangfülle nach seiner ganzen Natur unendlich mehr als seine ernsteren, nordischen Brüder, und all' das hat der katholische Kult mit wunderbarer Menschenkenntnis in seinen Bereich gezogen. „Leben lassen“ ist in dieser Beziehung (so oft sich sonst auch Härten zeigen) sein Losungswort. Ueberall weiß er anzuknüpfen an den Pulsschlag der Wirklichkeit, jedem Feste fügt er seinen Schmuck, seine kleine Gabe bei, die den Menschen erfreut, selbst das Uebersinnlichste ist umkleidet mit schönen Formen, die den Sinn gefangen nehmen. Daher die Macht, die er über den Menschen als solchen hat, die er nicht bloß auf den Glauben, sondern auf das Leben der Gesamtheit ausübt, von der ersten Stunde des Bewußtseins bis zur Stunde, wo dies Leben in seinen Armen verhaucht.

Nun aber ist das Läuten verhallt, der Umritt beendet, und die Wagen sammeln sich im Markte, wo nun erst recht das bunte Treiben beginnt. Nun springen die Burschen herab und bringen den Mädchen den schäumenden Krug, die anderen knallen, daß das Echo von den Wänden gellt, die meisten aber spannen aus, und auf kleinen Leitern, die man anlegt, steigen die schmucken Dirnlein herunter. Bald ist kein Platz mehr in den großen Stuben, atemlos eilen Wirt und Schenkmaid hin und wieder, maßkrugumgürtet, es ist ein Grüßen und Rufen, ein Treiben und Leben, daß man das eigene Wort verliert!

Und doch werden es draußen der Menschen nicht weniger; auf der einen Seite der Gasse sind Bretterbuden aufgeschlagen, in denen allerhand Ware sich breit macht, Genäsch für die Kinder, Gewand und Hut für die Großen, Eisengerät und Werkzeug und vor allem — Pelzwerk, denn der Winter ist nahe. Prüfend steht die schöne Bauerstochter aus der Jachenau davor, aber nichts will ihr recht taugen; denn sie trägt ein

goldgesticktes Mieder, und ihres Vaters Wald gilt mehr als manches Grafen Schloß. Der Bursch aber, der mit seinem Schatz daneben steht, lacht lustig in den Tag hinein, ihnen beiden fiele die Wahl nicht schwer, wäre nur der Beutel nicht so leicht. Und abseits wieder zwei — zwei alte, verkniffene Gesichter, die, auf den Stock gestützt, mit aufgezogenem Fuß zueinander wispern, als müßten sie heute noch die Welt verkaufen. Es ist in der Tat eine kleine „Handelschaft", um die es sich handelt (jeder Bauer treibt ja heutzutage dergleichen), und nur das ist noch fraglich, wer von beiden den anderen überlistet; aber der Streich muß heute noch zu Ende gehen, denn St. Leonhard ist das letzte, große Rendezvous der Bauernwelt vor dem Winter.

Wir sehen herab auf alle die Straßenszenen aus dem kleinen, traulichen Erkerfenster der Weinwirtschaft „zum Höck", wo sich an diesem Tage die verschiedensten Honoratioren, vor allem die geistlichen Herren der gesamten Umgebung, zu Mittag versammeln. Hier, wie auf der „Post", beim „Bürgerbrau" usw. sind heute die „schönen Zimmer" im ersten Stockwerk aufgeschlossen und mit Ehrengästen überfüllt; alle Wände der Stube, wo wir sitzen, sind mit Bildern bedeckt, Heilige in stolzer Zahl, aber fast eben soviele sind Familienporträts von hundert und zweihundert Jahren her, die im Sonntagsstaate mit schwerem Geschmeide und Seidenwams auf uns herniederschauen.

Denn man täuscht sich gewaltig, wenn man sich das ländliche Leben jener Zeit nur im grauen Bauernkittel vorstellt. In dem Inventar, welches am 12. April 1662 über die Erbschaft des Kaltenbrunnerbauern am Tegernsee aufgenommen ward, und das noch heute in den Münchener Archiven ruht, findet sich „ein ganz silberner und vergoldter Weibergürtl", dann kommen „drei Gürtel mit silbernen Spangen" und wohl acht bis zehn silberne Becher, zum Teil mit „guldenin Reiflen". Auch mehrere „vergoldte Petschaftringe" sind erwähnt — es gibt ein völlig neues Bild vom bäuerlichen Leben jener Zeit. Im Markte Tölz aber überwog von Anfang an ein gewisses Bürgertum; der Luxus mag dort noch größer gewesen sein; so sprechen die stummen Bilder uns an aus vergangenen Zeiten.

An unserer Tafel saßen die Honoratioren aus weiter Umgegend, vom Landgericht, Forstamt, Rentamt und Bezirksamt, alles in friedlichem Verein, und man ist heute höflich miteinander, weit über den gebräuchlichen Bedarf. Es ist ein guter, milder Tag, der Tag von St. Leonhard. Die Tochter des Hauses trägt selber die Speisen auf, schwere Platten, wo gleich drei Braten aufeinander folgen, aber die Garde, die hier versammelt ist, hat auch festtäglichen Appetit mitgebracht — und sie ergibt sich nicht.

Das gilt noch mehr von unserem Nachbarstische, an dem ausschließlich geistliche Herren sitzen — rote, lebensfrohe Gesichter. Wie sprudelnd-lebhaft geht heute das Gespräch, es ist eine Welt für sich, dies Erinnern an gemeinsame Studentenjahre und dann an gemeinsame Einsamkeit, dieser Ton, in dem sich elegische Stimmung und realistische Lebenskraft so nahe berühren — allein wie wenige verstehen diese Welt und werden ihr gerecht! Man denkt, wenn man vom katholischen Priester spricht, nur immer an den Fanatiker, der doch so wenig im bayrischen Blute liegt, und man vergißt darüber ganz den Menschen, der doch so tief und gerne mitspricht, wo er sich verstanden glaubt. H i e r spricht er mit, wenn der milde Herr Dechant von E. in wahrer Begeisterung von seiner Bergfahrt erzählt; wenn der graue Beichtvater des nahen Frauenklosters aus jenen Tagen berichtet, da er als Hüterjunge in die Allgäuer Alpen stieg, wenn der Pfarrer von W. so jugendfroh nach einem Schulgenossen fragt, der längst verdorben und gestorben. Hier spricht der Mensch mit überwältigender Kraft — St. Leonhard ist ein milder Tag.

Jedes Leben hat ja seine Poesie und seine Erinnerungen, hat seinen Reichtum bei aller scheinbaren Armut und Beschränktheit, und wenn man denselben oft nicht merkt, so liegt der Grund nur darin, daß so wenig Menschen es verstehen, auf diese Seiten eines Lebens einzugehen und ihnen Gelegenheit zum Ausdruck zu geben. Sie messen jedes fremde Dasein nach den Bedingungen und Normen ihres eigenen und sind damit einseitiger, als sie es wissen und — wollen.

Allmählich verläuft sich die Menge in den Straßen — auch

das schwerste Mahl geht zuletzt zu Ende, und erhitzten Hauptes stehen in der Fensternische die befreundeten Würdenträger. Der Rest des Nachmittags ist zu einem Besuch im Franziskanerkloster bestimmt, der auch zu den festen Traditionen des Tages gehört, aber man muß in guter Begleitung sein, um Einlaß zu finden. Das Kloster ist hoch gelegen, jenseits der Brücke, und wenn der dienende Bruder uns das Pförtlein neben der Kirche geöffnet, an dem wir klingeln, ziehen wir durch lange, kühle Gänge ins Refektorium, wo uns der Pater Guardian willkommen heißt. Es ist ein Bild in tiefen, stimmungsvollen Farben, die Wände sind zum Teil mit Holz vertäfelt, und in der Langwand steht die Kanzel, wo des Vorlesers Platz ist; breite Bänke laufen rings um die Mauer und um den gewaltigen Ofen, den Lieblingssitz der Winterstunden. Eine wundersame Stabilität herrscht hier, es ist noch heute alles so, wie es in den Tagen Ekkehards gewesen; nur der Stil der Geräte hat sich gewandelt, aber die Gestalten, die Luft, das Leben — das alles mutet uns an wie ehedem, und mag man über die Sache denken, wie man will, für den feinfühligen Menschen bleibt es stets ein Genuß, an einem Ort zu weilen, wo eine so ausgeprägt-einheitliche Stimmung herrscht.

Die Vesperzeit hat geschlagen, und von allen Seiten her kommen nun die Mönche in den braunen, härenen Kutten; der eine setzt sich abseits und liest sinnend weiter in seinem Buche, das Haupt in die Hand gestützt, zwei andere spielen ein harmlos Brettsteinspiel, zu dem die Formen in den blanken Tisch geschnitten, und wieder andere nahen mit halber Neugier heran und gesellen sich zu den fremden Gästen, die St. Leonhard ihnen gebracht. Vor jeden hat ein Laienbruder den steinernen Krug gesetzt, und der Trunk, den er birgt, erfreut sich alten Rufes — denn die Brüder des heiligen Franziskus brauen ihn nur für sich selbst, nicht für andere Leute.

Bald ist auch ein lebendiges Gespräch in Fluß gekommen, und wer die einzelnen Gestalten mustert, wie sie halb vorgebeugt der Rede lauschen, halb zurückgelehnt die Rede führen, daß nur das scharfe Profil mit den glänzenden Augen spricht, der möchte zeichnen statt erzählen!

Auch sie hatten ihre Zeit, da sie gewaltig waren in der Weltgeschichte, und manches mächtige Gewissen handelte nach ihrem Rat; ihr Orden war es, der den gebannten Kaiser Ludwig den Bayer am tapfersten verteidigte gegen die päpstliche Uebermacht. Aber das ist vergangene Zeit, und zagend fast erzählen jetzt die Enkel von den Taten der Ahnen. Auch von ihnen selber hat mancher viel Welt gesehen; der stille Mann zu unserer Seite, mit dem feingeschnittenen Gesicht, kam von Jerusalem nach — Tölz, der andere schreibt die Lebensgeschichte des großen Bonaventura und träumt auch in freien Stunden von den pergamentenen Bänden, die er aus Welschland und Wien in die Bergeinsamkeit gebracht. Aber die Mehrzahl sind stille Leute und muß sich genügen lassen an stiller Beschaulichkeit statt kräftiger Tat.

Dazwischen mag wohl auch ein Rundgang durch das Gärtlein frommen. Da ist alles so wohl gepflegt, die bekiesten Wege und die niederen Beete mit gläsernem Dach; in den Zweigen der Bäume hängt noch ab und zu ein roter Apfel, den die Ernte vergessen, aber das Laub ist schon welk und verstreut, sorglich häuft es ein Laienbruder auf den Karren, den er dann mühsam von dannen schiebt. „Das ist mein Eilwagen, auf dem ich ins Himmelreich fahre," flüstert er uns entgegen.

Wie wundermild ist die Luft, wie wunderstille ist es hier! Ueber die hohen Mauern, die den Garten umzäunen, schauen die Berge herein, die sich fast schwarzblau abheben von gelben Wolkenstreifen, wie sie der Südwind bringt, wenn das Wetter sich wendet. Der begleitende Mönch hat uns verlassen, er ist in die Kirche gerufen worden, um eine Beichte zu hören, und so stand ich denn allein im Garten, in dieser stummen, beschaulichen Welt, die sich abschließt mit tausendjährigen Riegeln gegen all' das sturmvolle Wissen der Zeit, gegen die Kämpfe des Geistes, gegen den Strom der Leidenschaft, in dem wir anderen erst fühlen, daß wir leben! Spielend brach ich die letzte der blühenden Rosen, es ward mir so seltsam und fremd zumute, während es leise dämmerte! Wohlan — es gibt ja Naturen, die am glücklichsten sind in beschaulicher Dämme-

rung — und auch das läßt sich begreifen, auch diese Welt hat ihre Macht und Poesie; ihr Zauber ist der Friede.

Drinnen im Refektorium erhoben sich die Gefährten, ich kehrte zurück, und sorglich bargen wir den Obolus, jeder unter seinem Kruge, denn keine „Bezahlung" darf von den Ordensbrüdern genommen werden. Ein warmer Händedruck dankt für die Gastfreundschaft, die wir gefunden — ich gab ihn aus vollem, frohem Herzen!

Fast war es finster geworden, als wir im Gasthofe wieder eintrafen, mancher der Gefährten strauchelte mit Fuß und Zunge, und der Kutscher hatte schon den Schimmel eingeschirrt, denn graues Gewölk war über der Benediktenwand heraufgestiegen.

„I moan, sie[1] schneibt no' heut," spricht der Kutscher stoisch, während der Wagen knarrend durch das Tor rollt, und der Hausknecht nickt bejahend. — „No' am Sankt Lenhardtag schmeißt koaner um!" „B'hüt Gott!" — „Guat Nacht!"

Es ging dahin, daß die Funken stoben; der Schimmel war übermütig geworden von der langen Rast, und im Fluge streiften wir vorbei an so manchem stillen Gefährt, das gemächlich trabte, während sein Herr den Schlaf des Gerechten schlief. Da erhob sich mit einem Male ein kurzer, stoßartiger Wind; in den Lüften begann es zu wirbeln, schneeige Flocken fielen hernieder, nach wenigen Minuten war Feld und Pfad in weißer Decke begraben. Es schneite, wie es nur in den Bergen schneien kann, alles ist eins — Himmel, Luft und Erde — wenn jetzt der Schimmel den Weg nicht besser weiß, wir finden ihn nimmer!

Er stampft sich wacker durch, und als wir nun endlich hinauskamen auf das weite, offene „Waakirchner Feld", da pfiff der schneidende Wind uns so scharf um die Wangen, als müßte er alles vernichten. Ich hatte mich tief zurückgelehnt in den engen, kleinen Wagen und träumte vom Zauber alter Zeiten und vom Sonnenschein dieses Morgens. Es gibt ja manch verrostetes Gerät im bajuwarischen Leben — aber ich wüßte keinen Tag, der so versöhnen müßte mit den Menschen, mit dem Tun und Glauben des alten Bayerlandes, als dies Fest von Sankt Leonhard!

---

[1] Vgl. Seite 32 dieses Buches.

Eisig brauste der Wind — soll er ein Symbol sein, daß der scharfe Wind der neuen Zeit mit seinen eisigscharfen Gedanken auch den letzten Rest vergangener Tage und den letzten Zauber volkstümlichen Lebens dahinnimmt?

Nimmermehr! — Die neue Zeit braucht jetzt die alte nicht mehr zu fürchten — im Gegenteil, die Kraft der Gegenwart liegt wieder im Bewußtsein der Vergangenheit.

Zu den Ammergauer Passionsspielen.

(1880.)

Es gibt manch holden Winkel auf Erden, der selbst den flüchtigsten Wanderer fesselt, und dessen Sonnenzauber uns noch lange labt, wenn wir wieder daheim im Bannkreis harter Pflicht und harter Mauern weilen. Denn die Schönheit braucht ja nichts, um zu wirken, als sich selber. Derjenige aber, der tiefer in das Wesen und in die Bedeutung einer Landschaft blickt, wird noch ein weiteres verlangen, wenn er einen nachhaltigen und vollendeten Eindruck gewinnen will: das ist eine inhaltsvolle Vergangenheit und ein gesundes, ergiebiges Volkstum. Diese Momente sind es, die in ihrer Vereinigung eine Landschaft erst zur vollen Bedeutung erheben, und darum erscheinen uns die gefeiertsten Stätten unseres Hochlandes, wie Tegernsee, Chiemsee, Berchtesgaden u. dgl., so reizvoll, weil überall in der schönen Landschaft die schönen Staffagen stehen, weil man allenthalben das Bewußtsein uralter Geschehnisse und tausendjähriger Tat hat. Unvermerkt wirkt dies auf unsere ganze Stimmung und auf das geistige Kolorit der Gegend ein; es erscheint uns nicht gleichgültig, wenn wir z. B. in Frauenchiemsee die Abendglocken klingen hören, daß vor tausend Jahren dort die Tochter König Ludwigs des Deutschen als Aebtissin stand, daß in Hohenschwangau Hiltebold, der berühmte Minnesinger wohnte, daß Konradin dort von der Heimat schied.[1]

Wir leben ja in einer Zeit der Tat; deshalb ist das Interesse an der deutschen Vergangenheit lebendiger geworden, als

[1] Vgl. hiezu die Anmerkung zu dem Gedicht „Weihnacht am Chiemsee" in den „Neuen Hochlandsliedern", sowie den Zyklus „Hohenschwangau" in den „Hochlandsliedern". „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)", S. 301 bezw. S. 66—71.

es seit Menschenaltern war; deshalb lockt uns die Scholle mehr, die nicht nur der Pflug, sondern der Geist bebaut hat.

Ammergau aber, dieses stille Wort, das jetzt so laut in aller Munde klingt, kann in jedem Sinne jene Bedeutung in Anspruch nehmen, von der wir eben gesprochen. Es ist nicht bloß eine der herrlichsten Gegenden unseres Gebirges, sondern seine Geschichte ist aufs engste verkettet mit den großen Dynastengeschlechtern der Welfen, Staufen und Schyren, und seine Bewohner zeigen durch die Tat, daß sie zu den begabtesten und originellsten Stämmen unseres Hochlandes zählen.

Der Name des Ortes liegt, wie gesagt, auf allen Lippen, aber nur wenige kennen von demselben mehr als die berühmten Spiele, die dort gefeiert werden, und von der Gegend vielleicht nur, was man durchs Wagenfenster sieht. So möchten wir denn versuchen, ehe wir das Mysterium selber schildern und das Bild jener Völkerwanderung, die allwöchentlich den Ettaler Berg hinaufzieht, unsere Leser mit dem Gaue und dem Volksstamme vertraut zu machen, der ihnen eben jetzt sein Gastrecht bietet.

Schon in Römerzeiten war der Ammergau nicht nur ein wohlgekanntes, sondern ein bedeutsames Gebiet, denn die gewaltige Heerstraße, die von Augsburg nach Italien führte, ging durch seine Markung. Zwischen dem Kofel und der Kapellenwand, zwei Felswänden, die hart aneinander treten, führt der Durchgang aus der Niederung ins Hochgebirge; es war der nächste und naturgemäße Weg, und wenn die römischen Itinerarien diese Station „ad Coveliacas“ benannten, so weist der Name schon auf den heutigen Kofel. Alle Kunst ihres Straßenbaues war hier aufgeboten, denn fast zweitausend Schritt lang war die hohe Pfahlbrücke, die unfern von Ammergau über die Sümpfe und Bäche des Murnauer Mooses zog.

Freilich war sie längst zerbrochen und verwüstet, als die Stürme der Völkerwanderung durch dieses Land hinbrausten, und lange, lange war es nunmehr still, bis aus der Einsamkeit dieser Bergeswelt uns die erste Spur germanischen Lebens entgegentritt.

Es war um die Zeit der Karolinger, und das mächtige Ge-

schlecht der Welfen beherrschte damals den Gau. Da ließ sich Ethiko, einer der angesehensten jenes Stammes, aus welchem Kaiser Ludwig der Fromme seine Gattin Jutta nahm, hier nieder, um in der Einsamkeit den Rest des Lebens zu verbringen. Unmut über den Sohn, der sich aus Ländergier zum kaiserlichen Vasallen „erniedrigt" hatte, vertrieb ihn aus dem Geräusch von Welt und Waffen, und nur zwölf Getreue folgten, um eine klösterliche Gemeinschaft mit ihm zu teilen. Sie alle fanden hier ihre letzte Ruhestatt; Ethiko selbst starb um das Jahr 910, als eben das Karolingerreich zu Ende ging, und nach seinem Namen soll Ettal (Ethikos Tal) genannt sein.

Unbeugsamer Stolz, der keinen Herrn über sich erduldet, der den betagten Vater in die Oede treibt, der den Löwenherzog unerbittlich machte, als ein Barbarossa bat, erscheint demnach als tausendjähriges Erbgut dieses Stammes; er ist so alt, wie die dunkle Sage seines Ursprungs. Wenn man heute freilich von den Welfen spricht, kehrt unser Gedanke sich unwillkürlich nach Norden; man hat es fast vergessen, wie lange dies gewaltige Geschlecht einst über Bayern herrschte, daß die blauen Berge unseres Hochlands und die satten Fluren Schwabens ehedem sein Erbe und seine Heimat waren.

Damals, als Ethiko im Ammergau sich niederließ, stand nach den zeitgenössischen Quellen nur eine „villa" dort, „etwa ein Herrenhof, um welchen die zugehörigen Güter (curiae) herumlagen", bis das Klösterlein der zwölf Gefährten eine regere Ansiedlung anzog. Grundholden und Werkleute kamen herbei, und um 1180, als die Welfen ihren alten Familiensitz vergabten, waren es bereits an sechzig Höfe, die der Gau umfaßte.

Sie fielen durch Kauf an das Geschlecht der Staufen; Friedrich der Rotbart war es, der sie für sein Haus gewann, und Konradin, der sie mit Thron und Leben für sein Haus verlor. So umschließen der siegreichste und der schmerzensreichste Name, welche diese gewaltige Dynastie hervorgebracht, jene Aera, da die Hohenstaufen Ammergau ihr eigen nannten.

Bevor er den verhängnisvollen Zug nach Italien unternahm, hatte Konradin (oder „König Konrad der Junge", wie ihn

die Klagelieder nennen)[1] sein Erb- und Lehensgut den bayrischen Herzögen Ludwig und Heinrich vermacht, falls er kinderlos von hinnen ginge. Beide waren ihm als Oheime zugetan, und Rudolf von Habsburg bestätigte 1273 den Besitz, den sie dadurch gewonnen.

So kam der Ammergau zum Hause Bayern, das ihn nun seit sechs Jahrhunderten als eine Perle seines Berglandes wahrt; Welfen, Staufen und Wittelsbacher, drei Geschlechter, die durch die engsten Bande des Blutes verknüpft sind, weisen seiner Geschichte den Weg. Es wäre wohl viel zu melden aus jenen langen sechshundert Jahren bayrischer Herrschaft, aber wir wollen uns auch hier beschränken auf die Marksteine und Wendepunkte, auf die großen, überragenden Gestalten.

Die bedeutendste dieser historischen Gestalten aber, die nun auf dem Hintergrunde jener herrlichen Landschaft hervortreten, ist Ludwig der Bayer.[2] Sein Leben war ein Kampf wider die Macht Roms und die Ohnmacht des Reiches, ein Kampf wider das Herzeleid, das ihm daraus entstand; er starb im Banne; alle Versuche, denselben zu lösen, scheiterten an der Härte des Papstes, sodaß ein Zug tragischen Kummers seine fesselnde Erscheinung umgibt.

Trotz der furchtbaren Verwünschungen, womit der Gebieter der Christenheit sein Haupt beladen, war er doch im Volke, und besonders im bayrischen Volke, äußerst populär; ein Kranz von schönen Sagen bildete sich um seine Gestalt und tritt uns aus den Chroniken entgegen, die seine Geschichte erzählen. Er selbst aber trug am liebsten den Schmerz seines unerfüllten Lebens hinaus in die Berge; denn er war ein Weidmann vom alten, kühnen Schlage, und unter Gottes freiem Himmel vergaß er am leichtesten für kurze Frist die Bedrängnis seines Hauses und den Fluch, der ihn vom Himmel schied. Seine Lieblingsstätte indessen war der alte Ammergau; dort streifte er mit einem schlichten Jägersmann (Kunz Bendt) durch die Wälder

[1] Vgl. Bartsch Karl, „Deutsche Liederdichter“, 3. Aufl., 1893, Nr. LXV und von der Hagens „Minnesinger“ IV, 8—11. Konrad selbst sagt in einem ihm zugeschriebenen Minnelied: „daz ich der jare bin ein kint.“

[2] Vgl. den gleichnamigen Zyklus in den „Neuen Hochlandsliedern“. „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)“, S. 223—235.

und wies ihm von steilem Gipfel die Marken des Landes; manch Wort ward da gesprochen, das ihm auf dem Herzen lag, und das der niedere Mann oft besser würdigt als die Großen.

Was Ludwig den Bayer aber so tief an jenes Bergland fesselte, das eigentliche, seelische Moment in dieser Neigung war ein Gelübde, welches er dereinst, bedrängt im fernen Italien, getan. Schon seine Königswahl war ja durch die Kämpfe mit Friedrich dem Schönen verbittert, bis er diesen in der blutigen Schlacht bei Mühldorf besiegte, aber auch sein Römerzug im Jahre 1327 war von Gefahren aller Art bedroht; spottete man doch in Avignon, wo der Papst damals residierte, er sei nur wie zu einer Jagdfahrt ausgerüstet.

Nach den ersten glänzenden Erfolgen, die er in Italien gewann, nachdem ihn das Volk mit Jubel empfangen und in Rom zum Kaiser gekrönt, wandte sich bald sein Glück; es folgten jene Straßenkämpfe, an denen so manches deutsche Leben in Welschland verblutete, Krankheit und Geldnot trat ein, und jene, die zuerst Hosianna gerufen, riefen nunmehr Verderben über die Deutschen. Schrittweise wich der Kaiser zurück; er weilte in der Nähe von Mailand, das ihm die Tore verschlossen hatte, in dem stillen Kloster Sankt Viktor.

Hier beginnt die Sage. Durch die verschlossene Tür erschien ihm ein Mönch in Greisengestalt, der ein Muttergottesbild aus karrarischem Marmor trug und ihn mit liebreichen Worten ermutigte, da der Kaiser schon verzagte, ob er die Heimat jemals wiedersehen werde. Und er versprach ihm sichere Rückkehr, wenn er dies Bildnis mit sich nehmen und im Tale Ammergau ein Kloster gründen werde, wo dasselbe seine bleibende Stätte fände. Freudig gelobte Ludwig, dies zu tun, und während er das Bildnis zu Händen nahm und betrachtete, war mit einmal der Mönch verschwunden; ihm selber aber pochte das Herz von froher Zuversicht, die italienischen Verhältnisse besserten sich wieder, und ohne weitere Fährlichkeit ging die Heimkehr vonstatten.

Dies war der Anlaß zur Gründung des Klosters Ettal, das von da ab den großen, geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt für die Kultur des gesamten Ammergaues bildet.

Auch die Stelle, wo das neue Stift errichtet werden sollte, wird in sagenhafter Weise bestimmt. Noch auf der Heimkehr selbst, als er die Grenzen seines Erblandes erreichte, gedachte der Kaiser, der trotz aller Kämpfe gegen Rom von strengster Glaubenstreue war, der gelobten Pflicht, und durch den Wald hin reitend, suchte er die Scholle für den künftigen Bau. Da sinkt mit einmal unter einer mächtigen Tanne sein Streitroß dreimal in die Knie und ist nicht mehr vorwärts zu bringen.

Es schien ein Wahrzeichen des Himmels! Eine Jägerhütte ward einstweilen im Walde errichtet, bis im Frühjahr 1330 der Kaiser selber den Grundstein legte, und schon nach zwei Jahren war das Kloster und das Ritterstift, welches damit verbunden war, wohnlich bestellt; die mächtige Kuppel der Kirche aber liegt noch heute über jenem Punkt, wo einst die grüne Tanne gestanden hatte.

Allein auch dafür, daß es der Stiftung nicht an Mitteln fehle, sorgte Ludwig mit königlicher Freigebigkeit, denn außer dem Forst- und Jagdrecht in den umliegenden Alpen überwies er ihr seine sämtlichen Erbgüter im Ammergau, die durch Konradins Vermächtnis an sein Haus gekommen, und erholte überdies, da dieselben vordem Reichsland waren, die Zustimmung zweier Kurfürsten, des Böhmenkönigs und des Brandenburgers. Der Bauernschaft des Tales aber, die beim Bau rührig Hand anlegte, ward ein besonderer Gnadenbrief verliehen, der ihr neben anderen Freiheiten das Erbrecht auf ihren Gehöften verbürgte und ihr damit eine Selbständigkeit verlieh, die in jenen Zeiten der Hörigkeit nicht geringen Wert besaß.

So wurde Kaiser Ludwig, der seit Heinrich I. am meisten für die Festigung des Bürgertums und der Städte geleistet hatte, auch der Wohltäter des Bauernstandes.

Im Volk aber hatte der Glaube an die wundertätige Kraft des Madonnenbildes zu Ettal tiefe und unvertilgbare Wurzel geschlagen. Tausende von Wallfahrern kamen alljährlich gezogen, und sorglich sind in den alten Chroniken die Segnungen und Heilungen verzeichnet, welche die gläubige Menschheit dort zu finden meinte. Merkwürdig erscheint dabei vor allem die große

Anzahl von Geisteskranken, die zur „Thaumaturga Ettalensis“ gepilgert kamen.

Da Ammergau und Ettal übrigens so dicht am großen Heerwege von Augsburg nach Welschland lagen, so fehlte es auch keineswegs an weltlichen Gästen, und recht nahe gingen oft die stürmischen Ereignisse der Zeit an dem stillen Bergidyll vorüber.

Schon die Söhne Kaiser Ludwigs verkümmerten und schmälerten die Stiftung, an der dereinst das Herz ihres Vaters hing, bedeutend; nicht alle Aebte waren tüchtig begabt genug, um die mannigfachen Fährlichkeiten zu überwinden, und dazu kamen noch die Kriege, die seit der großen Kirchentrennung so oft und lang deutschen Boden mit Blut getränkt. Philipp II. von Spanien, der finsterste aller Könige, begleitete am 28. Mai 1551 mit brennender Kerze die Fronleichnamsprozession, die durch Ettals sonnige Berge zog; Moritz von Sachsen, der dem deutschen Reiche Metz geraubt, zog in kühner Bergfahrt durch den Ammergau, hart auf den Fersen Karls V., jenes Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging und an den die Führer des Schmalkaldischen Bundes ihren trotzigen Fehdebrief geschrieben: „An Herrn Karl von Gent, der sich einen römischen Kaiser nennt.“

Und nun vollends der dreißigjährige Krieg und der lange, mörderische Kampf um die spanische und österreichische Erbfolge, die vom bayrischen Hause beansprucht ward! Immer wieder sehen wir das Bild der plündernden Horden, denen ein Verräter freiwillig oder notgedrungen die Pfade zeigt durchs dichte Waldverhau nach dem „reichen Kloster“, und das Bild der fliehenden Mönche, die ihre Kostbarkeiten zu Berge tragen, wie es Scheffel so unvergleichlich in seinem „Ekkehard“ beschrieb.[1] Nur Kleid und Gerät hat sich unmerklich gewandelt, die großen Konturen des düsteren Gemäldes aber sind dieselben, denn Krieg ist Krieg, ob ihn die Hunnen, die Schweden oder Panduren führen.

So kam die Todesstunde des einst so gefeierten Stiftes heran; am Abend von Peter und Paul 1744 ging das gesamte Kloster mit allen Baulichkeiten in Flammen auf. Nur die Kirche ward durch die äußerste Anstrengung frommer Wohltäter in

[1] Jos. V. v. Scheffels „Ges. Werke“, Stuttgart, Ad. Bonz & Comp., Bd. 1, S. 249 ff.

alter Weise wieder hergestellt und besitzt noch heute ihre weithin berühmte Orgel, — für die volle Auferstehung war's zu spät. Die französische Revolution und die Säkularisierung aller bayrischen Klöster, die im Jahr 1803 betätigt ward, brachte auch für Ettal den Untergang; unangemeldet erschien eines Tages der Landrichter von Hohenschwangau und erklärte dem Konvent in jenem Lapidarstil Napoleonischer Zeiten, daß er hiermit aufgehoben sei; — „a. cessé d'exister" lautete ja bekanntlich das Schlagwort des modernen Cäsars.

Der letzte Abt hieß Pater Alfons, ein milder, schweigsamer Mann, den dieses Ende bis ins tiefste Herz erschütterte. Wortlos schied er aus dem Kreise der Brüder, und am nächsten Morgen war er verschwunden, ohne daß einer ihn jemals wiedersah; als Bauer verkleidet zog er durch den Ammerwald in seine ferne Heimat. Das Kloster bedurfte keines Abtes mehr. Erst nach vier Jahren, als man ihn fast vergessen hatte, kam eines Tages die Kunde seines Todes aus Padua mit der Bitte, daß man ihm in Ettal eine Seelenmesse lesen möge; die Glocken aber, die darüber klangen, läuteten mehr zu Grabe als einen toten Mann; denn ein Zeitalter war abgestorben und eine neue Aera begann.

Sie gehörte dem frohen und kräftigen Volkstum, das sich trotz allem Druck der Zeiten in diesen Tälern jugendfrisch erhalten hatte. Obwohl fast unter den gleichen Lebensbedingungen herangewachsen, zeigt die Bevölkerung des bayrischen Hochlandes doch für jeden, der näher mit ihr vertraut ist, ganz bedeutende Nüancen in der Sinnesart wie in der äußeren Erscheinung; besonders merkbar aber tritt dies in jenen Gebieten zutage, wo die schwäbische Grenze und damit der Einfluß des alten alemannischen Wesens näher liegt.

Auch Ammergau ist ja nicht weit davon entlegen, da seine Berge schon, wie Kaiser Ludwig einst zum Führer sprach, „gen Schwaben hangen"[1], und so läßt sich damit vielleicht der ernstere Sinn und das gemessenere Wesen erklären, das sie im Vergleiche zum Volksleben zwischen Isar und Inn besitzen. Dort ist Kühnheit und ein gewisser Uebermut das Teil von alt und jung,

[1] Stieler gebraucht diesen Ausdruck von Hohenschwangau. Vgl. „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)", S. 66.

hier im Ammertale wird die Kraft weit mehr beherrscht von der Besonnenheit.

Eines aber scheint all' diesen mannigfaltigen Stammesgenossen gemeinsam, und das ist die eminente plastische Kraft, die sich in der ganzen Anschauungsweise und Hantierung, im Schmuck des Hauses, in Arbeit und Vergnügen, ja, selbst in der Sprache kundgibt. Diese Fähigkeit erreicht hier gleichsam ihren Höhepunkt und findet in doppelter Richtung bedeutsamen Ausdruck in der Schnitzkunst der Ammergauer, die fast weltbekannt geworden ist, und in ihren dramatischen Spielen, von welchen das Gleiche gilt.

Was die Holzschnitzerei in Ammergau betrifft, so ist dieselbe bereits in frühester Zeit beurkundet, ihr Mittelpunkt und ihre Stammschule aber war das nahegelegene Kloster Rothenbuch, aus welchem auch im Jahr 1111 die ersten Priester entsandt wurden, um in der Wildnis von Berchtesgaden die später gefürstete Propstei zu gründen. Mit ihnen ward jene Kunst dorthin übertragen, und es ist somit kein Zufall, daß heute noch gerade diese beiden Orte den ersten Rang in derselben einnehmen. Durch den Klosterbau von Ettal, der zahlreiche Werkmeister in die Gegend rief, wie durch den Verkehr des großen italienischen Heerweges, war überdies manche reiche Anregung gegeben, sodaß wir schon im 16. Jahrhundert in den Kirchenbüchern Leute finden, die als Bildschnitzer von Fach bezeichnet sind. „Der Herrgottsschnitzer von Ammergau", wie der Titel des neuen reizenden Volksstückes[1] lautet, das zur Zeit in Berlin so viele Freude macht, stammt demnach nicht erst von heute.

Die andere hervorragende Begabung aber, welche der oberbayrische Volksstamm für dramatische Aktion besitzt (wenn wir's so nennen wollen), gibt sich in den zahlreichen Spielen kund, die im Laufe der Jahrhunderte in Bayern und Tirol zur Volkssitte geworden sind.[2] Die nächste beste Scheune diente als Theater, und die schaulustige Menge in Sonntagstracht drängt sich um die kleine Bühne, wo namentlich der derbe Scherz

[1] Von Ganghofer und Neuert (1880).

[2] Ueber diese Spiele gibt eingehenden Aufschluß ein Aufsatz von Karl Freiherrn von Gumppenberg in der Zeitschrift des D. und Oe. Alpenvereins, 1889: „Das Bauerntheater in Südbayern und Tirol", der auch ein Literaturverzeichnis enthält.

nicht fehlen darf. Schon der Dialog des Bauern, wenn man das nächste beste Paar sprechen oder streiten hört, hat ja unleugbar etwas Dramatisches durch die knappe Form, durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit von Wort und Gebärde; zudem gibt der natürliche Mutterwitz, den alt und jung besitzen, eine Schlagfertigkeit, über welche wir Städter uns oft wundern müssen. So sah ich, um zunächst in ganz alltäglicher Sphäre zu bleiben, im Isarwinkel einen Fastnachtszug, der „die orientalische Frage" behandelte und von witzigen Anspielungen überfloß, selbst wenn man das letzte Tableau außer Augen ließ, das betitelt war: „Rauferei sämtlicher Großmächte". Bald nach Einführung der neuen Währung ward ebendort (statt einer „goldenen" oder „silbernen") eine „nickelne Hochzeit" dargestellt, wobei man natürlich von der poetischen Lizenz den weitesten Gebrauch machte; ein andermal sah ich in einem einsamen Bergwirtshaus von maskierten Bauernburschen die Feier einer „Kindstaufe" aufführen, ein Drama, das jedoch so weit in die Voraussetzungen dieses Ereignisses zurückgriff, daß die Gendarmen, die sich trotz des aufgehobenen, freien Eintritts eingefunden, die Fortsetzung mit Zensur belegten.

Wie weit die Manie fürs Schauspiel übrigens gehen kann, zeigte ein Bauer in der Nähe des Kochelsees (wenn ich nicht irre, hieß er Eckenrauther), der sich selbst die längsten Dramen komponierte und sie allein in seiner Stube zur Aufführung brachte, indem er bald aus dieser, bald aus jener Ecke hervorsprang und die verschiedenen Personen mit wechselnder Stimme zueinander reden ließ. Er nannte dies (mit Bezug auf die mangelhafte Besetzung) „die einschichtige Kamödi".

Wir aber wollen uns vom Scherz wieder zum Ernste wenden, denn die unendliche Mehrzahl jener dramatischen Versuche trug ja entschieden ein ernstes Gepräge, und da die Kirche mit demselben Scharfblick, womit sie stets ihren Kultus an die Volkssitte anzuknüpfen verstand, auch hier gar bald das Patronat gewann, so zog man vor allem geistliche Stoffe für dies Talent heran. Seit dem frühen Mittelalter erscheinen demnach diese Spiele als ein Faktor unserer kulturgeschichtlichen Entwicklung; die zahlreichen Klöster, die es seit Karolinger Zeiten im

bayrischen Hochlande gab, und die in rühmlicher Weise jede Form von Kunst und Wissen förderten, kamen der natürlichen Begabung zu Hilfe, so daß man heutzutage eine förmliche Literatur über jene Mysterienspiele besitzt.[1]

Was aber nun speziell das Passionsspiel in Oberammergau betrifft, so dankt es bekanntlich seinen Ursprung einem Gelübde, welches die Bewohner während der furchtbaren Pest von 1632 abgelegt. Dieselbe wütete bereits rings in der Nachbarschaft und ward nur durch die strengste Bewachung aller Zugänge von Ammergau ferngehalten, bis es endlich einem Taglöhner gelang, sich auf Bergwegen durchzuschleichen — um das Kirchweihfest mit den Seinigen zu begehen. Am Abend des nächsten Tages war er selbst eine Leiche, und Hunderte folgten ihm in den Tod.

Die Erinnerung an jene Schreckenszeit lebt jetzt noch mit leisem Grauen im Bewußtsein des Volkes; man kennt noch jenen Leichenwagen, dessen Räder mit Filz umwunden waren; überall wurden eigene Friedhöfe für die an der Seuche Gestorbenen umzirkt, und mannigfach begegnet man noch heute den „Pestkapellen", die damals ex voto errichtet wurden. Die Chronik meldet jedoch, daß nach diesem Gelübde kein einziger Todesfall im Tale mehr vorgekommen sei.

Von da ab wurde zu Ammergau die Leidensgeschichte des Herrn in regelmäßigen Zwischenräumen dargestellt, die sich bald auf die Zehnjahre fixierten; man spielte zuerst wahrscheinlich in der Kirche, dann auf dem Gottesacker und schließlich auf einer förmlichen Bühne. Im Jahre 1750, vom Pfingstsonntag zum Montag, ward die letztere des Nachts dermaßen verschneit, daß man die tiefe, weiße Decke erst hinwegkehren mußte und das Spiel erst am zweiten Tage vollendet werden konnte. Schon im Jahre 1662 war auch ein Textbuch „der alten Ammergauer Passion" erschienen[2], welches der Darstellung zur Grund-

[1] Gödeke Karl, „Grundriß der deutschen Dichtung", 2. Aufl., 1886, Bd. 2, S. 331 ff.

[2] Neu herausgegeben wurde dasselbe von Aug. Hartmann 1880 („Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt"). Hartmann weist überzeugend nach, daß es aus einer Verschmelzung eines geistlichen Schauspiels aus dem 15. Jahrhundert mit einem Passionsspiel des Augsburger Meistersingers Seb. Wild hervorging. Eine Umgestaltung im modernen Sinne erfuhr es im 19. Jahrhundert durch den Benediktinerpater Othmar Weiß; die jetzige Fassung gab ihm der geistliche Rat Daisenberger.

lage diente, und es gewinnt dadurch die Vermutung Raum, daß durch das mehrerwähnte Gelübde das Passionsspiel in Ammergau nicht erst eingeführt, sondern nur an eine regelmäßige Wiederkehr gebunden ward.

Diese Wiederkehr ward freilich bedenklich gefährdet in jener „Aufklärungsepoche", die mit dem Ministerium des Grafen Montgelas und mit der Säkularisierung hereinbrach. Es war eben eine Zeit, die unter dem Eindrucke der französischen Revolution und der Napoleonischen Gewalttätigkeit das Neue schuf, ohne zu wissen, wieviel vom Alten doch seinen dauernden Wert besaß; eine Zeit, in der das Recht der Gegenwart rücksichtslos das historische Recht verdrängte, in der die Energie der leitenden Männer kaum jemals gemildert ward durch — Pietät. Es mag das vielleicht wie ein Vorwurf klingen, aber den größten Teil der Schuld trägt auch hier nicht der einzelne, sondern eben die Zeit; in den endlosen Kriegen hatte man es verlernt — Pardon zu geben.

Die Ammergauer Deputation, welche um die Erlaubnis zur Fortsetzung der Spiele in München nachgesucht, ward mit dem Bemerken abgewiesen, daß schon diese ganze Idee „nicht indiziert" erscheine, und daß es sich nicht zieme, Gott auf der Bühne „herumzuschleppen"; nur die persönliche Dazwischenkunft des milden Königs (Max I.) rettete das Spiel.

Wie oft wirft man unserer Zeit noch in weit höherem Maße rücksichtslose und schrankenlose „Aufklärung" vor, aber unsere Zeit gerade ist es, die mehr als je die Spuren der Vergangenheit suchen und verstehen lernte, welche die Sitte der Väter ehrt und pflegt, statt vornehm darüber hinwegzublicken. In diesem Geiste wird auch das Ammergauer Passionsspiel von den Tausenden betrachtet und aufgefaßt, die aus allen Ländern herbeikommen, wes Sinnes und Glaubens sie auch sein mögen. Und wenn auch das stille Bergidyll von ehedem inzwischen zum weltbekannten Ereignis ward, wenn jetzt die Telegraphendrähte spielen, wo einst nur der schweigsame Hirt oder das hochgeladene Saumroß zog, so fühlt doch jeder leise den Zauber, daß hier ein letztes Stück von altem, deutschen Leben vor uns liegt. Und ohne daß wir's uns selber eingestehen, empfinden

wir es, daß wir alle daran teilhaben, wo sich der Volksgeist noch in seiner alten Naturkraft regt, wo ein Volk aus dem Herzen handelt!

Für die tiefere Bedeutung, welche die Ammergauer Spiele als ein Stück deutscher Kulturgeschichte besitzen, haben wir ein Zeugnis ersten Ranges, das in der reichen Literatur über den Gegenstand unseres Wissens noch gar nicht betont ward. Es ist das Urteil Goethes.

In einem Briefe vom 24. September 1830, der an den Altmeister nach Weimar gerichtet ist, schildert Sulpiz Boisserée[1] seine Fahrt in das kleine, bayrische Bergdorf, zu der er sich anfangs nur „ungern bereden ließ". Aber auch er, der feine, künstlerische Geist, kann seine Bewunderung nicht versagen, wenn er diese Aufführung sieht, die zu einer Zeit ins Leben trat, wo es noch gar kein eigentliches Theater in Deutschland gab; auch er findet die Durchbildung der Gruppen vortrefflich und erkennt offen den „Verstand und Kunstsinn" an, womit das Ganze geordnet ist.

Goethe selbst aber ist von der Schilderung so erbaut, daß er dieselbe ohne weiteres in einem Blatte des „Chaos" zum Abdruck bringt und dem Verfasser aus Weimar (17. Oktober 1830) folgenden Rat hinzufügt: „Tun Sie es ja, um Ihrer und um anderer willen, solche Lebens- und Sittenzüge, sobald Sie nur Stimmung haben, auch aus der Erinnerung aufzuzeichnen und, was dergleichen im Tage begegnet, festzuhalten. Sie sind weit herumgekommen und haben manches bemerkt; lassen Sie es nicht untergehen. Selbst ist für dergleichen das südliche Deutschland fruchtbarer als das nördliche, es gehört eine mittlere Unschuld dazu, wenn dergleichen hervortreten soll."

So urteilte der größte der deutschen Dichter vor fünfzig Jahren.

Auch unser Ziel ist das kleine, bayrische Bergdorf, wenn auch die Aufgabe, welche Goethe seinem kölnischen, damals bayrischen Freunde gestellt, inzwischen längst gelöst worden ist.

---

[1] Sulpiz Boisserée, Band 2, Stuttgart 1862, S. 542 ff.

Langsam rollt unser Zug mit zwei gewaltigen Lokomotiven von dannen. Noch ächzen die Passagiere vom Kampf ums Dasein, der sich bereits am Bahnschalter entwickelt hat; selbst der Schaffner wischt sich die Stirn, und von einem Ende des langgestreckten Waggons zum andern gibt es nur eine einzige Parole: — „Oberammergau!"

Das Volk spricht den Namen „Amrigau", und in dieser Form erhält er sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit, aller Kultur zum Trotze. Aber auch die Menschen, die uns umgeben, sind fast ausnahmslos aus dem Volke, aus dem Bauernstande; wir haben mit Absicht unsern Platz so gewählt.

Es ist der Abendzug von München nach Murnau. Draußen auf den frischbegrünten Buchenwäldern liegt die letzte Sonne; der Starnberger See, der hier und dort zwischen der Lichtung des Waldes hervorlugt, ist spiegelstill; die Benediktenwand, der Heimgarten und Herzogstand, die den Südrand säumen, glänzen im rosigen Alpenglüh'n. Nur dann und wann ein Glockengeläut aus trautversteckten Dörflein, — es ist eine wundersame Stimmung, die uns da umfängt auf der offenen Terrasse des fliegenden Wagens.

Drinnen freilich geht's um so lärmender und froher zu. Der ungeheure Andrang des Landvolkes, der gerade zu den ersten Vorstellungen stattfand, hatte darin seinen Grund, daß der Bauer eben da am leichtesten abkommt, bevor die Heuernte beginnt; ist diese einmal im Werke, dann heißt es zu Hause bei der Arbeit bleiben, dann mögen die „Herrischen", die Stadtleute, auf Reisen gehen. Ohne Zweifel betrachten die meisten der Landleute, die nach Ammergau pilgern, den Gang als eine Art von Wallfahrt, als einen *religiösen* Akt; aber das hindert nicht den vollen Frohmut ihres Wesens. Denn es ist ja nun einmal ein Grundzug des katholischen Kultus, den man nicht oft genug betonen kann, daß seine Gebräuche gern ein farbenfrisches, lebendiges Volkstum heranziehen; daß sie womöglich auch dem *Menschen* etwas bieten wollen, während sie den *Gläubigen* erbauen. Vor allem aber kommt dieser Zug, wie gesagt, dem süddeutschen Naturell entgegen; es gibt im bayrischen *Volke* keine Andacht, die den Kopf hängt;

sondern ganz offen hört man sagen, daß unserem Herrgott die lustigen Leute am liebsten seien.[1]

So geht's denn auch da drinnen im Wagen drunter und drüber; man könnte glauben, daß all' die Leute auf eine Hochzeit fahren. Die verschiedensten Kostüme aus Altbayern und Schwaben sind vertreten; hier sitzt der behäbige Bauer aus der Holledau in seinen Kappenstiefeln, dort eine Miesbacherin im spitzen Hut mit der Goldschnur, und dicht vor ihr ein paar singende Burschen; daneben die Dachauer Maid mit der dichten Umwallung von Röcken. Sie möchte wohl in einem mitgebrachten Büchlein über das Passionsspiel lesen, doch das ist absolut unmöglich, weil es „dem bösen Nachbar nicht gefällt", der sie mit witzigen Zärtlichkeiten bedrängt. Und während er seine Werbung stellt, sind die beiden Schwaben, die dahintersitzen, flugs in Handelschaft geraten, Tausch und Kauf wird erwogen; man rechnet, man singt, man nimmt, was eben die Stunde bietet. Da huscht mit einmal wie ein Taubenschwarm eine Schar von bildhübschen Mädchen herein, das weiße Tuch ums Mieder geschlungen, die nußbraunen Zöpfe im Nacken, — für solche Gäste muß noch Platz geschaffen werden, so enge es ringsum ist. Sie kommen aus der Gegend des Lechtals, zehn Stunden zu Fuß, die älteste von ihnen hat die Führung übernommen, aber von Müdigkeit ist noch wenig zu verspüren. Der ganze Wagen lacht über die Männerlosigkeit der kleinen Amazonentruppe, mit Schalkheit geben sie's zurück, überall klingt jene schlagfertige Rede, die immer trifft und nie verletzt. Es ist eine Freude zuzuhören — solch gesundem Volk.

So kommt die Dämmerung langsam hernieder; der dicke Landkaplan, der in der Ecke sitzt, beginnt zu schnarchen; ein altes Mütterlein, grau wie die Sibylle von Cumä, senkt betend den Kopf, die Schwabenmädchen aber schmettern wie die Nachtigallen, wenn es dunkel wird.

Gleich einem blassen Streifen liegt der Ammersee zwischen den Wäldern, dicht vor uns taucht der Staffelsee empor, — da klingt ein schriller Pfiff, und wir halten in Murnau.

---

[1] Ein österreichisches Schnaderhüpfel lautet: „Und a lustige Eicht (Zeit) hat der Herrgott selm g'weicht, selm g'weicht und selm g'segn't; Glück auf, wem's begegn't!"

Die Mehrzahl der Gäste bleibt hier zur Nacht, es ist erst Freitag abend und Zeit genug, um morgen zu Fuß nach Ammergau zu pilgern, in Ettal vorzusprechen und rechtzeitig die Billette zur Vorstellung zu gewinnen. Wir selbst aber nehmen die Post, um noch nach Oberau zu fahren, denn die Nacht ist lau und der Vorsprung von zwei Stunden auf alle Fälle nützlich.

In wenigen Minuten hat sich die Menge verlaufen, und unvermerkt verwandelt sich das Bild der Eisenbahn in die Idylle der Postwagenzeit. Der große, gelbe Kasten steht schon bereit, und die verschlafenen Pferde hängen die Ohren; der Passagiere sind nur drei, aber zahllose Frachtstücke bekunden den lebendigen Verkehr, der sich auf diesen Bergstraßen bewegt.

„Jetzt brauchen ma' an Beiwagen," murmelte der Kondukteur verdrossen.

„Sagen S' lieber gleich an Heuwagen," erwidert unhold der Packer. Dann wird aufgeladen, und in scharfem Trabe geht es dahin durch die Gassen des Marktes in die glitzernde Sternennacht.

Es ist ein herrlicher Weg. In den Bäumen klingt jenes nächtliche Rauschen, die klare Loisach strömt vorbei, nur aus den Einödhöfen glänzt hier und dort noch ein spätes Licht. In der Ferne aber hört man das Bellen der wachen Hunde, dann ist es wieder tiefe, tiefe Stille.

Wir sind in jenem weiten, grünen Tale, das sich gerade gegen Partenkirchen hinzieht und dessen Abschluß die himmelhohen Felsen der Zugspitze bilden. Erst hinter Oberau zweigt dann der Weg zur Rechten ab und führt über den steilen Ettaler Berg nach Ammergau.

Mitternacht ist längst vorüber; auf den Wiesen, die zu beiden Seiten der Straße liegen, klingt das Geläut der Herden, die im Freien weiden, ein Zug scheuer Füllen springt über den Weg, und wundersam erglänzt im Mondlicht der ewige Schnee, der in den Schatten der Zugspitze lastet.

In Oberau finden wir Nachtquartier und schlummern getrost bis zum Morgen, eines schönen Sonnentags gewärtig. Aber es scheint fast unmöglich, die Ammergauer Spiele trocken zu beschreiben; auch für uns wandelt sich das Bild, und als wir er-

wachen, pocht der ungestüme Regen an die Scheiben; die ganze Gaststube ist bereits gefüllt mit Flüchtlingen aller Art. Das freistehende Wirtshaus von Oberau ist noch vom alten, guten Schlage, keine „Fremdenfalle", wie Paul Heyse unsere modernen Hotels genannt hat, sondern eine jener großen Wirtschaften, die für die Physiognomie und das Volksleben unserer bayrischen Dörfer so charakteristisch sind. Schon in der offenen Hausflur stehen die Zechtische, an denen Fuhrleute und Jägerburschen ihren Platz genommen, darüber hängen die mächtigen Hirschgeweihe, und auf den Enden derselben sitzen traulich die Schwalben, die in der Ecke ihr Nest hegen.

Drinnen in der Stube aber schlägt der Hammer an das Eimerfaß, um die braune Lethe aufzuspunden, die den besten Trost in solchen Nöten abgibt; drei, vier Stunden kann's wohl dauern, bis der Regen aufhört, und dies bedeutet ebensoviele „Maß". Man gönnt es ihnen gern, den jämmerlich Durchweichten!

Und doch hält selbst in solchem Drangsal der unverwüstliche Humor des Volkes stand; schallendes Gelächter erklingt, als eine lange, triefende Gestalt mit Trauermiene hereintritt und einer der Burschen ihm scherzend zuruft: „Ja, Hansenbauer, wie schaust denn du heut aus, du kommst ja daher, wie der Vorreiter von die armen Seelen!"

Gegen Mittag ist der Aufbruch möglich; zahllose Wagen beleben bereits die Straße, die um den Ettaler Weg emporzieht. Am Fuße desselben stehen in malerischen Gruppen die Vorspannpferde, und in der Schenke gegenüber zechen die Fuhrleute im braunen Wettermantel, mit der Spielhahnfeder auf dem Hut. So geht dies auf und nieder, endlos, den ganzen Tag, dichter Wald säumt die Straße, und in der Tiefe tost der Bergbach. Alle Passagiere ohne Unterschied verlassen hier den Wagen, die Achse stöhnt und die Räder knarren; schweigend zieht der Fuhrmann den Hut vor einem Denkmal am Wege. Es ward zum Gedächtnis für jenen Steinmetzmeister errichtet, der hier 1875 zugrunde ging, als man mit 32 Pferden jene kolossale Kreuzigungsgruppe über den Berg brachte, welche König Ludwig II. den Ammergauern zum Geschenk gemacht; die Figur

des Johannes stürzte dabei herab und tötete zwei Menschen.

Endlich ist die Höhe gewonnen, und aus grünem Wiesenplan, an den Wald gelehnt, ragt die mächtige Kuppel von Ettal. Kein Wanderer geht hier vorbei, in dichten Scharen strömt das Landvolk zur Wallfahrtskirche, um das berühmte Madonnenbild zu besuchen, das man lange Zeit dem Niccolo Pisano zugeschrieben. Heute ist es aus dem Tabernakel auf den Altar herabgelassen, dessen Stufen mit betenden Menschen gefüllt sind; die Ornamente der Kirche (die nach dem Brande von 1774 neu erbaut ward) sind in zierlichem Rokoko gehalten. Ein frischer Trunk im nahen Bräustüblein stärkt uns von neuem zur Wanderschaft; fast senkrecht steigt nunmehr die Spitze des Kofels[1] empor, während der Weg sich sacht um eine Felswand schmiegt; in einem halben Stündlein haben wir Ammergau erreicht.

Welch ein Gewühl umgibt uns; überall stehen die ausgespannten Stellwagen und Postfuhrwerke mitten in der Straße, und mit groben Buchstaben steht es auf dem gelben Gestell, woher sie kommen: von Weilheim und Hohenschwangau, von Innsbruck und aus dem Zillertal. An die Häuserwand gedrückt, unter dem Schutze der vorspringenden Dächer sitzen zahllose Menschen wie die Hühner auf der Steige, alle Fenster und Balkons sind mit Fremden besetzt, und noch immer, immerfort kommen die Extraposten und der keuchende Omnibus und die offenen Leiterwagen der einzelnen Dörfer.

Es ist keine Kleinigkeit für Menschen, die doch nach ländlichem Muster leben, solchen Massen und solchen Ansprüchen gerecht zu werden, allein jeder billig Denkende muß gestehen, daß auch hierin das Möglichste geleistet wird. Salons nach unserem Stile darf man freilich nicht erwarten, aber ein reinliches und freundliches Zimmer sowie der Logenplatz zum Spiele (den wir drei Tage vorher bestellt) wird uns ohne Aufschub angewiesen; mit unermüdlicher Bereitwilligkeit wird jede Auskunft gewährt.

So zeichnet sich denn das freundliche Dorf auch durch eine schlichte, aber herzliche Gastlichkeit aus, die leider nicht so allgemein in Bayern ist, daß ihre Erwähnung überflüssig erschiene. Schon die — Nibelungen beklagen sich ja, wie sie auf

[1] Steiler, 1384 m hoher Berg, an dessen Fuß Oberammergau liegt.

dem Wege zu Etzels Hof sich durch Bayern hindurchschlagen mußten, während sie diesseit und jenseit der Grenzen guten Empfang erfuhren, und auch das mittelalterliche Sprichwort meint, daß in diesem Land „mehr Streit von einem Knechte sei, denn anderswo von zehen Rittern“. Wer aber ließe ganz von seiner alten Art?

Um die verbindliche Aufnahme der Fremden bemühen sich in rühmlichster Weise zunächst der Bürgermeister, der auch Dramaturg des Spiels und der Darsteller des Hohenpriesters ist, sowie Georg Langs sel. Erben. Beide sind „Verleger“, nur darf man nicht an Bücher denken, sondern an jene Holzschnitzereien, die hier längst in Blüte standen, ehe Gutenberg den weltgeschichtlichen Schnitt ins Holz getan, der den Buchstaben mobilisierte.

Den Sammelpunkt der eleganten Welt in Ammergau und vor allem der internationalen Elemente bildet der Gasthof des Engländers Gaze; dort bringen auch wir unsern Abend zu. Jeder, der hier eintritt, wird natürlich (wenn sein Aussehen nur halbwegs hinreicht) für einen Ausländer gehalten; der Kellner begrüßt ihn französisch und das Zimmermädchen in fließendem Englisch, bis er auf gut deutsch seine Wünsche vorträgt. Denn, wie gesagt, auch zahlreiche Deutsche sind so klug, daß sie lieber um eine Mark ein gutes Rostbeaf als einen harten Kalbsbraten essen, zumal sich fast immer interessante Gesellschaft findet, die gern bis Mitternacht aushält; dann macht ein schweres Glas Irish whisky den Schluß.

Gemächlich traben wir nach Hause, alle Wagen auf der Straße sind mit Schläfern besetzt; unsere Wirtin aber ist noch aufgeblieben, um mit der Lampe den Gast zu erwarten. „Schlaffen S' g'sund!“ ruft sie uns nach, und wir taten nach ihren Worten.

Wenn wir erwachen, hallen die Böllerschüsse durchs Dorf, und klingende Musik zieht durch die Gassen, die schon wieder überflutet sind mit Menschen — und mit Regen. All' diejenigen, die in den umliegenden Dörfern kampierten, kommen nun in Eilmärschen herangezogen, aber auch die Bewohner selbst sind schon in vollem Aufbruch begriffen, um ihr Kostüm zu be-

reiten und ihren Platz auf der Bühne einzunehmen. Mehr als 700 Personen, unter denen nicht ein einziger Fremder sein darf, sind ja daselbst beschäftigt, und sogar die Kinder, die in den Massenaufzügen mitwirken, zeigen den gleichen Feuereifer wie die Alten: überall steht heute die Werkstatt oder die Schnitzbank leer.

Da schallt der Böllerschuß, der den nahen Anfang verkündet, und alles strömt nun ins „Theater", wo Tausende bereits seit Stunden warten. Vor dem Gebäude sind allerlei Buden aufgeschlagen mit Eßwaren, Photographien, „Erinnerungen an Ammergau", aber niemand hat jetzt Zeit, sich mit dergleichen zu befassen, da Hast und Spannung sich auf allen Zügen malt.

Schon der erste Eindruck, den das Innere dieses Theaters macht, ist entschieden imposant, denn alle Räume sind bei weitem größer, als wir es sonst gewohnt sind, der freie Himmel darüber und die Berge, die uns umgeben, dehnen dies Bild noch mehr ins Weite. Vor allem aber ist die Bühne selbst gewaltig. Zur äußersten Rechten und Linken vertiefen sich zwei breite Straßen, auf denen ein reiches Volksleben sich natürlich entfaltet; die Ecke bildet der Palast des Pilatus und der des Hohenpriesters mit bronzierten Portalen und geräumigen Altanen. Dazwischen steht in gleicher Front das eigentliche, gedeckte Theater (eine kleinere Bühne auf der großen) und diese allein wird stellenweise durch einen Vorhang geschlossen: dort werden die lebenden Bilder vorgeführt und einzelne der intimeren Situationen, wie z. B. das Abendmahl. Alle anderen Szenen aber breiten sich über den ungeheuren, reich gegliederten Gesamtraum aus; das Volk wogt aus den Straßen, schart sich zusammen vor den Palästen, verliert sich wieder in die Tiefe, und viele Hunderte haben dabei noch freien Spielraum auf jenem mächtigen Proszenium, das sich vor der ganzen Fassade ausdehnt.

Amphitheatralisch steigen von hier die Sitzreihen auf; zwei Drittel derselben sind unbedeckt, nur der obere und vornehmste Teil, in dessen Mitte die Logen liegen, besitzt ein schützendes Bretterdach. Obwohl nur von rohem Holze gezimmert, macht

der gefüllte Bau doch einen gewaltigen Eindruck mit seinen Tausenden, die dicht gedrängt und lautlos hier weilen, von einem einzigen Gedanken zusammengehalten! Man fühlt das Volkstümliche dieser Spiele mit unmittelbarer Gewalt, man fühlt, daß das innerlich Große nicht an äußeren Prunk gebunden ist.

Da beginnt mit einmal das Orchester zu spielen, das dicht vor der Bühne links vom Beschauer sitzt; die Musikanten tragen die Joppe und den grünen Federhut, selbst der Diener, welcher dort vor den Türen steht, mit der blau-weißen Schärpe am Arm, hat als Livree nur den grauen Wettermantel, die uralte Gebirgstracht.

Wenn man die Musik, welche der Ortsschullehrer Dedler († 1822) verfaßt hat, und welche die sämtlichen lebenden Bilder begleitet, beurteilen will, so darf man dabei freilich nicht den Maßstab des Kapellmeisters anlegen, sondern man muß sich fragen, wie sie dem Zwecke dient, den sie erreichen will. Und in dieser Beziehung ist ihr fließender Gang mit den verständlichen Melodien ganz am Platze; sie soll ja nicht auf den Künstler, sondern auf die Masse wirken, und unleugbar trägt sie bei zur Stimmung.

Nachdem die Ouvertüre verklungen, tritt der Chor auf das Proszenium, Männer und Frauen in langer, faltiger Gewandung, deren würdige, ja, fast vornehme Haltung Bewunderung erweckt. Ruhig und sicher ist jede Bewegung; mit musterhafter Präzision, die niemals mechanisch wirkt, schließt sich ihre Reihe; dann spricht der Führer mit voller Stimme den Prolog. Eine feierliche Stille liegt über dem weiten Raume, wenn nun die heilige Handlung beginnt.

Die Gliederung derselben ist einfach und verständlich. Sie umfaßt die Leidensgeschichte des Herrn vom Einzuge in Jerusalem bis zur Auferstehung in siebzehn dramatischen Szenen, und jede der letzteren wird zuerst durch lebende Bilder eingeleitet, die gleichsam eine Parallele aus dem alten Testament bieten und durch den Chorgesang erklärt werden. Nicht alle derselben sind gleich wertvoll; manche erscheinen vielleicht ein wenig überladen oder gar zu sehr stilisiert; aber im ganzen

sind auch sie entschieden mit einem feinen, künstlerischen Sinn gefaßt und zeigen neben großer Innigkeit der Empfindung eine merkwürdige Bewältigung der Massen.

Das letzte Geheimnis aber dieser unvergleichlichen Gesamtwirkung bleibt doch immer — der Stoff, der mit tiefer Gewalt an die ersten Eindrücke unserer Jugend sich wendet, der das Ergreifendste ist, was je auf Erden geschah, der selbst für den, welcher ohne Glauben kommt, das größte Moment in der Gestaltung der Geschichte darstellt. Denn diese Bedeutung wird dem Christentum auch der Gegner nicht streitig machen.

Dieser Eindruck aber wächst dadurch, daß er in so schlichten Händen ruht; das fühlen wir unbewußt schon bei den ersten Bildern, wenn wir Adam und Eva sehen, die mit ihren Kindern das Feld bauen unter der Last des alten Menschenfluches: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ Dann kommt der Einzug in Jerusalem, wo alle Plätze und Straßen sich füllen von jauchzenden Menschen, wo sich die Kinder um den Herrn drängen, wenn tausendstimmiges Hosianna uns entgegenklingt. Er aber schreitet traurig in ihrer Mitte, den Schmerz der Menschheit in der Seele tragend, segnend ruht seine Hand auf jenen Scharen, die in wenigen Tagen rufen: „Ans Kreuz mit ihm!“

Viele Augen sind in dieser Stunde feucht, und fürwahr, dieses Bild ist eines der großartigsten, der künstlerisch vollendetsten des ganzen Tages; es preßt das Herz vielleicht nicht so zusammen wie der unmittelbare Anblick der Leidensszenen, aber das Herzeleid, das hinter diesem Jubel ruht, ist für jeden, der eine vertiefte Auffassung mitbringt, überwältigend. Und fast erschrocken fragt man sich: Wie können schlichte Landleute zu dieser Höhe seelischer Wirkung sich aufschwingen? Das wirkt eben nicht die Kunst allein, sondern nur der Glaube; auf diesen seinen Höhepunkten ist das Passionsspiel in der Tat — Religion.

Ohne eigentlich schön zu sein, macht die Gestalt des Christus doch einen so überlegenen und erhabenen Eindruck, daß sie selbst äußerlich ihre Aufgabe vollkommen ausfüllt. Langes, schwarzes Ringelhaar umgibt das bleiche und doch kräftige Angesicht, das

von einem seelenvollen Zuge vergeistigt wird; die Gestalt ist stark und hochgewachsen und gewinnt noch durch das Ebenmaß ihrer ruhigen und würdevollen Bewegungen. Ueber das lange Gewand, das in blaugrauen Falten herniederfällt, ist ein rotes Oberkleid geworfen.

Von dramatischer Lebendigkeit sind die Verhandlungen des hohen Rates, die nun sofort beginnen, um den „Aufrührer" zu verderben, der sich einen Sohn Gottes genannt hat und damit den bisherigen Einfluß der Priesterschaft schmälert. Auch das Vorbild ist hier treffend gewählt: es sind die Söhne Jakobs, die ihren Bruder Joseph verkaufen. Ihre Typen glauben wir wiederzusehen im Lärm der streitenden Versammlung; mit feiner Nuancierung treten uns die einzelnen Gestalten entgegen; jeder hat seine eigene Art und bringt sich zur Geltung. Der Heiland selbst jedoch ist unterdessen nach Bethania gegangen, wo er von seiner Mutter Abschied nimmt; zum ersten Male betritt Maria hier die Bühne. Wenn wir von ihr uns weniger befriedigt fühlen, so liegen die Gründe freilich nahe genug; denn keine andere Erscheinung ward je zu solcher idealen Höhe entwickelt als gerade die Madonna; die ersten Künstler der Welt haben uns hier den Maßstab geschaffen. Während so unser Anspruch der denkbar höchste ist, scheint es andererseits naturgemäß, daß ein Mädchen aus dem Landvolke sich unendlich schwerer zu solcher Darstellung heranbildet, als ein Mann, der volle Fühlung mit dem Leben hat, und daß fast sämtliche Frauenrollen hinter denen der Männer zurückstehen.

Obwohl des Todes sicher, geht Jesus dennoch nach Jerusalem, um mit seinen Jüngern dort das Abendmahl zu halten. Einer der ergreifendsten Momente in der ganzen Passion beginnt; auch die Gestalten der Apostel kommen nun zur vollen kräftigen Entfaltung, Gestalten, wie sie Albrecht Dürer geistig für immer festgestellt.

Das Abendmahl ist der zweite Höhepunkt des Tages, der ebenbürtig neben dem Einzug und neben der Kreuzigung steht. Demütig schreitet der Herr von einem zum andern, um ihnen die Füße zu waschen; für jeden hat sein Mund ein liebes Wort, dann folgt die Segnung von Brot und Wein. Die Erscheinung

der einzelnen Apostel ist vortrefflich; nur Johannes, der ja auch der zarteste, der idealste von ihnen ist, zeigt vielleicht zu harte Konturen, während diese dem Petrus um so besser stehen. Letzterer ist in der Tat die Verkörperung eines Dürerbildes: das Haupt mit den grauen Haaren, das sich leise zur Seite neigt und halb auf die Brust herabsinkt; das Wort, das so treuherzig derb hervorquillt — all' das hat eine Wirklichkeit, eine Glaubhaftigkeit der Erscheinung, daß wir fürwahr die alten heiligen Zwölfboten zu sehen meinen.

Rechts von Petrus sitzt Judas, und dieser ist wohl die schärfstgezeichnete Gestalt der ganzen Passion. Jedenfalls ist er diejenige, die am deutlichsten auf das Gemüt des Volkes wirkt, denn vor Verrat schreckt auch der gemeine Mann innerlich zurück, zumal die psychologische Entwicklung dieser Untat von der ersten heimlichen Regung bis zum verzweifelten Selbstmord so packend greifbar ist. Man erschrickt fast im Gedanken, wieviel Untreue das eigene, alltägliche Leben birgt! Schon Devrient hat mit Recht auf diese Wirkung hingewiesen; dieselbe steigert sich aber noch durch das vorzügliche Spiel des Darstellers, der nun zum drittenmal die Rolle inne hat. Daß die ältere Zeit gerade hier ihrer wohlgemeinten Derbheit vollen Spielraum gab, wird niemand wundernehmen; der „Teufel" dürfte in solchem Falle mit Fug und Recht intervenieren, und die Szene der Erhängung konnte dem Volke nicht drastisch genug gegeben werden. Jetzt ist auch hierin alles vermieden, was nach unseren heutigen Begriffen anstößig erscheinen müßte, der Vorhang fällt in dem Momente, da Judas nach dem Baumast greift, aber der Verräter scheint deshalb nicht minder schwer gerichtet. Sein scheues, von Seelenqual erfülltes Wesen schneidet tief ins Gewissen der Menge.

Mit großer Würde und bedeutendem Talent spielt auch Pilatus, vor welchen Christus nunmehr geführt wird, nachdem die Hohenpriester sein Todesurteil gesprochen. All' diese Szenen gehen auf den Balkons des Hauses vor sich, während unten das Volk und die Kriegsknechte lärmen, und es bleibt erstaunlich, wie sicher die ländlichen Darsteller sich selbst mit diesen hochgestellten Figuren abfinden. Ruhig und vornehm weist Pilatus,

der überlegene Römer, die gehässige Verfolgung ab, womit die Hohenpriester ihn täuschen wollen; auch sie gebärden sich vornehm, doch ihrer amtlichen Würde fehlt die Menschenwürde. Hoch erhaben steht der Heide neben ihrer „herzlosen Rechtgläubigkeit", und die Energie, womit dieser Gegensatz zum Ausdruck gebracht wird, macht den Darstellern alle Ehre. Selbst Herodes, der genußsüchtige, autokratische Herrscher, der das Leben und die Dinge wenig ernst nimmt, erscheint noch fürstlich neben der fanatischen Rachsucht, womit der hohe Rat das Verderben des Messias ertrotzen oder erlisten will.

In geheimnisvoller Hast hat er inzwischen seine Anhänger aufgeboten; das „Volk" soll den Tod des Empörers fordern, und mit der ganzen Kraft erregter Massen wogt es jetzt um den Palast des Präfekten, hundertstimmig schallt der Ruf: „Ans Kreuz mit ihm!" Es ist ein zündend-malerisches, aber auch ein entsetzlich-tragisches Bild — dieser Umschlag der Begeisterung zum Haß; Barrabas wird freigegeben, schweigend bricht Pilatus den Stab.

Und nun gewinnt die Grausamkeit ihr furchtbares Recht. Schon bevor Pilatus dem Willen des Volkes wich, sind wir die Zeugen der Geißelung und Dornenkrönung gewesen; mit unbarmherziger Gewalt wird dem Heiland die spitze Krone aufs Haupt gepreßt, die ganze Gestalt, die bisher regungslos vor uns stand, zuckt in Schmerzen zusammen. Und ein Schauer rieselt durch die atemlose Menge; hier und dort klingt verhaltenes Schluchzen, aber festgebannt ruhen auch die nassen Augen auf dem unerbittlichen Schauspiel. Ecce homo!

Das „Volk" ist zu allen Zeiten und allerorten realistisch gewesen, es ist weichmütig im Herzen, aber sinnenstark; es wird gerührt von dieser Schmerzensqual, aber es hat den Mut, sie zu sehen. „Das Volk schenkt keinen Tropfen Blut her," hat ein geistvoller Kenner desselben gesagt.

So ist die Spannung, die seelische Erregung dieser tausendköpfigen Menge allmählich auf ihren Höhepunkt gekommen. Der Weg nach Golgatha beginnt; im langen Zuge, den ein berittener Hauptmann führt, trägt Christus das Kreuz; er begegnet seiner Mutter, er bricht zusammen, aller Jam-

mer, den ein Menschenherz empfinden kann, ist hier gehäuft.

Wenn der Vorhang sich wieder öffnet, hinter dem die Hammerschläge schallen, werden die drei Kreuze aufgerichtet, an jedem hängt ein bebender Menschenleib. Schauerlich ergreifend wirkt dies Bild, das sonst nur die Farbe und der Marmor uns darstellt, und das hier aus lebendigem Leben gestaltet wird — aus einem Leben, das verlöschen soll vor unsern eigenen Augen. Schmerzbewegt zuckt der eine der beiden Schächer, aber die Gestalt des Heilands bleibt regungslos über dem Gewühl da drunten, wo die Getreuen schluchzen, wo die Kriegsknechte sein Gewand verteilen, wo das erbitterte Volk den Sterbenden verhöhnt. Da endlich öffnen sich leise seine Lippen, und durch den totenstillen Raum erklingt seine Bitte: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!"

Und dann der stumme Todeskampf mit den sieben Worten, bis das letzte Wort verhallt: „Es ist vollbracht!" —

Donnergetöse, wie es die Bibel erzählt, dröhnt hinter der Bühne, mit Entsetzen meldet der Bote, wie der Vorhang im Tempel entzweiriß, aber auch am grauen Wetterhimmel, der über uns selbst liegt, zuckt und grollt es, und der rollende Donner widerhallt in den Bergen. Ein mächtiges Gewitter bricht los.

Ein Gedanke nur beseelt alle in dieser Stunde. Die Tausende, die hier weilen, auch der Kälteste beugt sich in Ehrfurcht vor dem Bilde, das für zweihundert Millionen Menschen den Trost der Ewigkeit umschließt!

Den Geschiedenen aber werden nun die Beine zerbrochen, die Seite Christi wird mit der Lanze durchbohrt, dann wird der Leichnam sorglich herabgenommen und bestattet. Länger als eine halbe Stunde verblieb derselbe hängend am Kreuze, die physische Anstrengung neben der geistigen Leistung kann nur ein Körper ertragen, dem das Berggestein eherne Sehnen gab. Natürlich werden verschiedene unsichtbare Hilfsmittel zur Erleichterung gebraucht, doch uns widerstrebt es, jede Gesamtwirkung zu zerpflücken, indem man schildert, wie alles „gemacht" wird; wir möchten den geistigen Eindruck nicht in technische Einzelheiten auflösen. Bewunderungswürdig bleibt es

nur, daß bei aller schauerlichen Naturwahrheit dieser Kreuzigung doch nie die feine Grenze des ästhetisch Möglichen überschritten wird; alles Widerliche ist mit sicherem Gefühl vermieden.

Der Gipfelpunkt ist damit erreicht, die Auferstehung des Herrn und ein Halleluja bilden den Abschluß.

Draußen vor dem weiten Theater aber hört man schon die Räder rasseln und das Wiehern der Pferde; eine Wagenburg ist daselbst aufgefahren, denn viele Hunderte von Gefährten verlassen unmittelbar nach dem Spiele das Dorf. Um die Berge ziehen dampfende Nebelstreifen, in die bisweilen ein Schimmer der Abendsonne fällt; das Gewitter hat sich verzogen, ringsum duftet der feuchte, lichtgrüne Laubwald.

Und so ziehen denn auch wir von hinnen, aus einem Tale, das zum schönsten, von einem Schauspiele, das zum Merkwürdigsten gehört, was uns die Wanderschaft in deutschen Landen bietet. Und dies letztere Wort soll nicht den letzten Anteil an unserm Eindruck haben; Tausende und aber Tausende kommen aus weiter Fremde, um diesen Rest vergangenen Lebens, um diese Künstlerkraft eines schlichten Volkes zu bewundern, um jenes Bergland aufzusuchen, das in unserer gleichheitsmüden Zeit noch eigene Art und Sitte hegt.

So empfindet der Fremde, der dorthin zieht; wir aber (und wenn wir bis von der Nordsee kommen) können sagen:

Es ist *unsere* Heimat, es ist *unser* Volk!

Der Ammersee.

(1881.)

Es ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen des bayrischen Vorlandes liegt. Schon in der Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Kastelle, welche die Straße beschirmten; noch zeigt der Boden die Spur derjenigen, die ihn damals gepflügt, und jene stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kam.

Dann wurden sie verdrängt von der jugendlichen Kraft der Germanen, und auch deren Spur haftet noch in tausendjährigen Zeichen an Mauer und Erde; bis in die Merowinger- und Karolingerzeit reicht die Geschichte jener Ortschaften zurück. Das Mittelalter beginnt, und überall begegnen uns die großen Träger seiner Kultur: gewaltige Grafengeschlechter gründen ihre Burg am See; der Mönch baut seine stille Zelle, und singend pflügt der Bauer daneben das alte, immer grünende Feld. Doch über dem Waffenlärm und dem Weidruf der einen, wie über dem Glockenschall und Alleluja der andern, schwebt noch tiefe, waldgrüne Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ist bis in die letzten Jahre dem Ammersee geblieben. Sein Gebiet ist eines der herrlichsten im bayrischen Vorland; glänzend spiegelt sich die lange Bergeskette in seiner Flut; Hochwald umkränzt die Ufer, aber eine seltsame Fügung hat es gewollt, daß er vergessen blieb von den Tausenden, die allsommerlich hinausziehen und sich jeden Winkel schöner Erde erobern. Obwohl nur etwa sechs Stunden von München entfernt, lag er doch lange Zeit weitab „vom Wege"; denn keine Bahn führt an diese stillen Gelände, und kein Dampfboot durchmaß bisher die blaue Flut. So blieb denn dieses Fischervolk allein, und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen

versank, sah niemals ins Gewühl drängender Menschenmassen. Erst seit kurzem hat das Dampfboot, das von Grafrath die Amper hinauffährt und dann den ganzen See durchschneidet, auch diese Pfade erschlossen; der Ammersee ist jetzt erst gleichsam entdeckt worden.[1]

Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erste Grün, und der Vogelsang klingt rings aus dem Gehölze. Hinter der Bahnstation wartet der kleine Dampfer, der eigens für den schmalen Lauf des Flusses gebaut ward. Das Wasser desselben, das durch seine milde Heilkraft berühmt ist. schimmert uns klar entgegen; weißer Schaum zischt um die Flanken des Schiffes, sowie sich das Steuer regt und die Fahrt beginnt. Es ist ein wundersamer Wasserpfad — zu beiden Seiten nickt uns das schlanke, hellgrüne Schilf mannshoch entgegen und neigt sich unter den drängenden Wogen; ein Wasservogel fliegt kreischend aus dem Röhricht; ein Weidenbaum senkt seine Zweige hernieder. Doch bald genug grüßt unser Auge schon die blaue Fläche und die leuchtenden Berge.

Das kleine Dorf, wo wir landen, heißt Stegen; es liegt am nördlichen Ende des Sees, und durch die schattigen Bäume des Ufers hat man den herrlichsten Ausblick. Ueberall heben sich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und Buchenschatten, wir aber lassen den Dampfer von hinnen ziehen, und dann erst löst unser Fährmann den leichten Kahn, der uns hinausträgt auf die schweigsamen Fluten.

So schweigsam und doch so beredt! — Um unser Schiff kreist die flüchtige Möwe; aber alles, was uns umgibt, steht so uralt eingewachsen in diesem Boden, daß Gegenwart und Vergangenheit fast ineinander fließen.

Der Kirchturm, der zur Rechten herüberwinkt, gehört dem Dorfe Eching; ein altes Edelgeschlecht im zwölften Jahrhundert trug von ihm den Namen, und in Römerzeiten war es ein Angelpunkt der Straßen, die hier das Land durchkreuzten. In den Gräbern, die man dort aufgedeckt, lagen die Leichen im Kreise, mit den Füßen gegeneinander gewendet, und mancher Schmuck ward damals unter grünem Wiesengrunde ans Licht gezogen.

---

[1] Nun zieht an seinem Ost- und Westufer je eine Bahn, und fünf stattliche Dampfer vermitteln den Verkehr an seinen von Sommerfrischlern stark belebten Uferorten.

Noch weiter drüben, wo die Fenster eines Schlosses glänzen, hausten die „Greifen", auch ein Edelgeschlecht, das bereits um das Jahr 1400 ausstarb. Damals hieß es wohl jubilierend:

„Von Greiffenberg die Greiffen
Die kummen mit Singen und Pfeiffen —"

aber der letzte des Stammes ward in der Türkenschlacht bei Nikopolis[1] gefangen, und Sultan Bajazid ließ ihm das Haupt abschlagen — wie mochte sein Herz in letzter Stunde sich sehnen nach den grünen Geländen der Heimat! Jetzt ist der Ort ein bekanntes und wohlverdientes Stahlbad geworden, wo junge Frauen und bleiche Mägdlein ihr Heil suchen — mir aber klang im Ohre das Singen und Pfeifen der lustigen Ritterzeit, dieweil der einsame Kahn hinaustrieb.

Da schaut mit einemmal eine grauverwitterte Kirche herüber, ganz im romanischen Stil; am Ufer liegen zerfallene Fischerhütten, und in der Sonne trocknen ausgespannte Netze.

„Wie heißt das Dorf hier mit seiner merkwürdigen Kirche?" fragte ich den stillen Fährmann.

„Döß Dorf da?" erwiderte er zögernd; „döß Dorf heißt eigentlich Unterschondorf, aber wir heißen's ‚See'. Und die Kirchen? Gelt, da müßt' man sich schier schamen!"

Und dann erzählte er gelassen weiter, daß die Gemeinde zu dürftig gewesen, um, wie die übrigen Orte am See, ihre Kirche zu restaurieren; auf diese Weise blieb das reizende, romanische Bauwerk unversehrt erhalten. Es ist aus Tuffstein errichtet und mag etwa aus dem zwölften Jahrhundert stammen; weitum im ganzen Gau ist es das einzige Gebäude, das noch ganz seine einstige Gestalt bewahrte. Selbst wenn wir inmitten großer, historischer Städte stehen, mutet uns solch altes Gemäuer gar köstlich an, um wie viel mächtiger wirkt es hier — mitten im grünen Laube und in der Einsamkeit des Dorfes!

Aber auch die Flut, nicht nur das Land erzählt von alten Zeiten; dann zeigen sich unter dem Spiegel des Sees

[1] Festung in Bulgarien (jetzt Nikopoli), 1392 und 1395 von König Siegmund in Ungarn erobert, der jedoch hier mit dem französisch-ungarischen Kreuzheer am 28. Sept. 1396 eine schwere Niederlage erlitt.

noch die Reste von Bauten, die aus römischen Bädern stammen; ja, die Sage erhielt sich lange Zeit, die Römer hätten einst über den ganzen See eine Brücke geschlagen. Noch Westenrieder, der große Meister bayrischer Volkskunde, huldigte dieser Ansicht, die allerdings dadurch einen gewissen Halt fand, daß die Felsen des Seegrundes an der vermeinten Stelle besonders nahe hervortreten.

Der Hauptort auf dem linken Ufer ist Diessen; drüben beherrscht Berg Andechs die Gegend. Aber auch in historischer Beziehung dominieren diese Orte; denn nach ihnen waren die Grafen von Diessen-Andechs genannt, eines der gewaltigsten Dynastengeschlechter aus der Zeit der salischen und staufischen Kaiser.

Von Franken bis nach Tirol und Istrien reichten ihre Güter; Schloß Amras war ihr eigen, und Innsbruck ward von ihnen begründet; mit allen Großen des Reiches und mit allen Thronen Europas standen sie in enger Verbindung. Adelheid, die Schwiegermutter des deutschen Kaisers Konrad und des griechischen Kaisers Manuel, war eine Gräfin von Diessen, die Söhne des Hauses aber begegnen uns in allen Landen als mächtige Degen. Wir finden sie auf dem Bischofsstuhle von Bamberg und Regensburg und als Patriarchen von Aquileja, und Bertold der Vierte ward sogar Herzog von Dalmatien und Kroatien, allein noch glänzender waren, wie gesagt, die Wege der Töchter. Die eine vermählte sich mit dem König von Frankreich, die andere mit dem König von Ungarn, und wieder andere nach Burgund und Savoyen, nach Mähren und Schlesien, nach Oesterreich und in das Haus der Burggrafen von Nürnberg. So lebt noch heute in dem Kaiserstamm der Habsburger und Hohenzollern und in den Königsfamilien von Bayern, von Bourbon und von Italien ihr Blut, ihr eigenes Haus aber brach nur allzu schnell zusammen. Fehde und Zwist zersplitterte den Besitz, der allenthalben willige Erben fand, als im Jahre 1248 der Mannsstamm erlosch.[1]

So war denn mit jähem Verfall eines der mächtigsten und ältesten Geschlechter Deutschlands geschwunden, die Güter

[1] Vgl. Hugo, Chronik des Marktes Diessen, 1902.

um den Ammersee aber fielen an das Wittelsbachische Haus und teilen nun seit mehr als sechshundert Jahren die Geschicke Bayerns.

Wer jetzt in das grüne, seeumspülte Oertlein kommt, merkt wenig mehr von jener stolzen Vergangenheit; nur das geistige Auge fühlt ihren stummen Zauber. Wohl aber gemahnt uns noch so manches in der Anlage und Architektur, ja, fast möchten wir sagen, in der Stimmung des ganzen Ortes an das stattliche Kloster, das die Grafen von Diessen hier gegründet. Es stammt aus dem zwölften Jahrhundert und war anfangs sowohl für Männer wie für Frauen zugänglich, bis die letzteren allmählich „ausstarben". Das Herrenstift indessen, welches die Besitzungen derselben gewann, erfreute sich allzeit mächtiger Gönner und hatte reichen Besitz an Land und Leuten, an „Wunn[1] und Weide", an Fischrecht und Mühlen; vor allem war ihm Kaiser Ludwig der Bayer hold, der den Ort zum Bannmarkte erhob und dessen Bildnis noch jetzt an dem ehemaligen Rathaus prangt. Schon die langgestreckten weiträumigen Mauern haben etwas Historisch-Klösterliches; grünes Laubwerk umgibt uns, und weithin herrscht der Blick über die Fluren des Landes und über die Hütten der Menschen.

Obwohl die Kirche im Barockstil verunziert ist, birgt doch ihr Inneres noch manches Wahrzeichen aus großer Zeit; denn allenthalben sehen wir die Grabsteine jener gewaltigen Dynasten, die hier „schlafen in steinernen Särgen", wie das Wort des Dichters sagt, und im Kuppelgewölbe prangen die Bilder der Heiligen, die aus ihrem Geschlechte hervorgegangen oder mit demselben verwandt sind. Es ist ein Freskogemälde in fünf Gruppen; Kaiser Heinrich der Zweite und seine Gemahlin Kunigunde, König Stephan von Ungarn und die Landgräfin Elisabeth von Thüringen begegnen uns darunter.

Durch den Garten des Klosters aber rauscht mit kühlen Wellen der Weinbach und stürzt sich schäumend über hohes Felswerk; nach der Sage führte von der Kirche einst ein unterirdischer Gang nach Andechs und von dort bis an den Untersberg im Salzburgerlande.

[1] Wiesenland, Synonym von Weide.

Trotz des Verkehrs, den das Dampfboot auf den See gebracht, ist Diessen übrigens noch heute ein stiller Ort, dessen Wohlstand durch die zahllosen Kriege schwer gelitten hat, in die das oberbayrische Land jahrhundertelang verwickelt war. Sein Hauptbetrieb ist die Fischerei, die am Ammersee von jeher besonders blühte; denn schon in uralter Zeit lieferten die Fischer von Diessen ihre Edelware auf den Markt von Augsburg, besonders wenn dort Reichstag gehalten ward. In frohen Gelagen versammelte sich ihre Zunft, so oft ein neuer Genosse darin aufgenommen wurde, oder an den alten Jahresfesten der Innung, und dann klang wohl froher Zecherlärm im Gaden unter dem wetterbraunen Völklein, das sonst so schweigsam scheint. Da der See vier Stunden lang und mehr als eine Stunde breit ist, war die „Fischweid" auf demselben nicht wenig ergiebig, und vor allem gilt das sogenannte „Anraul" (der Zander norddeutscher Gewässer) als eine Spezialität des Sees.

Um das Gebiet der einzelnen Berechtigten abzugrenzen, dienten eichene Säulen mit dem entsprechenden Zeichen, oft aber war auch nur in einen mächtigen Baum am Ufer die Gestalt eines Fisches eingeschnitzt und so die Grenze bestimmt; schon im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns eine strenge und bis ins einzelnste gehende Seeordnung.

Wenn wir von Diessen aus zu Lande unsern Rundgang weiterführen, kommen wir zunächst an die Martinskirche, die für das älteste Gotteshaus in Oberbayern gilt; denn nach der Augsburger Chronik von Welser soll sie bereits im Jahre 303 erbaut worden sein. Von dort geht es nach Fischen, dem einstigen gefreiten Herrensitze, und überall sehen wir Gräberspuren, die auf die früheste Besiedlung weisen; nur ein einsames Schifferhaus begegnet uns, wo die Fähre über den See führt. „Wartaweil" heißt der geduldig-sinnvolle Name des Ortes.

Wir ziehen weiter und haben bald die herrliche Bucht erreicht, die der See hier bildet, auf der einen Seite umschlossen von dem Dörflein Mühlfeld, auf der andern von dem stattlichen Schlosse Ried. Hinter dem Strande aber liegt, von Nußbäumen umschattet, Herrsching.

Im ganzen Seegebiet ist dieser Winkel vielleicht die vollendetste Idylle. Einsam liegt das Ufer mit seinen weißen Kieseln; kein Haus, kein Menschenlärm stört diese Ruhe — nur badende Kinder plätschern im Wasser, das weithinein flach und lichtgrün ist. Ueber den Spiegel zieht eine Möwe, die mit dem Fittich das Wasser streift und wieder emporschwebt in die Lüfte; im Westen ballt sich der schwarze Gewitterhimmel und türmt sich hoch über der langen Bergeskette, deren Gipfel schneeblank herüberschauen. Eine stumme, sommerwürzige Schwüle liegt über Land und See — in solcher Stunde steigen wir empor zu dem alten, weitberühmten Kloster Andechs.

Es ist herrlich gelegen, auf der Höhe eines Bergkegels, den hochgewachsener Wald, tiefe Schluchten und rauschendes Gewässer fast dem Hochgebirge gleichmachen. Wir wählten den Weg durchs Kiental; eine einsame Mühle steht beinahe überhängend am Bache; wuchtige Felsentrümmer liegen hier und dort verstreut, und nur bisweilen sehen wir hinab durch gelichtete Zweige auf den Spiegel des Sees. So geht es höher und höher empor, bis wir endlich das Freie gewinnen, und da liegt nun inmitten von Wald und Feld das stolze Kloster, oder „der heilige Berg", wie ihn das Volk kurzweg bezeichnet.

Schon im frühesten Mittelalter erstand dort eine gewaltige Burg, die dann der Hauptsitz der Grafen von Diessen wurde, nachdem sie drüben das Chorstift gleichen Namens gegründet. Hier wurden dereinst die Schätze des heiligen Rasso geborgen, als im zehnten Jahrhundert die Ungarn ins Land fielen; doch als infolge der Reichsacht (1208) auch diese Burg „zerbrochen" ward, da vergruben die Mönche von Seeon, welche den Gottesdienst daselbst versahen, die Schätze und Reliquien auf dem tiefsten Grunde der Kirche. Erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat man dieselben wieder entdeckt, und die Sage will wissen, daß ein Mäuslein die Stätte verraten habe, wo sie ruhten. Eine Reihe von wundertätigen Heilungen soll alsbald geschehen sein, und da Hunderttausende von Pilgern aller Länder herbeikamen, ward eine neue Kirche und ein Stift für sechs Chorherren errichtet, welches 1455 in ein Benediktinerkloster verwandelt wurde. Die Schätze, welche dort ver-

wahrt und von den Gläubigen noch heute andächtig verehrt werden, sind zwar überwiegend religiöser Art — es sind Reliquien vom „Leiden unseres Herrn", von Maria und den Aposteln — aber manche der kostbaren Gefäße und Gewänder haben auch hohen, kunsthistorischen Wert und reichen zurück in frühe, romanische Zeit.

Wir ehren die Andacht derer, die sich daran erbauen, doch auch wer draußen durch den burgartigen Hof und durch die grünen Gelände schweift, fühlt sein Herz gehoben durch Gottes schöne Welt. Der Ausblick (vor allem vom Turm der Kirche) ist bezaubernd: dieses Hügelland mit seinen grünen Wellen, diese tiefschwarzen Wälder, und zwischen wogenden Saaten die kleinen Dörflein mit ihren braunen Dächern und ihrem tiefen Frieden! Wer könnte sie alle nennen, wie sie hier den See umkränzen, das schöne Breitbrunn und das uralte Inning und Erling — von der Benediktenwand über Karwendel und Wetterstein schweift unser Auge hin bis an den Säuling bei Schwangau.

Allein selbst wenn uns nach minder luftiger Labung gelüstet, sind wir hier an eine gute Stätte geraten; denn die würdigen Jünger des heiligen Benediktus, die so viel getan für Kunst, Wissenschaft und Landeskultur, sie gönnen auch dem müden Wanderer gern ein frohes Stündlein der Rast, und willig öffnet sich das Braustüblein im Erdgeschosse dem wohlerworbenen Durste. Es ist so behaglich und heiter dort; am Fenster stehen die Blumen, und Bilder aller Art schmücken die Wand; lustig singt der Vogel im Bauer und freundlich reicht uns der dienende Bruder den Steinkrug. So wird es uns denn von Herzen wohl an dieser uralten Stätte, und während wir uns auf der Holzbank strecken, geht es uns sinnend durch die Seele, wie reich das Leben ist und wie viele Wege doch zum Ziele alles Lebens führen — zum Glück!

Man muß es nur erst verstehen lernen, was im Lande und im Herzen derer lebt, die man heimsucht; man muß nur auch erleben können, was man sieht! Das ist die beste Frucht aller Wanderschaft.

Hohenschwangau und der Fernpaß.

(1881.)

Fast in jedem Sinne ist Hohenschwangau klassischer Boden. Alle großen Entwicklungsstufen deutscher Geschichte und deutschen Lebens, von der Völkerwanderung bis in die Tage der Reformation, sind mit dem Namen dieser Burg verknüpft, — mag man von der Kulturmission der ersten Christenboten sprechen oder von den Kaisergeschlechtern des Mittelalters, von kriegerischen Taten oder vom stilleren Zauber des Liedes. Immer wieder begegnet uns Schwangau, und so ist die schöne Landschaft gleichsam erfüllt von schönen Gestalten, von jenem Reichtum der Begebenheiten, der sie in vollem Maße zur historischen Landschaft macht. Den feinen und nachhaltigen Reiz, den dieser Umstand verleiht, wird kein Gebildeter verkennen; dadurch allein gewinnt die Betrachtung immer wieder neue Seiten; die geistige Beleuchtung, in der wir eine Oertlichkeit erblicken, ist ja nicht minder wirksam als die Beleuchtung, die vom Himmel auf sie fällt.

Wer zum erstenmal in jene Gebiete kommt, wird überrascht durch die mächtigsten Gegensätze. Es ist die Grenze, wo bayrisches und schwäbisches Volkstum seit uralter Zeit ineinander greifen; alemannische Art, die bedächtiger, kühler, berechnender ist, hat schon das rauhere, kühne Wesen des bayrischen Gebirgscharakters gedämpft. Und wie die Völkerstämme, — grundverschieden, — hier ineinander greifen, so stößt ebenda die breite, volle Ebene an die gewaltige Bergeswildnis. Wer den Blick hinaussendet, sieht weit in niederes, fruchtschweres Land; wer ihn bergwärts wendet, sieht hart vor sich die himmelragenden Wände, grüne Tannenwälder und, zu ihren Füßen eingeschlossen, zwei blaue Seen, die den Burgfelsen bespülen.

Den eigentlichen Schlüssel der Landschaft aber, den mächtigen Angelpunkt derselben bildet der Durchbruch des Lech bei Füssen (Fauces Alpium), der einen der ältesten Wege und Engpässe zwischen Deutschland und Welschland bezeichnet. Seine Bedeutung war schon dem großen Gotenkönige Theodorich bewußt, der die strengste Bewachung desselben befahl; an den Namen Füssen knüpfen sich auch die Taten des Mannes, der als geistiger Held dieses Land dem Christentume gewann. Es war der heilige Magnus, dessen Kelch und Stab noch heute daselbst verwahrt werden.

Wie eine holde Idylle lag waldversteckt und abseits von dem mächtigen Heerwege die Burg Hohenschwangau. Es war nicht bloß eine, es waren mehrere Burgen, die übereinander standen, und es scheint kaum zweifelhaft, daß ehedem ein römischer und ein gotischer Wartturm daselbst gewesen. Aber mehr und mehr streift bald die Weltgeschichte das waldumsäumte Idyll; seine Schönheit mag der Pinsel des Malers schildern; wir aber wollen erzählen von den Taten, die sich unvergeßlich mit dieser Scholle verbinden.

Aus ihrer dämmernden Einsamkeit treten uns bereits im zehnten Jahrhunderte die ersten Urkunden entgegen. Als Kaiser Otto III. im Jahre 997 nach Italien zog, hielt er hier seine Rast; auf Hohenschwangau empfing Anno 1004 Kaiser Heinrich II. der Heilige die Gesandten des Ungarnkönigs Stephan. Als gebietender Name tritt uns in den vergilbten Pergamenten jener Zeit das uralte Welfenhaus entgegen, das in diesen Gauen vor allem begütert war, und als Urkundszeugen finden wir die Schwangauer unterzeichnet, die den berühmten Bischof Wicterp von Augsburg (750) unter ihre Ahnherren zählten.

Am berühmtesten unter ihnen aber ist wohl Hiltebold von Schwangau geworden, der gefeierte Minnesänger[1], dessen Siegel mit dem Schwane uns nicht selten begegnet, und dessen Liebeslieder an die schöne Elsbeth in der Manesseschen Handschrift stehen. Er war um 1200 Burgherr zu Schwangau, also zur eigentlich klassischen Zeit des deutschen Minnegesanges (obwohl

---

[1] Stieler erwähnt ihn auch in den „Hochlandsliedern", „Ges. Dichtungen (hochdeutsch")" S. 66 u. 67.

die nähere Bestimmung durch das mehrfache Auftreten des Namens Hiltebold in seinem Geschlechte erschwert wird).

Reich bewegt ging sein Leben dahin; er verkehrte mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, und auch Walter von der Vogelweide, der eben um jene Zeit durch die bayrischen Alpen zog, hat aller Vermutung nach auf Hohenschwangau Einkehr gehalten. Den Höhepunkt seiner Fahrten aber, seiner Taten und Leiden bildete der Kreuzzug nach Syrien, wo er aus dem tiefsten aller Liederbronnen schöpfte, aus dem Heimweh.

Da Hiltebolds Lieder soviel wie gar nicht bekannt sind, obwohl sie der Münchener Kanonikus Dr. Johannes Schrott in vorzüglicher Weise neudeutsch bearbeitet hat[1], so werden wenigstens einige Proben derselben unseren Leserinnen willkommen sein. Dem Lobe der Frauen gilt ja sein Gesang, wenn auch sein Herz in treuer Beschränkung an der einzigen Erwählten hängt.

„Und wissen soll sie's: and're Frauen keine
Lieb' ich; die Minne wär' auch kleine!
Wohl dien' ich allen, — aber durch die Eine."

Freilich ist sie so schön und von solchen „Huldgebärden",

„Daß andre Minne ruhig ich entbehre;
Mit ihrem Leib schuf Gott sich selber Ehre."

Ein Ton tiefwarmen Glückes klingt dann durch seine ernsten Weisen, die er an sie richtet:

„Selig sei die Süße, Reine,
Selig sei ihr roter Mund,
Selig sei, die ich da meine,
Selig ist so süßer Fund."

In einem andern Liede fährt er weiter fort:

„Es hat die Ohnegleiche
Ganz über mich Gewalt;

[1] „Die Minnelieder Herrn Hiltbolds von Schwangau," 1871.

Ich bin der Arm' und Reiche,
Bin jugendlich und alt,
Betrübt und froh, — je wie sie spricht —
Doch daß ich von ihr weiche,
Dies Einzige vermag sie nicht."

Und später heißt es:

„Dem König folgt, wohin er will, mein Leib,
Doch ohne Herz, das muß ich ausbedingen;
Denn dies besitzt zu aller Zeit ein Weib,
Von ihr weg könnt' es Unser Herr nicht bringen."

Allein wenn er sich auch dessen freut, daß allenthalben ihre Tugend laut gerühmt wird, so schmerzt ihn doch bisweilen das ewige „Versagen", das er auf seine Bitten und Liebesschwüre erfährt:

„Doch leider — ich bedachte nicht,
(Weil ihre Schönheit mich gemacht zum Toren):
Zu meinem Fleh'n sagt sie aus Pflicht
Dann nein, und meine Freuden sind verloren."

Diese wenigen Proben, mit welchen wir zugleich das Verdienst des Uebersetzers ehren möchten, zeigen die poetische Begabung Hilteboldts gewiß in hellem Lichte; zu ihrer vollen Wirkung aber müssen wir uns freilich die Zauberlandschaft dieser Berge denken, die blauen Seen, zu denen der Ritter aus braunem Gaden herniedersah, und die Herzensfroheit der Zeit, in der er sang.

Bald wandelt sich auch für Schwangau das Bild; die sonnigen Töne verschwinden, und an ihre Stelle tritt die tiefste Tragödie, welche die deutsche Geschichte jemals gesehen.

Es ist der Abschied Konradins.

Der unglückliche, letzte Sprosse des Staufengeschlechts war am 25. März 1252 auf der Herzogsburg zu Trausnitz bei Landshut geboren; sein Vater, Kaiser Konradin IV., hatte ihn nicht mehr gesehen. Seine Mutter aber war Elisabeth, die Tochter

des bayrischen Herzogs Otto des Erlauchten, die mit fünfzehn Jahren vermählt und mit zweiundzwanzig verwitwet war; dann lebte sie am Hofe ihres Bruders Ludwig des Strengen und längere Zeit auf der Burg zu Schwangau, bis sie nach fünfjährigem Witwenstande dem mächtigen Grafen Meinhard von Tirol die Hand reichte. Der kleine Konradin war über diese zweite Ehe so ungehalten, daß er es verweigerte, sich zu erheben, wenn seine Mutter in den Saal trat; er war das Königskind, sie aber hatte sich zur Gräfin erniedrigt.

Oft genug freilich wich diese Härte, die bei dem leidenschaftlichen und stolzen Sinne des Knaben keineswegs unglaublich scheint, weicheren Herzenstönen, und dann sehen wir nur die schöne, junge Mutter, die das Verhängnis ihres Hauses ahnend in der Seele trägt und bekümmert niederschaut auf den blonden Sohn, der ahnungslos diesem Verhängnis entgegenreift.

Die alte Streitfrage, ob Konradin wirklich in Hohenschwangau von seiner Mutter und von der Heimat Abschied nahm, bevor er nach Italien ins Verderben zog, „erwächst beinahe zur urkundlichen Gewißheit" durch einen Stiftsbrief, den Elisabeth mit Bezug auf die Abreise ihres Sohnes den Nonnen von Voldepp[1] ausgestellt. Derselbe ist datiert von „Schloß Schwangau", den 22. August 1267, und als Zeugen dienen die sämtlichen Edlen und Ritter, denen wir nun auf dem ganzen Zuge als ständigen Begleitern Konradins begegnen. Sie hatten sich offenbar auf der Burg Schwangau zur Heeresfolge versammelt, hier war demnach der Ort ihres Auszuges und Abschiedes.

Das Ende dieses Weges freilich ward mit Blut in die Tafeln der Geschichte geschrieben, als der letzte Staufe auf dem Marktplatze zu Neapel enthauptet ward.

Noch mancher Held aus den folgenden Kaisergeschlechtern hielt auf Hohenschwangau Rast: Ludwig der Bayer, der am Plansee sein Jagdgebiet hatte, wo noch heute der Kaiserbrunnen nach ihm genannt ist; Maximilian, „der letzte Ritter" und der kühnste Jäger seiner Zeit, der von hier bis Zirl und Innsbruck sein Weidwerk hegte.

[1] Dorf bei Rattenberg in Tirol.

Unter Karl V. endlich kam die Feste an ein Augsburger Patriziergeschlecht (von Paumgarten), und der internationale Charakter dieses Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, mag schon daraus hervorgehen, daß die Bestätigungsbriefe über das einsame Bergschloß von Neapel und Madrid datieren. Damals soll auch Martin Luther als Flüchtlingsgast die Feste bewohnt haben, die nun bald mehr und mehr zerfiel. Die Boten des Erzherzogs Ferdinand, die sie besichtigen sollten, geben bereits eine klägliche Schilderung; dann kam der dreißigjährige, der spanische und österreichische Krieg und zuletzt die Zeit Napoleons, — Hohenschwangau wäre auf Abbruch versteigert worden, wenn nicht Fürst Oettingen es gerettet hätte. So ward die Burg für den feinsinnigen König Max II. erhalten, der sie als Kronprinz (1832) gleichsam neu entdeckte und durch Künstlerhand zu dem gemacht hat, was sie heute bedeutet. Noch zur Stunde ist sie der Lieblingssitz des regierenden Königs.[1]

Zwei Namen, die wir oben erwähnt, als wir von den Jagden Kaiser Ludwigs des Bayers und Kaiser Max I. sprachen, weisen uns den Weg ins Inntal; denn einer der herrlichsten Bergpfade, die das deutsche Hochland besitzt, führt über Reutte nach Lermoos und von dort über den Fernpaß und Nassereit nach Telfs. Der ganze Weg ist von wunderbarer Schönheit und Kraft; die Natur selber hat ihn aufs stärkste befestigt, und so mancher große Name der Kriegskunst hat sich an diesen Befestigungen versucht. Karl V. ward hier von den Truppen des Schmalkaldischen Bundes verfolgt, die unter Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen standen, nachdem ihm die abtrünnigen Fürsten zuvor einen Brief gesandt: „An den durchlauchtigen Fürsten Karl von Gent (dort war er geboren), der sich einen römischen Kaiser nennt.“ Philipp II. und Alba zogen dieses Weges, und selbst Ehrenberg, die gewaltige Bergfeste, hatte sich schon früher an Schärtlin von Burtenbach ergeben müssen.[2]

Manche Heldentat aus jenen Tagen belebt noch heute die

[1] D. i. vor dem Bau des Schlosses Neuschwanstein.
[2] Am 10. Juli 1546.

einsamen Pfade, die uns über den Fernpaß führen, und vor allem waren es die Frauen, die, als Männer vermummt, die Truppen des schwäbischen Bundes schreckten. Wie Hormayr in seiner „Goldenen Chronik von Hohenschwangau"[1] berichtet, sollen deshalb in der Kirche zu Elmen die Weiber noch heute das Vorrecht haben, daß sie während der Messe vor den Männern zum Opfer gehen; ein Wildschütz, namens Peter Mock, vertrieb ein ganzes Streifkommando, indem seine Kugel den vorstürmenden Offizier zu Boden streckte und die Feinde glauben machte, daß ein starker Hinterhalt ihrer warte. Der Stein, hinter welchem er kauerte, als er jenen Meisterschuß getan, und die Stelle, wo der Führer der Schmalkaldischen Truppen zusammenbrach (unsern Weißensee), werden gleichfalls noch heute gezeigt.

Neben dieser reichen Geschichte, die übrigens bis in die Zeit der Römer und Goten hinaufreicht, zeichnet sich aber, wie gesagt, der ganze Weg auch durch seinen seltenen landschaftlichen Reiz aus, der unablässig wechselt und besonders auf der Strecke zwischen Reutte und Nassereit durch zahlreiche kleine Seen belebt wird. Ihre zauberhafte Farbe, ihr kühlender Anblick erfrischt stets von neuem das Auge des Wanderers, wenn dessen Fuß ermüden will, — denn nur zu Fuße sollte man eigentlich diese herrliche Tour unternehmen.

[1] München 1842.

Jahrmarkt im bayrischen Hochland.

(1882.)

Es gab eine Zeit in unserem bayrischen Hochland, wo die Berge zugleich die Mauern des Landes waren; in tiefer Abgeschlossenheit lebte das Volk dahin, und nur zum eigenen Bedarf nützte man damals die Herden auf der Weide und das Korn in der Scheuer. Das wenige aber, was von auswärts kam oder nach auswärts ging, trug das Saumroß über den Bergsteig, doch allenthalben an Weg und Brücken lag harter Zoll, so daß das „Saumergewerk" oft schwere Mühsal litt.

Zwar standen so manche unserer Gebirgsdörfer an den uralten, historischen Handelsstraßen, wie z. B. Partenkirchen; durch den Chiemgau führte der Weg aus dem Vorland nach den Tauern, aber die Mehrzahl der Orte lag doch in tiefer, unberührter Einsamkeit. Für sie war es ein Ereignis, wenn ihnen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade das Marktrecht verliehen ward; denn auf den Jahrmärkten, die kraft dieses Privilegs gehalten wurden, kam der Bauer zuerst mit fremdem Volk und fremder Ware zusammen. In der Regel wurden diese Jahrmärkte nach den Heiligen genannt, an deren Fest sie grenzten, und fast ausnahmslos fanden sie an einem Sonntag statt, wo auch der gemeine Mann freie Zeit und freie Bewegung hat. Hier mochte sich dann der uralte Brauch des katholischen Volkslebens am besten bewähren, daß Frömmigkeit und Lebenslust sich trefflich vertragen; neben der Kirche muß das richtige Wirtshaus stehen, und in den letzten Glockenton hallt der erste Juhschrei.

Seitdem hat sich freilich die Zeit wundersam gewandelt, aber dieser Satz, der ungeschrieben doch zur uralten lex Bajuvariorum gehört, gilt noch heute, und auch heute noch ist der

Sonntag, wo Markt gehalten wird, ein Fest für die ganze Umgegend. Und so möchten wir denn den freundlichen Leser auf einen jener oberbayrischen Märkte begleiten, wie sie etwa im Sommer in Tölz, in Miesbach oder in Gmund im Brauche sind — und wir hoffen, es soll ihm der Tag nicht zu lang werden.

Auf allen Straßen der Nachbarschaft spürt man schon einige Tage zuvor den fremden Zuzug; Kärrner mit hageren Rößlein trotten des Weges, vor allem aber ist der Stellwagen hoch geladen mit Kisten und Koffern. In seinem Innern sitzen zusammengepferchst die dicken Krämersfrauen, schnatternd und keifend, doch der Kutscher macht nicht viel Federlesens; denn unser Oberländer hat wenig Respekt vor diesen Nomaden des Handels. Ihm gilt nur ein Dasein auf eigenem Grund und Boden als rühmlich.

„Mach, daß d' einikommst, alte Schachtel!" herrscht er die Letztgekommene an und schleudert mit einem Griff sie selber in den Wagen und ihren Reisesack aufs Dach. Dann trinkt er noch eine „Extramaß", „weil heut der Wagen so voll ist", und im gemächlichen Trab geht's von dannen.

Sein Fuhrwerk ist längst im Staub der Straße verschwunden — da kommt noch eine andere Karawane des Weges. Es ist ein Wagen wie eine Arche Noah; aus den Fenstern schauen ungekämmte Kinder mit schwarzem Gelock; ein lediger Pony und ein geschorener Pudel trotten hinterdrein, und zu beiden Seiten gehen Männer mit langgestreckten Hälsen und strähnenartigem Haar, das noch die Spuren des Stirnreifs trägt. Ein unglaubliches Negligé umhüllt ihre Glieder, die sonst im silberfarbigen Trikot paradieren; es sind Künstler, die zum Markte reisen, aber heute reisen sie noch — inkognito.

Vor einem kleinen Wirtshaus am Wege machen sie Rast. Auf der Schattenseite des Hauses wird abgekocht; die Kinder kollern im Staube; die Frauen zigeunern durchs Haus, um Milch oder Schmalz zu erbitten, und drinnen, in der Wagenwohnung, wird unterdessen geflickt, gewaschen, gesäugt und gehämmert, wie's eben die Stunde bringt.

Knurrend erhebt der Haushund Protest, und mit scheuen

Augen blickt der Bauer auf dieses Treiben; sein Mitleid ist gemischt mit Widerwillen, aber dennoch lockt die Neugier alt und jung herbei aus dem Dörflein. Es kommt der Großvater mit seinen Enkeln; aus Stall und Stube schauen die Dirnlein hervor, und der Schmied drüben legt seinen Hammer nieder und rückt mit seinen Gesellen an.

So gibt's im Nu eine ganze Gesellschaft.

Da meint wohl der „Herkules", der die Truppe begleitet, daß man das Eisen schmieden müsse, so lang es heiß ist, und ehe man sich's versieht, springt er in Gala aus dem Wanderwagen; die Eisenstange tut ihre verblüffende Wirkung, und im nächsten Augenblicke wird es laut verkündet: Zwanzig Mark Belohnung, wer den „bayrischen Herkules" (recte Matthias Hinterhuber) zu Boden bringt.

Eine dramatische Spannung faßt die Gemüter; der Alte bedauert zum erstenmal, daß er sich schon im Stadium des Großvaters befindet, und der Schmied blickt prüfend auf seine sehnigen Arme.

„Ja," meint er, „wenn i 'n niederschlagen dürft, na' wär's a leichts, aber ringen — dös hat ja kein Wert nit."

„Sag lieber, daß du kei Schneid hast!" erwidert „Herkules" im reinsten Altbayrisch, das mit dem hellenischen Stammbaum seines Namens seltsam kontrastiert.

Da stürmt der Simei[1], der Oberknecht, durch die offene Stalltür; er hat nur halbe Worte gehört: „Schneid, niederwerfen" u. dgl., aber das genügt, um alle Lebensgeister in ihm wachzurufen — war doch der Simei in Bayrisch-Zell daheim.

„Wer hat kei Schneid?" brüllt er dem gespreizten Gladiator entgegen, „probier's, du g'schecketer Hansdampf!"

Ein helles Lachen scholl bei diesen Worten, und unvermerkt wich auch der Kampfesgroll wieder dem Scherze.

„Zahlst mir a Maßl, wenn i 's g'winn?" rief der Simei dem Wirt entgegen.

„Jawohl, gern aa no'," sprach der Wirt.

„Und 's Gretei muß mir a Buss'l geben?" fügte er schalkhaft hinzu, mit einem Blick auf die Tochter des Hauses.

[1] Simon.

„Jawohl, gern aa no'," sprach das Gretei.

Da war's ein Augenblick, und mit Sturmesgewalt waren die Leiber der Kämpfenden ineinander verschlungen; bald war der, bald jener in den Lüften; denn die ungefüge Naturkraft des Bauern hatte schweren Stand wider die blitzschnelle Gewandtheit des Ringers. Atemlos lauscht die Runde — da kracht der Boden von einem jähen Fall, und — von der eigenen Kraft noch fortgerissen — prallt der kühne Bauer zwei Schritte zurück. Sein Gegner rollt auf der Erde und stemmt die nackten Ellenbogen ins Gras; zum Glück ist seinem Körper kein Leid geschehen, aber die Rüstung in diesem Turnei, das blanke Trikot, trägt eine klaffende Wunde, und sein — Ruhmesglanz ist dahin.

Das ist der einzige Schmerz, den er empfindet, wenn er die jubelnden Gesichter sieht; mit Schrecken schauen die Seinigen auf den gestürzten „Herkules". Dann erhebt er sich schweigend und verschwindet in dem großen, gelbgetünchten Wagen. Gar oft hat der arme Mann mehr Pflichtbewußtsein als der reiche — wortlos bietet „Herkules" dem Sieger das verlorene Goldstück dar. Aber der spricht lachend:

„B'halt dein Geld! Du bist g'schlagen gnua, daß d' verloren hast. B'hüt di' Gott!"

Keine Kränkung war damit dem Gegner zugedacht; nur ein heimatstolzes Selbstgefühl kräuselte die Lippen des kühnen Knechtes, und dann sprach er fröhlich, mit einem Schelmenblick wider den Wirt: „Kellnerin, a Maß!"

Mit dem Zeigefinger der Rechten aber winkte er unter die die Menge und rief schmunzelnd: „Gretei!"

„Geh, gib mir a Bussel
Und mach koa so G'sicht!
Ich mach schon die Aug'n zu,
Damit 's niemand siecht."

Auch im Dorfe selbst aber zeigt bereits der „Markt" seine lebensfrohen Spuren. Auf der Straße werden rechts und links die kleinen Bretterstände gezimmert; überall wird Platz geschafft für diese Eintagsherrlichkeit, und der Bierwagen des

Wirtes ist heute noch einmal so hoch geladen wie sonst. Morgen sind's wohl die Gäste.

Auch in Küche und Schlachthaus gibt's Arbeit genug; denn man darf wohl auf tausend Fremde rechnen, und mancher feiert schon den Abend vorher mit einer doppelten Atzung. Samstagabend ist ja ohnedem den dunkleren Mächten unserer Natur geweiht, und wenn der Bergbauer, der noch eine Stunde heim hat, um elf Uhr vor die Tür des Wirtshauses tritt, dann dreht er sich schwindelnd um die eigene Achse und lugt in die Sterne und brummt: „Herrgott, aber morgen gibt's an schönen Markt!"

Endlich kommt die Sonne hinter den Bergen hervor; die Sonntagsglocken schallen durchs Tal, und überall herrscht buntbewegtes Leben. Auf der gewundenen Straße rollen die Bernerwäglein einher; das braune Pferd ist sorglich gestriegelt, und drinnen sitzt der Bauer mit seiner „Alten" im Feierstaat oder ein kecker Bursch mit seiner Liebsten. Das stößt und stolpert über die harten Steine, daß einem wohl die Seele aus dem Leibe fliegen möchte, aber unsere bayrische „Volksseele" ist nicht so sensibel. Je mehr Püffe, desto mehr Vergnügen, und dann ist's doch immer noch „gefahren" — denn stärker, als wir ahnen, hält ja gerade der Bauer aufs Repräsentieren.

Aber auch wer zu Fuße kommt, trägt heute sein bestes Gewand, vor allem die Mägdlein, die aus den Einödhöfen der Nachbarschaft heruntersteigen. Da schmückt die breite Goldschnur den Hut, und im Mieder prangt der „Buschen" von roten Nelken oder Geranien.

Der Zudrang ist so stark, daß gar nicht alles in der Kirche Platz hat; scharenweise stehen die Männer vor dem geöffneten Tor, mit dem Hut in der Hand, und wenn nun das Hochamt verklingt, dann drängt die ganze geschmückte Schar hinaus auf den freien Platz, wo die Zwiesprache wohl noch ein Viertelstündlein dauert.

Hier ist ja das allgemeine „Rendezvous" der Bauernwelt; Leute, welche die ganze Woche hindurch nicht ins Dorf kommen, weil sie im Holzschlag oder auf entlegenen Gehöften ihrer Arbeit pflegen, finden sich am Sonntag „vor der Kirch'". Dann aber geht's mit ganzem Eifer auf den Markt, der heute alle übrigen

Interessen verdrängt; schon dröhnt die Trommel der „Künstler“, die im Wirtsgarten ihr Seil gespannt, schon hört man „Kasperl“ im Fistelton rumoren; kurzum, mit jeder Minute würde ein Wunder versäumt. Aber nur langsam und mühsam durchdringen wir dieses Gewühl; hier und dort schallt lauter Gruß, wenn Bekannte sich begegnen, übermütiger Neckruf klingt von einem zum andern, und dazwischen lassen sich die kreischenden Lobeshymnen der Krämer hören, die ihre Ware verkünden.

Am dichtesten ist das Gedränge indessen dort, wo der Kleiderteufel zu Markt sitzt; es werden Pers- und Wollenstoffe feilgeboten, vor allem aber die schönen, seidenen „Tücheln“, die das eigentliche Prachtstück des weiblichen Kostüms bilden. Sie sind auch das populärste Geschenk, das der Bursch seinem Mädel bietet; sie schmücken die Fahnen, die beim Schießen als Preise verteilt werden, und gar mancher hofft, daß er damit den Weg von außen nach innen finde — vom Tüchel ins Herz.

In langen Reihen stehen die Mägdlein hier vor dem verlockenden Laden. Es heißt wohl, daß schöne Mägdlein selten seien im bayrischen Hochland, aber wer dort sich umsieht, der wird gern das Gegenteil gewahren. Nußbraun fallen die Zöpfe um die frohen Gesichter; und die kichernden Stimmen klingen hell durcheinander, bis das schönste Stück gefunden und der äußerste Preis erzielt ist.

Doch auch Kleider männlichen Geschlechtes kommen zu Markte, in allen Längen und Formaten, und dieser nichtsnutzige Import trägt meines Erachtens keine kleine Schuld an dem Verschwinden unseres volkstümlichen Kostüms. Den Bauern lockt das Neue, das Fremde und vor allem das Fertige; er spürt von der Devise „billig und schlecht“, die jeden Jahrmarkt regiert, natürlich nur den ersten Teil, und so kommen unvermerkt jene grauen „Spenser“, schwarzen Hüte und langen Hosen ins Land, die den Bauern auch äußerlich dem Bürger gleichmachen; denn die Gedanken, die unter einem schwarzen Filzhut aufwachsen, sind nun einmal andere als die, so unter einem kecken, grünen Spitzhütlein gedeihen; auch in diesem tieferen, kulturgeschichtlichen Sinne kann man sagen: „Kleider machen Leute.“

Am meisten sucht natürlich das jüngere Geschlecht die „Mode“, und selbst der noch ganz kleine Filius, dem solch ein Markttag neue Hüllen schafft, wird schon in schwarzes Tuch oder in symbolisches Grau gekleidet, statt daß man ihn mit nackten Knien aufwachsen ließe, wie es sein Vater und „Ahnl“ getan. Am längsten hält sich noch die Joppe (die übrigens nicht bayrischen Ursprungs ist, sondern aus Tirol kam), und auch davon gibt es reichen Vorrat; fast auf jedem größeren Markte ist der „Kochelschneider“ vertreten, der als Spezialist in diesem Fache gilt, wie ja auch das Gewandstück selbst „Kochler-Joppe“ genannt wird.

Auch eine Feder am Hut mag der Bauer ungern entraten, trotz aller modernen Versuchung, und so gehört denn ein Kaufstand, wo alles erdenkliche Federspiel vertreten ist, zu den unvermeidlichen Artikeln eines richtigen Marktes. Wer gern großtun will, kauft einen „Adlerflaum“; auch ein „Reiherspitz“ findet allzeit gute Kunden, aber das Beliebteste bleibt doch der „Gamsbart“ und die Spielhahnfeder. Mit den Händen in der Hosentasche stehen die jungen Burschen vor dem Kramladen dort und mustern die Ware, während so mancher achselzuckend vorübergeht und denkt: „Döš holt man si' droben am Berg, nit herunten beim Kramer.“

„Herr Nachbar, a Parasol? Morgen regnet's,“ ruft der Schirmfabrikant einem kurzgedrungenen Bauern zu, der eben vorüberstapft.

„Döš is g'scheit'; na' wachs' i no' a bissel,“ lautet die Antwort, ohne daß der Redende sich umsieht.

„Aber schöne, silberne Knöpf, döš wär' scho' was anders für an guten Bauern,“ tönt eine schrille Stimme aus dem nächsten Stand — „oder an Anhenker fürs Dirndl?“ (So nennt man das silberne Halsgeschmeide.)

„Da brauchst scho' an eiserne Ketten zum Anhänga, und nachher kommen s' dir do' no' aus,“ brummt der Alte dawider — abermals ohne sich umzusehen; der Krämer aber rafft mit beiden Händen seine Schätze auf und weist sie der lugenden Menge.

Hier findet sich noch so manches köstliche, alte Ding an Schnürwerk und Geschmeide; denn manches Erbstück, das jahr-

hundertelang im Besitz derselben Familie war, wird heute leider veräußert oder gegen modernen Zierat eingetauscht. Die „Herrschaften" aber, die über Sommer aufs Land kommen, lieben das „alte Zeug", und gerade auf sie ist hier die Spekulation gerichtet; in dichter Menge umdrängen die schönen Fräuleins aus der Stadt die hölzerne Bude, um Knöpfe von Silberfiligran, oder Gürtelschließen oder ein Halsgeschmeid zu holen, das vor dreihundert Jahren auf der vollen Brust einer Bauerstochter glänzte, wenn sie der Jäger von Hohenwaldeck oder der Bergknappe von Hall zum Tanz geführt.

Unbekümmert um diese zarten Gestalten und ihre altertümlichen Passionen, drängt dort ein breitschultriger Bursche durch den engen Markt; sein Halsgeschmeide sind ein paar breite Eisenketten, die er für den Zuchtstier daheim gekauft und die er auf diese Weise am bequemsten transportiert; als holde Zutat trägt er über der Schulter einige Hacken und Heugabeln, die gleichfalls an solchem Tage für den häuslichen Bedarf erworben werden.

„Aufg'schaugt!" ruft er phlegmatisch, so oft sich einer an denselben gestoßen hat.

Auch ein Verkaufsstand mit feststehenden Messern gehört zu den notwendigen Attributen eines bayrischen Marktes. Der Gebrauch derselben ist zum Glück im Hochland unendlich seltener als in Niederbayern, wo sie bei jedem Streite sofort gezogen werden [1], aber als Waffe, als Zeichen seiner Wehrhaftigkeit will sie auch der Bauer in den Bergen nicht missen. Ja, es ist bezeichnend genug für die Charakteristik des Stammes, daß König Rudolf von Habsburg bereits in einem Landfrieden, der speziell für die bayrischen Gebietsteile galt, ein Verbot dieser Art für nötig hielt. Es heißt dort (dd. 6. Juli 1281): „Swer stechmezzer in den hosen trait (trägt), dem sul man die hand abslahen."

So grimmig ist zwar die Polizei von heute nicht, aber an Verboten hat es auch im neunzehnten Jahrhundert niemals gefehlt und noch weniger an — ihrer Uebertretung.

---

[1] Vgl. Seite 13 dieses Buches.

Ganz leer geht wohl niemand vom Markte heim; denn auch die Generosität kommt an einem solchen Tage zu ihrem Recht, und sie ist im Bauernstande vielleicht verbreiteter, als wir es denken. Das alte Sprichwort „Noti' is nit lusti'"[1] gilt vor allem, wenn man außer Haus geht; es ist Ehrensache, daß der Bursch seinem Mädchen ein Geschenk macht, wenn sie an diesem Tage zusammentreffen; der Pate muß seiner „Godl" (das heißt dem Patenkind) eine Gabe nach Hause bringen, und ebenso erwarten es die Kinder von den Eltern. Spielzeug aller Art liegt ausgebreitet, unschuldige Kränzlein für den Fronleichnamstag, aber den Vorzug hat auch hier das Eßbare, „die essende Sach'", wie der Bauer sagt. Darum ist der Lebzelter der populärste Mann mit seinen breiten, braunen Herzen aus Pfefferkuchen, die ein geheimnisvoller Sinnspruch ziert. Noch geheimnisvoller freilich sind die Büchlein, die auf dem nächsten Stande ausgebreitet liegen: Ritter- und Räubergeschichten und Traumdeutereien.

„Stück für Stück zehn Pfennig," kreischt die Megäre, die diese Schätze hütet, und traumversunken steht der hochgewachsene Tiroler dort, der die Woche über als Holzknecht in den Bergen weilt; er hält seinen Schatz an der Hand, auch ein Tirolerkind aus dem Zillertale, wie schon der breitkrämpige Hut verrät. Das Büchlein, das er in den ungefügen Fingern hält, soll das Rezept verraten, wie man unfehlbar in der Lotterie gewinnen muß — er streicht die Stirn mit dem blonden Ringelhaar und schlägt die großen, blauen Augen auf und blickt stumm auf das sanfte und frische Antlitz des Mägdleins, als wäre nun ihrer beider Glück geborgen. Mühsam holt er den Zehner aus dem ledernen Beutel, und fast verstohlen birgt er das Wunderbuch im Brustfleck und geht mit seinem Schatze an der Hand so schnell von dannen, daß er gar nicht hört, wie die Megäre zum nächsten spricht: „Stück für Stück zehn Pfennig!"

Da wirbelt wieder die Trommel: — rrrr — rrrr — bumbum — und im Sturmschritte drängt sich alles den Seiltänzern zu; „'n Herkules, den müß' ma sehgn." Es ist unser armer

[1] Vgl. Kobells gleichnamiges Gedicht in seinen „Gedichten in oberbayrischer Mundart", S. 240.

Freund von gestern, aber zum Glück ist sein Verhängnis erst bei wenigen ruchbar geworden, und so genießt ihn die Mehrheit noch im unverkürzten Nimbus. Schon den ganzen Morgen über war seine Eisenstange und ein schwerer Feldstein frei auf dem Platze gelegen, damit jeder sich daran versuchen könne; denn eine Verschleppung derselben war aus guten Gründen nicht zu besorgen. Ein dichter Kreis Schaulustiger umgibt beständig die zwei gewaltigen Stücke. Der und jener versuchte seine Kraft, aber nur ein achtzehnjähriges Bürschlein sah ich, das die Zweizentnerstange über den Kopf hob. Es war ein Futterknecht vom Bauer in der Au. Der Zauber, den die nackte Kraft auf den gemeinen Mann übt, bleibt ihm doch stets unwiderstehlich, das Elementare, Sinnenfällige, das darin liegt, hält ihn gefangen, und der Mann, der allein einen Fuhrwagen von der Stelle zieht, imponiert ihm unendlich mehr als der verwehende Dampf, der einen ganzen Festzug beflügelt.

„Jetzt kimmt er, jetzt kimmt er," heißt es von allen Seiten, wenn nun der „Herkules" in die umseilte Arena tritt. Ein hoher Kieshaufen, der zur Seite steht, erscheint als günstige Tribüne; er ist im Nu erstürmt und fällt alsbald in sich zusammen unter der Last seiner neugierigen Besteiger. Unterdessen haranguiert ein abgeschabter Clown die Menge und erzählt unter Purzelbäumen die Biographie des „Herkules", die in dem wichtigen Aviso gipfelt: „Ist noch nicht verheiratet."

Herkules — es ist wohl der einzige Name, der sich aus der griechischen Mythologie ins altbayrische Volksleben verirrt und dort sogar eine Art Hausrecht gewonnen hat: der prächtige, braune Zuchthengst des Weissachmüllers heißt Herkules, wenn auch an der Stalltür „Herluckes" geschrieben steht.

Und wenn nun die Produktion beginnt, da solltet ihr erst die glänzenden Bauernaugen sehen, die jedes Stück begleiten: er läßt sich den Oberarm mit einer starken Peitschenschnur umbinden, und durch einen Ruck der Muskeln zerreißt er die Schnur; er wirft ein Messer auf den Tisch, daß es stecken bleibt, aber von seinem Arme prallt es ab, als ob es auf Eisen gefallen wäre. Und während noch alles in höchster Spannung lebt, umkreist der bekannte Teller die „hochverehrte Versamm-

lung", aber zuerst den äußersten Ring, damit keiner entwische.

Mit verzweifelter Anstrengung macht „Kasperl" dem verhaßten Gegner Konkurrenz, und er hat hinwiederum den Vorteil, daß es dort Prügel in Menge gibt. Dieses erhabene Schauspiel bleibt dem Volke doch immer das liebste; die ganze dramatische Aktion liegt hier im Knüppel, den der Held des Stückes führt, und die Glanzstellen seiner Diktion verhallen auf den Köpfen von Tod und Teufel. Wie unvertilgbar seit Jahrhunderten ist diese deutsche Legende — trotz aller modernen Anwandlung, der selbst das Landvolk unterliegt!

Oder ist das nicht hochmodern, wenn dicht hinter der Bude des Hanswurstes ein photographisches Atelier steht, ad hoc für die „Herrn Landleute" gezimmert? In solcher Stunde bringt der Bauer wohl das dümmste Gesicht zustande, das er jemals im Leben zeigt; mit aufgerissenen Augen und ausgespreizten Beinen sitzt er dort, und neben ihm steht triumphierend ein Maßkrug als volkstümliches Ornament.

So wird ein Mensch, der sonst hervorragt durch freie Beweglichkeit, zum reinen Gliedermann unter dem feierlichen Drucke des Apparates, die Kameraden aber, die alsdann das Porträt bewundern, sagen ausnahmslos: „Ah, schön is er kemma," „akkrat wie's Leben," und keiner versäumt hinzuzusetzen: „Siehst — an Maßkrug hat er aa."

Daß der Maßkrug auch außerdem an Markttagen eine große Rolle spielt, ist natürlich; das viele Hin und Her und besonders das „Umeinanderstehn" macht müde, und Müdigkeit zeugt Durst. So sind denn alle Gaststuben überfüllt; in der Fensternische und im Winkel sitzen die Alten und disputieren noch über dieses und jenes Geschäft; denn jeder Bauer hat ja heutzutage „so a bissel a Handelschaft". Das kommt erst morgen recht ans Licht; denn nach dem „Leutmarkt" wird am Montag „Viechmarkt" gehalten: so lautet die traditionelle Bezeichnung der beiden Tage.

Doch während die Alten klügeln und rechnen, dröhnt die Decke zu ihren Häuptern; droben im Saale ist Schuhplatt'ltanz für das junge Volk; denn auch das ist ein hergebrachtes Privileg des Markttages, daß an demselben Tanzmusik gehalten wird.

Es dämmert schon, bis das kleine Fuhrwerk wieder heimwärts trollt auf dem gewundenen Sträßlein, wo wir es zuerst gesehen. Der Bauer sitzt noch stramm und aufrecht darinnen, und er fühlt mit sichtlichem Stolz, daß er trotz schwerer Zeche so unversehrt davongekommen — die Bäuerin aber schaut ihm nicht ohne Argwohn auf die Zügel und ist froh, daß wenigstens der „Bräundl" so sicher geht. Es wird spät, bis man heimkommt, aber trotzdem sind die Kinder noch auf und jubilieren den Alten entgegen: „Hast uns a n M a r k t mitbracht?"[1] Auch das ist ein stehender Ausdruck der Volkssprache.

. . . Wie lind die Nacht ist! — Alles ging längst zur Ruhe in dem großen Bauerngehöft; nur Mann und Frau sind noch wach und sitzen auf der Hausbank vor der Tür. Vor ihnen dehnt sich Stall und Scheune; der alte Lindenbaum rauscht und blüht, und wenn sie da so schweigsam in die Sterne schauen, da mag es ihnen wohl durch die Seele gehen, was Erb' und Eigen wert ist, und wie glücklich neben all' dem fahrenden Volk ein Mann ist, der Haus und Hof in hundertjähriger Folge sein nennt. Es gibt ein altes Sprichwort:

„Eigen Rauch und Gemach
Geht über alle Sach'!"

---

[1] Etwas (ein Geschenk) vom Markte.

Hahnfalz im bayrischen Hochland.[1]

(1885.)

Wenn sich im Hochland der Frühling regt und die Anemonen aus dem welken Waldlaub lugen, wenn der erste Fink schlägt — da geht ein Zug von wunderbarer Kraft durch das Leben der Berge. Man spürt ihn ja allerorten, den schönen Lenz, aber so fühlt man ihn nirgends, wie in den Bergen, wo der Winter so eisern-gewaltig, und wo das Wesen der Menschen mit der Natur so innig verwachsen ist.

Auch die Jagd, dies Lebenselement der Berge, hat teil an dieser Frühlingskraft. Wenn der Jägerbursch des Abends nach Hause kommt, mit den ersten Veilchen am Hut und dem spürenden Dachshund an der Seite, und wenn sie dann beisammen sitzen in der Försterstube beim Lampenschein, dann gilt ihr Gespräch wohl unvermeidlich der „Hahnfalz". Mit diesem Wort nämlich wird in den Bergen die Balzzeit des Auerhahns und später des Spielhahns bezeichnet, und auch die Jagd auf dies herrliche Federwild trägt den gleichen Namen. „Am Hahnfalz gehen", das ist die ganze Leidenschaft und das Weidmannsziel dieser Wochen; sie verschwinden ohnedem zu rasch, denn sobald die Buchenknospen einmal ausgeschlagen, ist es mit dem Auerhahn vorbei.

Und in der Tat muß man gestehen, daß es kaum eine zweite Jagd gibt, die so feine, landschaftliche Reize bietet, und die der kühnen Kraft, wie sie nun einmal im Charakter unseres Bergvolkes liegt, so vollen Spielraum gewährt. Denn der Weg

[1] Das gleiche Thema (in gedrängterer Ausführung) behandelte Stieler in dem Prachtwerk „Auf der Birsch" (mit Bildern von Franz von Pausinger), das 1895 in neuer Ausgabe unter dem Titel „Weidmanns Erinnerungen" erschien.

ist weit im Morgengrauen über die schneeigen Halden, und alle Sinne müssen sich schärfen, um Herr zu werden über dies Zwielicht; ein unsicherer Schritt, ein Laut zur Unzeit, und der Hahn streicht sofort von dannen. Kurzum, es ist ein Weidwerk, das in ganz besonderem Grade das erfordert, was der Bergbewohner am höchsten stellt — „die Schneid".

Natürlich ist die Zeit, wo die Hahnfalz im Hochland beginnt, verschieden, je nachdem sich ein zeitiges Frühjahr einstellt; manchmal spürt man die Hähne schon zu Anfang April, und manchmal schüttelt der Jägerbursch lange nach Ostern unmutig den Kopf, denn „die Berg' san ja noch kugelrund vor Schnee". So plastisch drückt das Volk sich aus, um zu bezeichnen, daß all' die feinen Zacken, Kanten und Schluchten, die sonst die Form eines Berges bestimmen, unter der eintönigen, windverwehten Schneefläche formlos geworden sind.

Aber endlich kommt doch die Zeit, wo die Höhen für einen kecken Schritt wieder gangbar werden, sieben oder acht Hähne falzen im Revier, und morgen in aller Früh' geht's hinaus auf den Wallberg.

Der Abendtrunk vor einem solchen Tage ist kurz gemessen, allein ganz läßt es sich doch nicht auf denselben verzichten. So sitzen wir denn in der Wirtsstube des Försterhauses, wo die rußige Hängelampe den eichenen Tisch bescheint; an den Hirschgeweihen hängen die grünen Hüte und die Wettermäntel von braunem Loden; das goldhaarige Töchterlein aber trägt geschäftig die Speisen auf und nestelt am Zopfe, wenn etwas erzählt wird, das ihre Neugier weckt. Dann huscht sie zur Tür hinaus und kehrt mit einer Hand voll steinerner Krüge zurück, die sie bedächtig vor die Zecher stellt. Die aber stützen die Ellbogen auf den Tisch, daß man die breiten Rücken sieht, und sind ganz vertieft in ihren „Disputat", wie die Bauern; sie achten des blonden Mägdleins kaum, das abseits auf der Bank an ihrem Strickzeug nadelt und dabei an ihren Schatz denkt.

Wohl wär' der Schatz ganz in der Nähe, es ist der schmuckste von den drei Burschen, die hier am Tische sitzen, und sie bringt ihm immer den frischesten Krug, aber er sieht

sich niemals nach ihr um. „Heut' hat er wieder ganz die Jagerei im Kopf" denkt sie mit einem leisen Seufzer, „oder" — und dann lächelt ihr Antlitz leise — „oder er will sich halt nix merken lassen."

„Lisei, noch a Maß!" schallt es vom Tisch herüber.

„Ja, freili, so muß ma's machen, damit die Kugel daneben geht," brummt eine tiefe, mürrische Stimme von der Ofenbank; es ist „der Alte", der Vater des Försters, der hier im Austrag lebt und sich ausstreckt wie ein alter, verwitterter Baum. Nun erhebt er sich langsam und blinzelt aus den dunklen und noch immer scharfen Augen auf das junge Volk.

„Saufts nur brav, ein' Maß um die ander', bis ihr all' mit'nand damisch werd't, na' wird der Auerhahn a Freud hab'n, denn er steht im nächsten Mai aa noch da. Ich hab' dös ganz Jahr koa Bier g'sehn bis auf die heiligen Zeiten, aber koa Stückl Wildbret hab' i a nit g'sehn, dös mir z'trunna[1] waar'. Jetzt is ja d' Welt nix mehr nutz, lauter junge Leut', lauters G'lump."

So spricht der Alte und legt den Kopf wieder aufs warme Kissen. „Aber heut is er grandig,"[2] flüstert einer der jungen Burschen. „Ja, i glaub's gern, weil halt er nimmer 'naus kann," setzt der zweite hinzu.

„Na, na, er hat scho' recht, der Vater," meint schließlich der dritte, „g'scheider is's, wir legen uns noch a Stündel nieder," und mit jener Bestimmbarkeit, die für den Bauern so charakteristisch ist, wird nunmehr der Aufbruch beschlossen. „Gut' Nacht, gut' Nacht!" klingt es von allen Seiten; einer hinter dem andern verschwindet auf die Hausflur, wo die Gewehre am Nagel hängen und die schweren Bergstöcke in der Ecke lehnen; und dann geht's polternd die Treppe empor, bis es wieder tiefe Stille wird. Nur einer hat sich noch zu schaffen gemacht vor dem Schlafengehen; es raschelt leise auf dem Gang, wie wenn zwei Lippen einander streifen, und kaum hörbar klingt es noch einmal: „Gut' Nacht, gut' Nacht!"

Die Sprache des alten Hausknechts klang deutlicher, als er um ein Uhr nachts mit Dröhnen an die Tür schlug und polterte:

[1] Entwischt. [2] Uebellaunig.

„Aufstehen! Rührt si' wieder gar nix? Raus aus der Bettstatt! Dans is!"

Eine Viertelstunde später verließen wir die Tür des einsamen Försterhauses. Alles rundum war noch dunkel und lautlos, eine schneidende Kühle floß durch die Luft, und die kahlen Zweige der Buchen regten sich im Mondlicht, während die silberne Sichel über den Felsen stand. Lautlos stiegen wir bergan, mit jenem leisen und doch so mächtig greifenden Schritte, den das Wandern in den Bergen gibt; alle Sinne sind geschärft, jeder einsame Laut, der durch dies Nachtleben klingt, bald schrill, bald heimlich stöhnend, trifft Aug und Ohr mit spannender Gewalt.

Endlich geht's hinein in die breiten, schwarzen Massen des Tannenwaldes. Ueber den Weg zieht Wurzelwerk, und nur manchmal blitzen die Sterne durch die hohen rauschenden Wipfel, im Rinnsal der Schluchten hört man das Wasser quellen, das der Frühling gelöst hat und das von den Höhen zu Tal rieselt.

Bald aber teilt sich der Weg zu den verschiedenen Standplätzen; stundenweit gilt es noch für jeden einzelnen emporzusteigen bis an die Almenmatten, und nun erst, in diesem einsamen Gehen, kommt uns der Zauber nächtlicher Bergeswelt ganz zu Gefühl.

Wie ein Wildgarten der Natur liegt zuletzt die weite Lichtung da, in die man plötzlich aus dem Walde hinaustritt. Senkrecht steigen die Felsen an mit ihren bleichen, zerklüfteten Wänden, der kleine, tannenbegrenzte See, der ihnen zu Füßen liegt, ist hart gefroren, und in den tiefen Wiesenmulden lastet allenthalben noch verwehter Schnee. Gewaltige Felsblöcke liegen zerstreut über dem welligen Wiesengrund, aus dem sich nur hier und dort eine verwitterte Fichte erhebt; dort ist der Standplatz des Hahnes, wo er sich am liebsten „einschwingt" und „aufbaamt", um der Hennen zu warten, die sein Lockruf unten versammelt.

Unhörbar geht es jetzt dahin, bis auf sechzig, fünfzig, dreißig Schritt Nähe; jeder Stein, der auf der Erde rollt, jedes Knacken eines Astes, auf den wir treten, genügt, um den

riesigen und doch so scheuen Vogel zu verjagen. Nur während er falzt, ist er vollständig taub und blind, dann geht es in gewaltigen Sprüngen näher, aber im Augenblick, wo der Lockruf endet, muß der Jäger wieder regungslos stille halten, wie er eben steht. Es ist ein unbeschreiblicher Laut, dies Schleifen und Gurgeln, dies Wetzen des wuchtigen Schnabels — ein Laut, dessen erregende Kraft nur der Weidmann versteht. Nun gilt's — dort auf dem abgesplitterten Aste steht der Hahn, mit geblähten Flügeln und ausgebreitetem Stoße — Schußweite wär's, aber die Dämmerung des grauenden Morgens läßt nur die Umrisse erkennen. Welch ein Fieber pocht durch die Hand, die sonst so ruhig ist! Nun wird es höchste Zeit, denn sowie es heller wird, geht der Hahn von dannen.

Atemlos horcht der Jäger — da falzt der schwarze Vogel aufs neue, die Büchse liegt an der Wange — es kracht, und das Echo des blitzenden Schusses hallt weithin über die Felsenwand. Auf dem Boden aber tönt ein dumpfer Schlag, und der riesige Hahn liegt regungslos unter dem Fichtenstamm.

Gegen acht Uhr morgens sind wir wieder in dem stillen, schmucken Försterhaus versammelt, und das blonde Töchterlein mustert die Beute und die langen Gesichter derjenigen, die leer nach Hause kamen. Und während wir nun beim Frühmahl sitzen, geht's an ein Erzählen und Necken, denn die Hahnfalz war ja von jeher ein Hauptvergleich für die Fährlichkeiten der Liebe, so daß der Dialekt manch keckes Schnadahüpfel von ihr gewann.

Der erste aber, der mit seiner Beute wieder daheim war, war jener „letzte", der aus der Stube ging, und sein Hahn ist auch der prächtigste von den dreien, die wir heimgetragen. Mit ihren lustigen Augen blinzelt das Mädchen ihm zu, wenn er so waghalsig spricht, und es sieht aus, als ob ihre Lippen halten wollten, was die Augen versprechen.

Auch die Dirndln im Tal wollen's ja so haben, heißt es im G'sangl, daß man um sie werbe mit Locken und Springen:

„Wer nit falzt und nit springt,
Der bringt's ninderscht zu koan'."

Vermischte Aufsätze

(Aus den Sammlungen „Aus Fremde und Heimat“ und „Durch Krieg zum Frieden“)



Zu den Drei Mohren in Augsburg.

(1869.)

Wer durch die lange, leere Hauptstraße von Augsburg wandelt und am Herkulesbrunnen vorübergeht, der wird nicht weit davon ein mächtiges, altes Haus entdecken, mit stolzer Fassade und eiserner Altane. Drei bis vier Kellner lehnen unter der Türe, ein großer Omnibus fährt rasselnd über den Hof, und ein Engländer mit seiner Lady steht ihm so bequem im Wege, als wollte er um jeden Preis überfahren werden.

Das ist das Hotel zu den Drei Mohren, einer der historischsten Punkte in der geschichtereichen Stadt. Erst vor wenigen Wochen starb der Besitzer, und wir können den Manen des verdienten Mannes wohl kaum ein besseres Denkmal setzen, als indem wir der Geschichte seines Hauses einen raschen Rückblick weihen. Denn er selber gehörte noch zu jenen echten, deutschen Naturen, die ihren ganzen Stolz auf Grund und Boden bauen, denen der Ruhm und das Gedeihen ihrer Heimatsstätte eine Herzenssache ist.

Gar manchen Wanderer modernen Schlages hat der stattliche Mohrenwirt bei sich gesehen, er selbst jedoch war anderer Sinnesart. Er selbst war fast durch ganz Europa gereist, nach London und Paris, nach Norden und in die Levante; allein wenn er heimkehrte, dann war sein Stolz und seine Freude doch immer der Mohrenhof in der alten Straße. Er hatte viel Gutes gesehen, zum Bessern war er stets bereit, das Beste aber schien ihm trotz alledem die Heimat. Georg Deuringer[1] — das ist der Name dieses ehrenfesten Bürgers — hatte nichts vom Scharlatanismus jener modernen Hoteliers, deren kostspieliger

[1] Der Gasthof zu den Drei Mohren ging seither durch mehrere Hände. Der gegenwärtige Besitzer desselben heißt Gustav Arras.

Servilismus die Gäste so oft in die Flucht treibt. Seine Person verschwand auch niemals hinter einem Heer befrackter Gesellen, die als legitime Wegelagerer die Treppen so mancher anderer Hotels besetzen, sondern er wollte persönlich für seine Gäste sorgen, mit denen er gerne zusammensaß, um von tausend Dingen zu plaudern. Nach seiner Meinung war das beste Ziel eines Gasthauses dies, daß die Gäste sich dort zu Hause fühlen sollten, und diesen Charakter ihres Herrn trugen denn auch die Gemächer. Nirgends finden wir jenes Blendwerk und Flittergold, mit dem so viele bankrotte Neubauten ausstaffiert werden. Dicke Mauern und dichtverschlungene Gänge, die sich im Innern labyrinthartig verzweigen, deuten auf die Bauart einer hingegangenen Epoche; dazu kommt das weite Treppenhaus und der breite, wohlgepflegte Hof. Auch die einzelnen Zimmer haben etwas Familienhaftes, eine beinahe altmodisch-solide Einrichtung und enthalten sich jeden frivolen Schmuckes, den man in Frankreich oder in Wien so freigebig vergeudet.

Statt der Tapeten sind sämtliche Wände mit Fresken gemalt, die oft nichts weniger darstellen als die Perserkriege oder die trojanischen Helden.

Das Gasthaus zu den Drei Mohren bestand schon im Jahre 1344, doch besaß es damals nur die Räume des kleinen, zur Rechten liegenden Hauses. Wenn der fahrende Ritter mit seinen Reisigen durchs Tor zog, dann band er hier den Falben an die Pforte und zechte, bis ihn die Fehde von dannen rief; und wenn der fahrende Schüler des Weges kam durch die alte Reichsstadt, dann ließ er sich hier den Becher füllen und lugte hinüber nach den blonden Fräuleins, die jenseits hinter dem Erker spannen. Das waren die ältesten Zeiten, das war das Debüt der Drei Mohren in Augsburg.

In den Jahren 1492—1496 ward von dem reichen Antonius Fugger das jetzige große Haus erbaut. Es kamen die Zeiten Karls V., und die alte Römerstadt war eine Perle der deutschen Lande geworden. In ihren Mauern war der berühmte Reichstag von 1530 versammelt; Tausende von Gästen kamen herangezogen, auf allen Straßen wogten bunte Gewänder und prächtige Gestalten. Ritter und Knechte lagen in den zahllosen, hohen

Häusern mit ihren schmalen Fenstern und ihren hohen Giebeln; der Kaiser selbst aber bewohnte jenes Gebäude, von dem wir erzählen. Er war der Gast der Familie Fugger und wohnte in jenem großen Saal, dessen getäfelte Decke noch heute Erstaunen weckt.

Auch diese Tage des Glanzes schwanden, und ernstere Zeiten begannen. Die ersten Stürme der Reformation, die Not des dreißigjährigen Kriegs zog an dem stolzen Hause vorüber, bis das achtzehnte Jahrhundert kam mit seinem überladenen Geschmack und seinen fessellosen Sitten. Ein Senator, namens Andreas Wahl, erkaufte den Palast im Jahre 1722 und ließ die Fassade im Geschmacke seiner Zeit errichten; die gotischen Türme aber, die zu beiden Seiten standen, wurden abgetragen und das neuerworbene Haus mit dem älteren, vorerwähnten vereinigt. Erst im Jahre 1804 kam es an den Vater des jüngstverstorbenen Besitzers. Als die Stürme der Napoleonischen Zeit heraufzogen, ward Augsburg in vielfacher Weise zum Schauplatz derselben. Langsam welkte das Reich dahin, und 1804 hielt die reichsunmittelbare Ritterschaft ihre letzte Versammlung. Sie vereinigte sich zu Augsburg in demselben Hause, von dem wir sprechen; allein schon ein Jahr später wohnte Napoleon I. in seinen Mauern. Es waren kalte Oktobertage; tausend und aber tausend Soldaten lagen in der weiten Ebene bis Ulm, das General Mack besetzt hielt. In den Drei Mohren war der ganze große Stab des Kaisers einquartiert; Talleyrand kam, Metternich kam, eine Deputation von Paris brachte dem Kaiser die Wünsche des Senates. Am 4. Dezember 1805 wohnte Josephine daselbst mit ihrem Sohne Eugen Beauharnais, es war zwei Tage nach der fürchterlichen Schlacht bei Austerlitz. Ohne Unterlaß eilten die Boten hin und wieder, erschöpfte Soldaten und neue Truppen zogen durch die bedrängte Stadt, Marschall Lefebvre und Marschall Soult nahmen ihr Quartier in den Drei Mohren.

Nur kurze Zeit dauerte die Ruhe, die jenen Tagen folgte, denn als im Jahre 1809 die große Armee gegen Wien zog, nahm sie abermals ihren Weg durch Augsburg. Vom 16. bis 18. April hielt Napoleon wieder sein Generalquartier in den

weiten Sälen, die er 1805 bewohnt hatte; nach ihm kamen Oudinot und Bernadotte. Wie ein reißender Strom stürzte die französische Armee 1809 nach Oesterreich, und wie hunderttausend schlagende Wellen schlugen die Herzen der stürmenden Soldaten. Vor den Drei Mohren schritt die Ehrenwache auf und nieder; oben aber, am Fenster, stand der Kaiser im grauen Rock mit dem kleinen Hute. Große Karten lagen vor ihm ausgebreitet, sein Auge war schon vorausgeeilt, seine Gedanken waren bereits an der Donau und kämpften die Entscheidungsschlacht. Zweitausend Quadratmeilen riß der französische Adler damals mit einem Griffe aus dem bunten Länderkleid von Oesterreich, Kaiser Franz und sein Staat waren gebrochen. Dies geschah 1809; 1810 pochte ein anderer hoher Gast an die Pforte der Drei Mohren. Es war Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz, die erwählte Gemahlin Napoleons. Wohl manche frohe und bange Braut hat an dieser Stätte den Tag erwartet, aber banger ist wohl keine gewesen als die Kaiserbraut, die nach Paris gesandt ward wie der Kaufpreis des Friedens.

Vier Jahre später war der Adler von Frankreich, unter dessen Fittiche sie sich begeben hatte, zerbrochen, Napoleon ward gestürzt und die deutsche Fahne wieder aus dem Staub zum Himmel gehoben. Jetzt kehrten andere Gäste in den Drei Mohren ein; es waren die Fürsten und Gesandten, die zum Kongresse nach Wien zogen. Unter ihnen waren Montgelas und Graf Münster, Castlereagh und Cathcart, Ompteda und der Kardinal Consalvi, dem die deutschen Staaten den Erisapfel, das Danaergeschenk der Konkordate, verdanken.[1] Neuer Sturm und neue Armeen brausten über die Erde hin, als Napoleon plötzlich von Elba kam. Unter den Fremden, die in diesen Tagen erschienen, waren Wellington und die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland. Alle Länder und Völker Europas drängten sich nach Belgien vor, um ihre letzte Lebenskraft dem Sieger wie eine heilige Mauer entgegenzuhalten. Und an dieser Mauer zerbrach sein Genie; vor ihr erlag die Garde. Ohne Rast und

[1] Montgelas war bayrischer Ministerpräsident bis 1817; Reichsgraf Münster setzte auf dem Wiener Kongreß die Erhebung Hannovers zum Königreich durch; Castlereagh war die Seele der englischen Politik auf diesem Kongreß.

ohne Unterlaß flogen die Kuriere vorüber, in den Drei Mohren sah man Walpole und Wrede, den späteren Kaiser Nikolaus und den entthronten König von Schweden.

Nach der Schlacht von Waterloo ward der deutsche Staatenkörper in ein neues Gewand gehüllt, und die Napoleonischen Gestalten, diese Krieg bedeutenden Kometen, verschwanden vom deutschen Horizont. Nur Jérôme, der Exkönig von Westfalen, war noch immer „lustick" wie vorher; denn am 7. August 1816 erschien er mit „zahlreichem Gefolge" in den Drei Mohren und tröstete sich beim französischen Champagnerwein über das Mißgeschick der französischen Krone. 1819 kamen die Abgesandten, die zum Kongreß nach Aachen zogen, mit denen das bewegte diplomatische Leben jener Epoche seinen Abschluß fand.[1]

Unvermerkt änderte sich der Charakter von Augsburg, das jetzt seinen Schwerpunkt nicht mehr im politischen, sondern im industriellen Leben suchte. Das heilige Reich war zu Grabe getragen; nachdem es herabgebrannt war durch ein langes Jahrtausend wie eine geweihte Kerze, hatte der Sturm, der von Westen kam, die müde, flackernde Flamme ausgelöscht. Den Völkern aber ward ein neues Licht angezündet, von dessen Erleuchtung kein Auge grell geblendet werden sollte. Und dieser neue Tag, der den deutschen Stämmen aufgegangen war, der nie über die Dämmerung hinauskam, war der Bundestag. Fünfzig Jahre lang saß die Germania gleich einer Vestalin in Frankfurt und hütete die durchlauchtigste Flamme, das politische Lebenslicht des deutschen Volkes. Nur einmal schlug sie stärker empor, und man wollte sie damals aus dem Bundespalais in die Paulskirche übertragen, allein der Plan schien zu feuergefährlich, und so blieb der alte Altar bestehen.

Da endlich kam wieder ein Sturm herangezogen. Diesmal war es nicht der schwüle Westwind von 1806, diesmal war es ein scharfer, frischer Wind von Norden her. Es war im Jahre des Heils 1866, da wankte mit einemmal das morsche Gebäude, weil man so ganz und gar die Reparaturen vergessen hatte.

[1] Der Aachener Kongreß (30. Sept. bis 21. Nov. 1818) ist die erste öffentliche Kundgebung des 1815 von Kaiser Alexander I. angeregten internationalen, christlich-europäischen Völkerbündnisses der sogen. „heiligen Allianz".

Der entsetzte Bundestag ergriff die Flucht und ließ sich zu Augsburg in den Drei Mohren nieder. Hier, wo die Heerführer einer halben Million getafelt, wo die Kaiser der heiligen Allianz sich begegnet hatten, kehrten nun die Gesandten des zertrümmerten Bundes ein und hielten ihm das Leichenmahl und die Leichenrede. Der Gedanke von 1814, den der Bund verwirklichen sollte, war abgestorben wie ein welkes Reis, und die letzten Blätter zerstreuten sich in alle Winde. Sanft und geräuschlos, wie er gelebt, verschied er; er hatte nie ein Herz gehabt für das deutsche Volk!

Schon im nächsten Jahre sahen die Drei Mohren abermals einen fürstlichen Gast. Als Napoleon III. zur Fürstenkonferenz in Salzburg [1] ging, wollte er seiner Gemahlin auch die Stadt zeigen, deren Gymnasialschüler er gewesen war, und hielt mit seinem Gefolge deshalb in Augsburg an. In denselben Zimmern, wo einst „der Onkel" gesessen, ehe er nach Aspern und Wagram zog, um Oesterreich zu vernichten, saß jetzt „der Neffe", ehe er nach Salzburg zog, um Oesterreichs Freundschaft zu gewinnen. Es müssen ihm seltsame Gedanken durch das kluge, kalte Herz gegangen sein, ihm, der so sehr an das Verhängnis glaubt, wenn er hier auf die Gassen hinabsah, wo er vielleicht schon auf der Schulbank vom Throne geträumt hat.

Wenn man einen Rundgang durch das alte, wohlgebaute Haus macht, dann wird man natürlich erst in diese Kaiserzimmer geleitet. Die Himmelbettstatt ist respektvoll verschleiert, die silbernen Armleuchter vor dem langen, schmalen Spiegel sehen so frostig aus, als ob sie seit Dezennien nicht mehr angezündet worden wären. An den Wänden sind antike Geschichten al fresco gemalt, und unwillkürlich tritt der Fremde leiser auf, als könnte er etwas erlauschen von dem, was hier einst gesprochen wurde. In der zweiten Etage befindet sich die Hauskapelle mit alten Gemälden aus der Schule von Lukas Kranach. Auch einige Italiener hängen über dem Altar und über der Türe. Der geschnitzte Betstuhl, der in der Mitte steht, zählt fast 400 Jahre. Früher waren die Mauern mit seidenen

[1] Die Begegnung Napoleons III. mit Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich zu Salzburg fand am 18. August 1867 statt.

Tapeten ausgeschlagen; jetzt sind sie übertüncht und von etwas konventioneller Erbaulichkeit. Wenn wir noch höher hinaufsteigen, dann wird die Treppe immer steiler und das Winkelwerk des alten, reichsstädtischen Hauses immer verwickelter. Nur Passagiere, die sehr insolvent aussehen, betreten diesen Kletterweg, und wie ein Irrwisch mit flackerndem Licht hüpft ihnen der kleine Kellner voran, der sie zu Bett begleitet. Die historischen Schätze des Hauses liegen oben; aber auch in den unteren Räumen, in dem kühlen, dunklen Souterrain, liegen Schätze von ungeheurem Wert. Dort ist der weltberühmte Weinkeller der Drei Mohren. Wer das Inhaltsverzeichnis dieses goldenen Archivs durchgeht, der kann schon für seine geographischen Studien Nutzen ziehen, denn aus allen Weltteilen sind hier die Weine versammelt; ihre Etiketten reichen auf 120 Jahre zurück. Es wäre mir lieber, mit der Zunge statt mit der Feder diese Weinkarte zu exzerpieren und ein Faß Malvasier vor mir zu haben anstatt mein Tintenfaß. Unter den deutschen Weinen, deren Register an der Spitze steht, finden wir vor allem Kabinett und Auslese vom Rhein. Von ihnen besteht die Flasche zu 10, 11 und 15 Gulden. Doch da ein deutscher Gelehrter in der Regel um 15 Kreuzer zu Mittag ißt, so liegt es auf der Hand, daß diese Sorte für seine Tafel oder seine Tafel dieser Sorte nicht gewachsen ist. Die Franzosen geben uns den Champagner und jene schweren Weine des Südens, die unser Haupt so schnell umlichten und umnachten. Einer von ihnen warnte uns schon durch seine Etikette, er nennt sich „Nuit"; ein anderer heißt „Crême de la tête".

Noch glühender klingen die spanischen Namen, die meist mit Don und Donna verbunden sind. „Don Abad Romano" stammt von 1754, „Muscadel de Granada" von 1776; hundertjähriger Palmenwein kommt von den kanarischen Inseln. Dann zählen Portugal und Madeira ihre Schätze auf und nach ihnen die Heimat des Tokaiers. Von letzterem ist eine Sorte verzeichnet (1811), von der das halbe Seidel 12 Gulden kostet. Wenn wir an die italienischen Weine gehen, dann hören wir Klänge, die uns aus den Oden des Horaz bekannt sind. Da ist der „Massiker" und der „Falerner", der einst beim Mahle des

Mäcenas floß, mit dem Catull die heißen, sangesreichen Lippen kühlte, zu dem der Verbannte von Tomi griff, wenn der antike Weltschmerz sein Herz bedrängte.

Selbst Syrien und Persien stehen mit 13 Sorten auf der Karte, und vom Kap der guten Hoffnung sind zirka 6 genannt. Es ist nicht zu leugnen, daß ein solches Verzeichnis einen kosmopolitischen, man möchte fast sagen einen historischen Eindruck macht; nicht bloß den der Geschäftsmäßigkeit. Genuß, Genuß, das war die Leidenschaft der Völker seit Jahrtausenden, und die Rebe war das Zauberkraut, war der geheime Schatz, den der erfinderische Mensch in der Erde barg, um ihn in Stunden der Not und in Stunden der flammenden Lebenslust heraufzuholen und zu vergeuden. Seine Sorgen und seine finstern Gedanken warf er auf den goldenen Grund des Bechers, in dem die Genesung wohnte. Auch die heutigen Völker führen den Becher zur Lippe; aber sie trinken nicht mehr, wie die Alten tranken. Das Genie des Genießens, das Olympische in ihren Freuden, ist mit ihnen untergegangen; aus dem antiken Gastfreund und Zecher ist der moderne Gourmand geworden. Der Franzose trinkt seinen Champagner beim Diner der Kokotten, der Italiener trinkt seinen Marsala und liest daneben die „Opinione“, der Deutsche erhebt den Humpen mit Rheinwein und singt ein Lied von Ernst Moritz Arndt dazu. So, wie man bei Augustus trank, trinkt niemand mehr; alles Essen und Trinken ist Zweckessen geworden. Der antike Schwelger ist eine dramatische, der moderne Bonvivant ist eine komische Figur. Oder kann man es anders nennen, wenn im Saale der Drei Mohren ein Handlungsreisender, der in Wagenschmiere macht, „Falerner“ trinkt? „Es iß nor for die Firma und for den Effekt.“ Wird in diesem Falle die Ode des Horaz nicht zur Satire?

Kein Gasthaus in ganz Deutschland legt vielleicht den Kontrast von Gegenwart und Vergangenheit so unvermeidlich nahe, wie die Drei Mohren. Er begegnet uns auf allen Treppen und vor allen Gemächern, denn in dem großen Saal des Hauses

[1] Für ihre ausgiebige, nie versagende Hilfe wurden die Fugger durch Kaiser Max I. geadelt und durch Karl V. in den erblichen Grafenstand erhoben.

hält jetzt die Gesellschaft „Erheiterung“ ihren Jahresball, und die Mädchen tragen als Maske jenes schmucke Kleid, das vor 300 Jahren die Töchter der Patrizier an dieser Stätte getragen haben. Wenn der Tanz zu Ende geht, dann sitzen die jungen Herren noch im oberen Stock beisammen und rauchen bei einem Abendtrunk ihre Zigarre. Es ist derselbe Saal, es ist derselbe Kamin, vor dem einst der alte Fugger saß, als er den Schuldschein Karls V. ins Feuer warf.

Wenn man des Morgens über die Gänge geht, dann begegnet man nicht selten jungen Paaren. Beide schmiegen sich enger zusammen, als es die Treppe nötig macht, und die zarte kleine Frau ist so dicht verschleiert, als ob die Drei Mohren in der Türkei statt in Augsburg wären.

Wer mögen wohl die beiden sein? Als der junge Herr sich gestern ins Fremdenbuch eintrug, da hieß es N. N. mit Frau. Er schrieb das so hin, als wäre es schon hundertmal geschehen, und doch geschah es zum erstenmal. „Das junge Ehepaar“ ist ein neuer Typus unter den Reisegestalten geworden, und das Hotel, das typisch ist für diesen Typus, sind die Drei Mohren in Augsburg.

Außer dem Fremdenbuch, in das sich Herr N. N. mit Frau eingetragen hat, existiert aber noch ein anderes, wo die Namen all jener Größen verzeichnet stehen, die wir vorher erwähnt haben. Es ist vielleicht eine der wertvollsten Autographensammlungen in Deutschland; denn nach der Mitteilung eines Kundigen sollen für dieselbe bereits 20 000 Gulden geboten worden sein. Andere wußten sich einfacher zu behelfen, wie die vielen Schnittwunden zeigen, die dem Buche von Engländern und Amerikanern beigebracht wurden. Manche Namen sind deshalb von fremden Händen nachgetragen, und heutzutage bekommt es fast niemand mehr zu Gesichte.[1]

[1] Leider nahm ein früherer Besitzer dieses Hotels (namens Laßmann) das berühmte Fremdenbuch mit sich, und es war bis jetzt nicht mehr zurückzuerlangen.

Eine Siegesfeier auf dem Watzmann,

8600 Fuß hoch.

Die kurze Wintersonne lag noch über Berchtesgaden, das sich traulich am Fuß des himmelhohen Watzmanns ausdehnt; die wilde Schönheit, die ringsumher auf seinen Bergen lebt, war noch im tiefsten Schnee begraben. Es ist eigentümlich, all' jene Orte, die so mitten drinnen im Hochgebirge liegen, haben im Winter beinahe etwas Vegetatives; denn da ihr Leben ganz mit der Bergeswelt zusammenhängt und die Berge nun gänzlich verschlossen sind, so ist es gewissermaßen eine Art von Klausur, in der sich die Menschen befinden. Das fleißige Völkchen von Berchtesgaden sitzt zu solcher Zeit in der Werkstatt und schnitzt aus dem braunen Nußbaumholz alle möglichen Gestalten; nach Tausenden wird solche Schnitzarbeit über ganz Europa verbreitet. So gehen die Tage hin in einem stillen, bürgerlichen Fleiß, dem es doch wieder an Phantasie nicht fehlt. Denn in den Formen, die sie schaffen, reproduziert sich gewissermaßen der Lebensinhalt, der ihnen der liebste ist; sie sind ja zum größten Teil aus der eigenen Anschauung und der eigenen Sphäre entnommen. So entstehen jene phantastischen Leuchter, die aus verschlungenen Geweihen, aus der Kralle des Geiers und dergleichen gefertigt sind, jene schelmischen Gruppen von Zwergen und Gnomen, die hier aus dem nahen Untersberge ins Leben der Menschen hereinlauschen. Die Schnitzer bilden eine große, selbständige Gruppe der Arbeit in den Alpen, ähnlich wie die Jäger oder die Führer; es prägt sich eine gewisse Charakteristik in ihnen aus, die häufig das ganze Leben, ja, zum Teil die Physiognomie des Ortes beeinflußt.

Berufsmäßige Bergführer gibt es im bayrischen Gebirge eigentlich nur an zwei Orten, in Partenkirchen und in Berchtes-

gaden[1]. Nur dort gibt es nämlich Berge, deren Wildheit oder Gefährlichkeit eine Führung nötig macht, nur dort gibt es auch Touristen genug, die geführt sein wollen. Die Hinterriß hat steilere Felsen, allein es kommt fast keinem in den Sinn, sie aufzusuchen; Watzmann und Zugspitze sind die begünstigten Lieblinge des Publikums. So finden wir denn dort eigene von Amts wegen oder durch die Gewohnheit approbierte Führer, und zu den allerbekanntesten in Berchtesgaden gehören der „Hölzl“ und der „Stanzl“. Auch sie sitzen über Winter am emsig-stillen Handwerk, aber die alte Sehnsucht will nicht weichen, und wenn die Sonne die letzten Spitzen der Berge vergoldet, dann schauen sie oft ungeduldig durchs niedere, braunumrahmte Fenster der Stube. Manche der Herren, die sie im Sommer über den Göll oder das Steinerne Meer begleitet, haben zwar versprochen, daß sie dies Jahr „im Winter“ kommen und denselben Weg wiederholen, aber gekommen ist keiner. Welche Gefahr auch um diese Zeit mit Hochtouren verbunden ist (der Anstrengung nicht zu gedenken), das wissen die Führer selber am besten. Alle Merkmale des Wegs sind ja begraben unter dem Schnee, und alle Kunde des Pfades ist vergeblich, wo die Pfadlosigkeit beginnt. So ist es denn kein Wunder, daß die Spitze des Watzmanns bis jetzt noch niemals im Winter erstiegen ward[2]. Diesmal aber ist's ein so großes, gesegnetes Jahr, soviel Mut ward aufgewandt und soviel Erfolg errungen, daß es wohl einer besonderen Arbeit wert erscheint. Auch auf dem Watzmann soll die deutsche Fahne und das deutsche Siegesfeuer glänzen, und wenn die Herren der Alpenklubs nicht „Schneid“ haben, so tun's der „Hölzl“ und der „Stanzl“ auf eigene Faust.

Es war am zweiten Februar, als sie diesen Plan, dessen Kühnheit der Nordländer vielleicht kaum ahnt, zur Ausführung brachten. Am Lichtmeßtage, an ihrem eigenen Festtag, wird sie Maria wohl doppelt in Schutz nehmen, und daß den Tapferen

[1] Jetzt befinden sich an jedem Orte der bayrischen Alpen und ihres Vorlandes von welchem größere oder kleinere Bergtouren unternommen werden können, tüchtig geschulte Führer.

[2] Heutzutage gehören Wintertouren auf den Walzmann keineswegs mehr zu den Seltenheiten.

das Glück begleitet, das weiß auch der Bauer, selbst wenn er nie das Sprichwort gehört hat: „Fortes fortuna juvat.“

In der Frühe hörten die beiden miteinander noch den Gottesdienst in der Ortskirche, um 8 Uhr morgens machten sie sich auf den Weg. Die Teilnahme aller Bewohner begleitete sie, denn ihr Unternehmen war ja ein Ereignis für ganz Berchtesgaden. Der Einladung, sie zu begleiten, folgte indessen niemand.

Der Tag war klar, wenn auch nicht wolkenlos, die Höhe, die sie zu ersteigen hatten, betrug etwa 9000 Fuß. Stanzl, der das Kommando der gefährlichen Expedition übernahm, ist schon in ziemlich ehrerbietigem Alter, denn wenn man 1816 geboren ist, gehört man offenbar nicht mehr zur Jugend. Sein ganzes Leben ging auf den Bergen dahin, vom zwölften Jahr an war er Hüterbub', dann ward er „Edelweißbrocker“ und später Holzknecht in den abgelegensten Wäldern. Die ungemeine Ortskenntnis, die er sich hierdurch im Berchtesgadenerland erwarb, veranlaßte viele, ihn zum Führer zu nehmen, und so ward er in diesem Gebiete bald das, was man „berühmt“ nennt.

Wie die meisten vorzüglichen Steiger, so ist auch er von kleiner, ja, scheinbar von schwächlicher Statur, er selbst versichert, „daß er kaum vierzig Pfund Fleisch an sich trage“. Aber Sehnen wie Stahl, und Knochen, als ob sie bei Krupp geschmiedet wären, trägt er im Leibe, und das ist sein einziger Stolz und sein ganzer Reichtum.

Natürlich mußten die beiden eine ziemliche Last mit sich tragen. Die aufgerollte Fahne war zwar nicht schwer, mehr Schwierigkeiten bot indessen das Brennmaterial, um droben ein Feuer „anzukenten“. Zahlreiches Kleinholz und ziemliche Massen von Pech füllten den Rucksack, größere Blöcke wird man wohl unterwegs ins Gefolge nehmen.

Der Anfang des Weges führt auf der Ramsauer Straße bis Ilsank; von da ging's über die Ache zur Stubenalm. Hier war es noch leidlich vorwärts zu kommen, aber nun begannen die gefährlichsten Beschwerlichkeiten. Der Schnee war nicht hart genug gefroren, um einen Mann zu tragen; man mußte waten, und zwar stellenweise in einer Tiefe von 3—4 Fuß.

Jeder Schritt trat auf den Boden, und während man in der Regel den Weg zwischen Stuben- und Gugelalm in anderthalb Stunden zurücklegt, bedurfte es diesmal nahezu vier. Die Ermattung, welche diese Art des Gehens hervorruft, ist eine wahrhaft furchtbare; jeder andere hätte vielleicht an dieser Stelle mit den Kräften den Mut verloren. Hölzl und Stanzl aber hatten den Wahlspruch „Nur nit auslassen", und dieses Lebensmotto hielt auch vor dem Schnee der Gugelalpe Stich.

Freilich gestanden die beiden offen ein, daß sie bis hart an die Grenze ihrer Kraft gekommen seien, und das will nicht wenig bedeuten, wenn man ihre früheren Leistungen kennt. Stanzl hatte im Jahr 1867 binnen 14 Stunden zweimal die Watzmannstour hin- und zurückgemacht; im Jahre 1868 war er in fünf Tagen sechsmal hin- und zurückgegangen, noch obendrein beladen mit dem ganzen Gepäck „seiner Herrschaften". Es gibt keine Stunde bei Tag oder Nacht, erzählt er selber, wo er nicht auf diesem Gipfel gestanden sei.

Aber diesmal war es das schwerste Stück von allen; nun, die Zeit und der Zweck seines Weges sind ja wohl einer besonderen Arbeit wert!

Die Gugelalm liegt etwa 4700 Fuß hoch, von da ab ging das Steigen wieder besser, denn bald kamen die Felsen, auf denen der Schnee sich nicht so leicht festsetzt, oder augenblicklich von den zürnenden Winden verdrängt wird, sobald er sich niederläßt. Eine ungeheure Wüste lag vor den Blicken der einsamen Wanderer ausgebreitet, die schweigend ihres Weges zogen.

Jedes Pflanzenleben war erstarrt; aller höhere Wuchs, vereinzelte Bergfichten ausgenommen, hörte allmählich auf, das niedere Gestrüpp war verschneit, und Tiere ließen sich nur dann gewahren, wenn sie der Hunger hervordrängte.

In der Höhe von 5000 Fuß begegneten sie noch gewaltigen Hirschen, die mit den Läufen das Eis zerschmetterten und den Schnee beiseite scharrten, um das kümmerliche Kraut der Alpenrosen auszugraben. Weiter droben kamen flüchtige Gemsenrudel, im dichten, schwarzbraunen Winterhaar, die schrillend vorübersausten; über 6000 Fuß gewahrte man die Spuren des

großen, weißen Berghasen. Höher hinauf reichte kein Lebenszeichen mehr, selbst die letzten Pfade der Mäuse hörten auf, als die Region von 7000 Fuß erreicht war. Ein kreisender Geier in den Lüften, ein ferner, scharfer Pfiff in der Tiefe und rings umher Stille und Grabesruhe.

Es war 5 Uhr abends, als die beiden kühnen Steiger den höchsten Gipfel erreichten, die Sonne glühte noch auf den umliegenden Spitzen, aber die Dämmerung zum Feuerzünden war nahe genug.

Unermeßlich, grauenhaft stumm lag diese Welt von Felsen, von Trotz und Kraft hier ausgebreitet, die Sage hat ihren duftigen Schleier um diese Gipfel gewoben; es ist eine Perle im deutschen Reich, dieser herrliche Alpenwinkel.

Und dem deutschen Reiche galt auch der Gruß, den die beiden kühnen Männer jauchzend in die Welt hinausriefen. Dem deutschen Reiche galt ja die Ehre, wenn sie mühsam die Spitze erkletterten und dort die deutsche Fahne entfalteten. Freudejauchzend ergriff sie der sausende Wind und schwang sie hoch in der Luft, als wollte er selbst der Herold unseres Ruhmes sein.

Tiefer sanken die Schatten, und die gefurchte Stirn der alten Bergesriesen begann zu erbleichen vor dem Todeshauche der Nacht. Nun war es Zeit, nun rüsteten sich die beiden zur feurigen Arbeit. Prasselnd zischt das Pech, das sie mitgebracht, das Holz, welches sie unterwegs noch zugelegt, ward darüber geschichtet, und jubelnd ergriffen die Flammen ihre kostbare Beute.

Die entfesselte, ungeahnte Kraft eines Volkes, die Glut einer Vaterlandsliebe und eines Opfergeistes, der ohnegleichen war, loderte hier zum Himmel. Und wenn die Flamme stiller ward, wenn ihr milderes Licht nach allen Seiten die ernste Dunkelheit verklärte, dann war sie wie das volle Herzensglück, das jetzt aus allen Seelen und allen Augen leuchtet.

Watzmann und Zugspitze, sie sind die höchsten Warten im deutschen Reich, und selbst hier, mitten im tiefen, starren Winter brennt unser Freudenfeuer! Welches Land hat einen Wall und Zinnen wie diese, und selbst hier, vom riesigen Eckstein des

deutschen Reiches weht die Fahne unseres Siegs, selbst hier steht ein Wächter, der emporruft: „Gott schirme Deutschland!“

Als das Feuer mit voller Gewalt entflammt war, traten die beiden kühnen Gäste den Heimweg an. Man konnte in der Dunkelheit nur mehr matt die einzelnen Formen unterscheiden, man sah den Absturz, wo in jäher, schwindelnder Tiefe der Königssee gefangen liegt, drüben der Watzmannanger und die Watzmannkinder, denen das Märchen einen so grausigen Ursprung gibt. Es ist ein riesiger Felsenzahn, und mehrere kleine vereinzelte Zacken stehen daneben, einst waren es Menschen, aber ein Fluch hat sie dorthin gebannt. Die Sage erzählt, daß einst ein grausamer König in diesem Gebiete herrschte, der mit seinen Kindern in wilder Jagd über die Felder des Bauern ritt. Ein Bettelweib, das am Wege stand, flehte ihn an um eine Gabe, er aber hetzte die trotzigen Knaben wider sie, die das flehende Weib in Stücke hieben; da verwünschte sie sterbend ihn und seine Kinder. Seit jener Zeit stehen sie dort oben in Felsen verwandelt und sind weithin im Lande ein furchtbares Wahrzeichen.

Schweigend gehen die beiden Männer ihres Weges und blicken ernsthaft hinüber auf die Verfluchten. Mit scharfem Blick gilt es jetzt, den Boden zu prüfen, denn eine Nachtreise über den Watzmann ist im Winter kein Kinderspiel. Dennoch geht es unendlich leichter, als der Anstieg war, denn der Schnee beginnt sich zu härten, und der Weg ist wenigstens einigermaßen betreten. Sternhell liegt der Himmel über den Wanderern, der Mond ist noch verborgen hinter dem Hocheck, immer näher kommen sie herab in die trauliche Welt der Menschen. Bald ist die Ache zum zweiten Male überschritten, die Straße tut sich auf, und noch vor Mitternacht sind die beiden Waghälse daheim. Der Jubel, mit dem sie im ganzen Orte empfangen wurden, war ungemein, jeder hatte den Tag in geheimer Sorge verlebt, denn jeder war den beiden in der Seele gut. Selbst die Königin-Mutter von Bayern, die in Berchtesgaden so sehr beliebt und bekannt ist, sandte ein Telegramm zu Dank und Begrüßung. Auf der Post und in anderen Gasthäusern

wurden sie feierlich bewirtet, und ein Geldgeschenk, das die Bewohner des Ortes freiwillig zusammenschossen, ward ihnen als Ehrengabe überreicht. Doch nicht darüber empfanden sie den meisten Stolz, sondern „daß sie der großen Sache den kleinen Dienst geleistet", das war ihr höchster Lohn, wie sie es selber mit schlichter Miene gestanden.

Und wahrlich, deshalb verdienen sie es auch, daß ihre Tat draußen im weiten Vaterland bekannt werde, denn nicht nur als die Boten ihrer eigenen, schönen Heimat, sondern als deutsche Sendboten trugen sie die deutsche Fahne auf den Watzmann.

Zur künstlerischen und wissenschaftlichen

Entwicklung Münchens

im XIX. Jahrhundert.

(1878.)

Wenn es schon schwierig ist, ein bedeutsames Einzelleben in seiner schöpferischen Gestaltung darzustellen, so wächst diese Schwierigkeit, wenn es sich vollends um eine Gesamtheit handelt, um ein halbes Jahrhundert, um eine große historische Stadt, wo die Macht des Talentes, wo die Kraft der Widersprüche, wo die Fülle des Werdens uns vertausendfacht entgegentritt.

Gleichwohl wagen wir den Versuch, denn die geistige Entwicklung Münchens erscheint uns so merkwürdig und eigenartig, daß sie wohl mit keiner andern Stadt zu vergleichen ist. Nach langer Unbedeutendheit wird sie mit einem Male der Mittelpunkt der deutschen Kunst unter Ludwig I., der Mittelpunkt der deutschen Wissenschaft unter seinem Sohne und die nationale Metropole des Südens unter seinem Enkel. Schlag auf Schlag ging diese Entwicklung vor sich; in Jahrzehnten ward errungen, was anderwärts die Frucht von Jahrhunderten war; es geht ein wunderbarer Zug der Ergänzung durch die Regierungsepoche jener drei erlauchten Fürsten, die in wahrhaft historischem Geiste drei große Gebiete nacheinander dem Bayerlande gewannen.

Diese ganze Gestaltung erscheint so außergewöhnlich und so abnorm, daß sie schon dadurch zur besonderen Darstellung berechtigt; allein dieses Recht wird gewissermaßen zur Pflicht, wenn man bedenkt, wie wenige sich im allgemeinen dieses Ganges der Dinge bewußt sind. Es liegt ja im Wesen des Menschen,

daß er das Gute und auch das geistig Gute wie etwas Selbstverständliches hinnimmt, daß man im Vollgenuß der Gegenwart jener Arbeit kaum mehr gedenkt, die vergangene Geschlechter für uns getragen.

Um diesen Aufschwung aber voll zu begreifen, müssen wir zunächst die Zeit betrachten, die demselben vorherging, und die uns erscheint wie der weite, dämmernde Hintergrund, von dem ein leuchtendes Bild sich abhebt. Es mag dieses Wort vielleicht hart sein; aber es ist ja nicht die Schuld von einzelnen Persönlichkeiten, um die es sich handelt, sondern es war der Geist der Zeit, auf dem jene bleierne Oede lag.

Die Aera der Freiheitskriege war vorüber, und dem begeisterten Aufschwunge der Nation war eine tiefe Niedergeschlagenheit gefolgt; das Recht auf eine würdigere Zukunft, welches das deutsche Volk sich auf den Feldern von Leipzig und Waterloo errungen, ward mit Füßen getreten. Bis zum Zynismus ging die Sprache der Reaktion, wenn Bischof Eylert [1] zum Beispiel dem König von Preußen versicherte, er brauche dem Volke seine Versprechungen ebensowenig zu halten, als ein Vater seinen Kindern verpflichtet sei, weil er ihnen in Geburtstagslaune etwas verheißen habe; selbst die Begeisterung der Freiheitskriege wurde offiziös bestritten oder verdächtigt, wenn es hieß, „das Volk" sei nur in selbstverständlichem Gehorsam herbeigekommen, wie man eben bei einem Brande zum Löschen geht. Solche Gedanken gewannen in Preußen die Oberhand, auf das die Hoffnung der Besten gerichtet war; in Oesterreich herrschte Metternich, und damit ist genug gesagt. „Nun ist eine Verfassung unmöglich," rief Hardenberg aus, als die Tat des unglücklichen Sand [2] bekannt ward; überall sah man seit dem Wartburgfeste Verschwörung und Revolution, die gehässigste, persönliche Verfolgung gegen Männer wie Jahn, Welker und Moriz Arndt begann. Und am 18. Oktober 1819, am Jahrestage der Schlacht von Leipzig, wurden in Preußen jene Karlsbader Beschlüsse verkündet, die selbst den letzten Schatten der Freiheit

[1] Rulemann Friedrich Eylert (1770—1852), evangelischer Bischof in Potsdam, berühmter Kanzelredner, besaß großen Einfluß auf Friedrich Wilhelm III.

[2] Kotzebues Ermordung am 23. März 1819.

tilgten: die Presse kam unter Zensur, die Universitäten unter polizeiliche Aufsicht, die Einzelstaaten wurden dem Terrorismus des Bundestags preisgegeben. Zur Verfolgung revolutionärer Bestrebungen aber ward jene furchtbare Zentralkommission in Mainz begründet.[1]

Das war die Lage Deutschlands im Beginne der zwanziger Jahre, und wie war es nun damals bei uns bestellt, in Bayern? Es ist unleugbar, daß die süddeutschen Mittelstaaten damals die relativ besten Verhältnisse hatten, ja, daß sie in gewissem Sinne als der letzte Hort der Freiheit galten; aber die eiserne Faust der Zeit, das System der geistigen Knechtung, welches durch ganz Europa ging, lähmte auch dort den redlichen Willen.

In Bayern, das unter Karl Theodor bis aufs tiefste gesunken war, hatte Max Joseph der Vierte die Regierung erlangt. Mit der innersten Hingebung war der neue Herrscher darauf bedacht, sein Land zu heben, und mit Recht nannte ihn Feuerbach den Henri IV. von Bayern. Aber, wie gesagt, es war keine Zeit, um Wunden zu heilen, sondern nur eine Zeit, die Wunden schlug; die Blutsaat des Napoleonischen Kaiserreiches war aufgegangen, und man weiß, in welchem Maße Bayern daran beteiligt war! „Qui m'empêche de faire fusiller ce prince?“ donnerte der korsische Cäsar wider den deutschgesinnten Kronprinzen Ludwig. In der innern Politik waltete Montgelas als allmächtiger Minister, die Phrase der Freiheit, die man stets im Munde führte, gewann fast einen Anflug von Freigeisterei, die Ordnung aber ward mit den Mitteln eines vollendeten Despotismus geschützt. Eine merkwürdige Mischung zwischen den Nachklängen der französischen Revolution und den Prinzipien der tiefsten Reaktion herrschte damals in dem neugeschaffenen Königreich, und wer die Aktenstücke jener Zeit durchliest, der kann sich nicht genug verwundern über den humanisierenden Ton, über die gespreizte, ja, fast affektierte Aufgeklärtheit, womit hier paschamäßig dekretiert ward, womit man alles und jedes schablonenmäßig zu bessern meinte. Gleichwohl hielt der König selbst an der Erkenntnis fest, daß eine wahre

[1] Sie bewirkte zahlreiche Verhaftungen und strenge Verurteilungen und vernichtete nicht wenige Existenzen oder trieb sie ins Ausland.

Besserung der Lage nur dann erfolgen könne, wenn man sich zu verfassungsmäßigen Formen entschließe, wenn man halte, was versprochen war. Das fühlte er mit jener Intuition, die oft dem redlichen Willen unendlich näher liegt als dem grübelnden Scharfsinn, und so erhielt Bayern, nachdem Graf Montgelas schon im Jahre vorher zurückgetreten, 1818 eine Verfassung. Es war ein Ereignis, das in ganz Deutschland Aufsehen erregte; Männer wie Stein begrüßten es mit Freuden, aber auf der andern Seite ist es tief bezeichnend für die düstere Verstimmung jener Tage, wie man diese Tat an den verschiedenen deutschen Höfen aufnahm, und wie man die Motive derselben in Zweifel zog. So sehr standen alle unter dem Eindruck einer mißtrauischen Verbitterung, so fern stand man der reinen, uneigennützigen Vaterlandsliebe, daß man das ganze Werk nur als einen Schachzug betrachtete, der aus Neid gegen die Großstaaten und aus Eifersucht gegen die Mittelstaaten (vor allem gegen Baden) erfolgt sei. In den berüchtigten Schriften von Lang [1], in den Aufzeichnungen von Varnhagen, ja, selbst in dem Geschichtswerke des großen Gervinus liest man noch heute diese Meinung.

So war denn unser altes München mit einemmale zur Hauptstadt eines konstitutionellen Staates geworden; die Augen aller deutschen Patrioten waren darauf gerichtet, und es verlohnt sich wohl der Mühe, zu fragen: Wie sah es aus in jenem München — von den Freiheitskriegen bis zur Zeit der ersten zwanziger Jahre?

Es ist ein wundersames Gemisch von modernisierenden Tendenzen und patriarchalischer Einfachheit, von hochfliegenden Bestrebungen und altväterlicher Beengtheit, das durch alle Lebensbeziehungen hindurchging, durch Politik und Geselligkeit, durch Wissenschaft und Kunst. Es war eben eine Zeit der Umgestaltung, die sich aber selber für ausgestaltet hielt; eine Zeit des Suchens und Werdens, die aber glaubte, daß sie das Vorzüglichste bereits gefunden, daß das Vollendete ihr schon geworden sei.

[1] Karl Heinrich Ritter von Lang (1764—1835), eine Zeitlang Archivdirektor in München, Verfasser polemisch-satirischer Schriften („Hammelburger Reise", Memoiren" u. a.) Vgl. A. D. B. XVII, 606.

Die ganze Stadt nahm freudig daran teil, als sich im Frühjahr 1819 zum erstenmale „die Stände" in München versammelten; in ihren Kappenstiefeln und langen Röcken kamen die Bauern und Pfarrherren zum Landtag, aber sie fühlten sich nicht als die schlichten Vertreter den „Volkes", sondern als die pathetischen Boten der „bayrischen Nation".

Dies Wort war damals in aller Munde; es war offiziell, und das ist bezeichnender als alles. Man hatte früher gerüchtweise vernommen, daß die Stände in einem Saale der Residenz versammelt werden sollten, der einige Altertümer enthielt und deshalb nicht etwa Antikensaal, sondern Antiquarium genannt wurde. „Ließe sich diese Behauptung historisch beweisen," ruft ein Chronist der Stadt München emphatisch aus, „so wäre es wohl ein herrlicher, eines so kolossalen Geistes wie Maximilian des Ersten ganz würdiger Gedanke, die Repräsentanten seiner Nation in einem prachtvollen Marmorsaal zu versammeln, dessen einzige Zierden die Götter, Heroen und Herrscher des Altertums sind!"

Fühlen wir nicht, wenn wir dies Wort und die Wirklichkeit nebeneinander halten, mit schlagender Klarheit die Kluft, die zwischen dem Wesen und dem Schein, dem Können und dem Wollen jener Zeit liegt; den Zwiespalt zwischen der phrasenhaften Erleuchtung jener Oratoren und der dämmernden Naivetät, in der noch das Volk lag?

Was die räumliche Ausdehnung Münchens betraf, so war sie damals noch ganz auf die alten Teile beschränkt; das weite Gebiet von der Ludwigstraße bis zum heutigen Bahnhof hin existierte noch nicht; wo jetzt die Briennerstraße steht, lagen grüne Wiesen, aber das war kein Hindernis, München damals für eine „wahrhafte Großstadt" zu halten, wozu wir bekanntlich heute noch zu bescheiden sind.

Die geselligen Verhältnisse waren lebhaft und angeregt, und wenn auch der Adel bedeutend dominierte, so war doch die Stadt schon damals frei von jener steifen Exklusivität, wie sie in anderen Residenzen (besonders in Dresden) den bürgerlichen Verkehr der einzelnen Stände hemmte. In dieser Beziehung gaben der König und der gesamte Hof ein Beispiel seltener Leutselig-

keit, keine Etikette beschränkte das Zusammenleben derjenigen, die sich homogen waren, und ungescheut saß der Bauer in öffentlichen Lokalen neben dem „Generalsekretär" (wie der oben erwähnte Chronist sich ausdrückt), denn beide zahlen! Vor allem aber lag der Umgang mit Frauen „im Zentrum des Toleranzgebietes."

In der Münchener Gesellschaft verkehrten damals noch mancherlei Emigranten, wie überhaupt das französische Wesen merklich hineinragt; ein anderer erwähnenswerter Faktor waren die zahlreichen, jüdischen Familien, die sich durch ihren Besitz und durch ihren Sinn für geistige Interessen bemerkbar machten. Ueberhaupt verdient die überraschende Tatsache Erwähnung, daß es 1817 mehr Juden in Bayern gab, als 1847 unter dem Abelschen Regiment, eine Tatsache, die um so frappanter wirkt, wenn man weiß, daß der erste Protestant sich erst 1801 in München niederlassen durfte, und daß auch dies nur durch einen Machtspruch des Monarchen ermöglicht ward.[1]

Im Theater, das man damals einen „Zweig des freudigeren Gesellschaftslebens" nannte, war vor allem die Oper trefflich bestellt; für den Ausdruck der öffentlichen Meinung sorgte eine Reihe meist ephemerer Lokalblätter, die allerlei hochklingende Namen trugen[2]; was man indessen von ihnen zu halten hat, das lehrt uns Christian Müller in seinem Buch über München[3], wenn er die ganze Erörterung über die bayrische „Nationalzeitung" in den Worten zusammenfaßt: „Die Nationalzeitung ist auch eine Zeitung."

Auf wahrhaft klägliche Weise lag der Buchhandel darnieder: wer irgend ein Werk bestellte, bei dem ward „e i n Vierteljahr Geduld vorausgesetzt, das zweite erbeten, das dritte keiner Entschuldigung wert gehalten," und doch war die klassische Blüte unserer Literatur so nahe! Trotz des Pathos, womit man unter Montgelas die Verwaltung reformierte und das Avancement vom Untertanen zum Staatsbürger vollzog, herrschte doch noch allwärts im Lande eine Bureaukratie, von der wir heut-

[1] Vgl. „Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten (nämlich des Weinwirts Joh. Bapt. Michel) in München", 1801.

[2] Eos, Flora, Aurora, Der reisende Teufel u. a.

[3] „München unter König Maximilian Joseph I". Teil 1—2, Mainz 1816—17.

zutage keine Ahnung haben, und der Staat selbst begünstigte in gewissem Sinne eine beschränkte Erziehung, „denn er braucht ja seine Diener zu einer beschränkten Tätigkeit, und hervorragende Köpfe bereiten ihm nur Schwierigkeiten.“ So sprach noch Minister v. Zentner zu unserem edlen Thiersch. Daß das wissenschaftliche Leben der Stadt unter solchen Grundsätzen litt, bedarf keiner Versicherung, doch würde man bedeutend irren, wenn man sich etwa das Bayern jener Zeit arm an geistigen Kräften dächte. Seine hohe Schule umfaßte die bedeutendsten Namen, aber dieselbe war ja in Landshut, und ihre hervorragenden Persönlichkeiten kamen deshalb in keiner Weise der Hauptstadt zugute, es waren wohl die rechten Männer im Lande, aber es war nicht die rechte Zeit, um ihrem Tun den ruhigen Segen zu sichern. In München selbst verkörperte sich das geistige Leben in der Akademie, die seit 1807 und 1812 durchgreifend umgestaltet worden war. Auch hier finden wir glänzende Namen an der Spitze, und die Summe, die auf die Zwecke jenes Instituts verwandt ward, ist für jene Zeit eine kolossale (denn sie bezifferte im Jahre 90 000 Gulden); aber derselbe Kampf zwischen den Fremden und Autochthonen, der uns nach einem Menschenalter wieder begegnet, war schon damals lebendig, nur daß man unter den „Fremden“ diejenigen verstand, die aus den neuerworbenen Provinzen des Landes kamen. Mit engherziger Erbitterung sprach sich die öffentliche Meinung gegen diese Konzentrierung der geistigen Kräfte aus; „man müsse die Samenkörner verstreuen“ und nicht „in ein einziges Loch zusammenwerfen“; die griechische Welt habe auch keine Akademien gehabt und doch „sei die Kultur in Hellas verbreiteter gewesen, als bei uns!“

Ganz ähnliche Parteiverhältnisse bestanden an der Akademie der Künste, die seit 1808 ebenfalls eine wohlgemeinte Reform erfahren und gediegenere Hilfsmittel gewonnen hatte. Gewiß waren auch hier vortreffliche Kräfte vorhanden, und manches Gute geschah, aber die Wirkung desselben ward verdunkelt durch eine wahrhaft blinde Selbstüberschätzung und Verachtung jeder anderen Leistung. Auf die Frage, wer der erste Maler der Neu-

zeit sei, erwiderte ja bekanntlich Direktor v. Langer[1], daß der zweite sein Sohn sei, den ersten verbiete ihm die Bescheidenheit zu nennen. Und doch war dies derselbe Langer, der den Eltern des Cornelius riet, ihren Sohn dem Handwerk zu widmen wegen seiner totalen Talentlosigkeit für die Kunst! „Die Sammlung der Gipsabgüsse", die mit der Akademie verbunden war, umfaßte nur vier antike Originale, aber gleichwohl erklärte Eisenmann (ein bekannter Münchener Chronist)[2], „daß sie vor den meisten, vielleicht vor allen Antikensälen und Museen in Europa den Vorzug verdiene," und die kleine Kollektion im Antiquarium der Residenz nennt Rittershausen[3] getrost „einen der kostbarsten Antikenschätze außer Rom". Der König selbst ward mit einem Servilismus, der uns doppelt peinlich berührt, wenn man an sein schlichtes Wesen denkt, als „Hercules Musagetes" gepriesen; er hatte ja unzweifelhaft den offensten Sinn für alles Schöne und tat dafür, was möglich war, aber jene Schmeichler vergessen, daß die herkulische Arbeit, die Bayern damals zu vollbringen hatte, eben nicht den Musen gehören konnte. Es war ein Jahrzehnt vorausgegangen, das von Blut und Eisen starrte, wo der Kampf ums Dasein die einzige Losung war!

Fassen wir nun noch einmal das Bild zusammen, das uns die Regierungsepoche Max I., das uns die Zeit von den Freiheitskriegen bis zu den zwanziger Jahren bietet; denn es ist ja die Grundlage für die gesamte Entwicklung der nächsten Dezennien. Eine allgemeine Bemerkung mag hierbei gestattet werden. Es scheint uns, aller Irrtum bei Beurteilung von Persönlichkeiten beruht darauf, daß man meint, ihr Wesen ließe sich in eine einzige Formel fassen, es sei gut oder schlecht, häßlich oder schön, groß oder gering. Und doch ist selbst der einfachste Charakter bei vertiefter Betrachtung ganz

---

[1] Johann Peter von Langer (1756—1824), Historienmaler, seit 1806 Direktor der Akademie der bildenden Künste in München, „einer der erbittertsten Widersacher der neueren Kunstbestrebungen", doch von seiner Zeit maßlos überschätzt. Vgl. A. D. B. XVII, 678.

[2] „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München", 1812, S. 70 (bezw. 2. Aufl., 1814, S. 115).

[3] „Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Residenzstadt München", 1787 (bezw. 1788), S. 158.

unendlich kompliziert, ein Konglomerat von Widersprüchen, die sich scheinbar ausschließen, und die gleichwohl in Wirklichkeit nebeneinander stehen. Um wie viel mehr gilt dies von der Beurteilung einer Zeit, und vollends von derjenigen, die wir hier betrachten; denn die Epoche von 1816—1825 war widerspruchsvoll in erhöhtem Maße, sie war geteilt zwischen der Sehnsucht nach Freiheit und der Furcht vor ihr, zwischen den Lehren jener Revolution, welche die „Menschenrechte" verkündet, und dem Zwange einer Reaktion, welche die Menschenrechte mit Füßen trat. Modernisierende Tendenz und altmodische Befangenheit, ein starker Rest französischer Traditionen und ein starker Anflug von patriotischem Selbstgefühl rangen unablässig gegeneinander. Gewiß gab es redliche und hochbedeutende Menschen genug im Dienste des Landes, aber die Zeit ist eben mächtiger als die Menschen, und alle anderen Lebensbeziehungen standen damals unerbittlich unter dem Hochdruck der Politik. Noch lag in den Gliedern Europas jene furchtbare Müdigkeit, die der Ringkampf mit dem großen Korsen zurückgelassen; in allen Kabinetten herrschte Gespensterfurcht; in Bayern allein wurden 20 junge Männer ohne jede Schuld, trotz der inständigsten Bemühung des Königs, von der Mainzer Kommission verhaftet — nur weil man sie für gefährlich hielt. Einer von ihnen starb im Kerker, ein zweiter, der Sohn des berühmten Feuerbach, verfiel in Wahnsinn, die anderen waren gebrochen fürs Leben. Fürwahr, wenn wir das redliche Streben noch so hoch schätzen, das die Besten damals für Befreiung und Bildung auf allen Gebieten eingesetzt, die Zeit als solche ist doch eine dunkle, eine schwere Zeit!

Und aus dieser Zeit heraus ward jene große, glänzende Kunstepoche geboren, die München nun zum Athen der Deutschen machen sollte. Es war ja ähnlich mit der Glanzepoche unserer Literatur gewesen. Wohin konnte die Kraft der grübelnden Geister sich wenden, wohin der schöpferische Drang, der in den Edelsten des Volkes pulsierte, als in das Reich der Gedanken, in das Reich der Ideale? Das war allein die Heimat und Freistätte aller nationalen Sehnsucht, aller nationalen Tat.

Als Hort und Träger dieser Bestrebungen aber erschien der

damalige Kronprinz Ludwig; er, der dem siegreichen Napoleon nach Wagram sein Pereat getrunken, er, von dem Metternich geklagt, daß er „turbulent-liberale Ideen“ habe. Schon bevor er den Thron bestiegen, war eine Reihe jener großartigen Unternehmungen, die sich unter seiner Regierung nunmehr erfüllten, beschlossen und angebahnt; den eigentlichen Markstein jener großen Kunstepoche aber bildet die Berufung von Cornelius. In ihm verkörperte sich gewissermaßen das Ingenium und das ganze Machtbewußtsein der neuen, nationalen Kunst; sein Schaffen war gleichsam der Mittelpunkt für all' die großartigen Schöpfungen, die nun erwuchsen; in seinem Wesen lag nicht nur der geniale, sondern auch der heroische Zug, den jeder bahnbrechende Führer braucht. Schon seine äußere Erscheinung prägte dies aus: mächtig gewölbt war die Stirn, ernst und fest geschlossen der Mund, bannend und hinreißend zugleich sah dieses kühne Auge jedem ins Angesicht. Das Feuer, womit er an seine große Aufgabe glaubte, und der Zorn, womit er alles Niedrige in Kunst und Leben verachtete, gab ihm eine höhere Weihe; er war der Begeisterung fähig, wie nur wenige in dieser nüchternen, harten Zeit, und sein Herz ist wahr gewesen bis in die letzte Falte. Mit einem Worte, er war die anima candida mit den Flügeln des Genius.

Das war der Mann, der nun berufen ward, um eine neue Aera der Kunst in München zu gründen. Schon 1818 hatte der Kronprinz Cornelius in Rom getroffen und ihn dafür gewonnen, die Fresken der Glyptothek zu malen, die damals bereits im Werke war, und in einem Gedichte, „Die deutschen Künstler in Rom“, verglich er ihn mit Paulus, der durch seinen glühenden Eifer alle anderen überragt.[1]

1819 kam Cornelius mit den ersten Entwürfen nach München, und schon damals erhielt er das Angebot, die Leitung der dortigen Akademie zu übernehmen. Da er jedoch bereits durch Niebuhrs Vermittlung an Düsseldorf gebunden war, so wurde dieser Lieblingswunsch des Fürsten noch geraume Zeit vertagt, wohl aber verpflichtete sich Cornelius, wenigstens in den Sommermonaten nach München zu kommen, um dort mit

[1] „Gedichte des Königs Ludwig I. von Bayern“. München 1829, Teil 1, S. 227.

seinen Schülern die übernommene Arbeit zu fördern. Mit welcher Begeisterung sein Erscheinen hier aufgenommen ward, dafür mag die Tatsache zeugen, daß die hervorragendsten Künstler, wie Schlothauer, die beiden Heß und andere mehr, sich förmlich zur Mithilfe drängten und sich die Ehre erbaten, die eine oder andere Figur in den Entwürfen des Meisters zu malen.

Im August 1824 war Peter von Langer gestorben, und nun war die Berufung von Cornelius als Direktor der Münchener Akademie gewissermaßen selbstverständlich geworden. Noch in derselben Minute, da der Kronprinz die Todesnachricht erfuhr, schrieb er an den von ihm vergötterten Meister; ein Zug von ekstatischer Begeisterung wehte durch seine Zeilen; „Ganz, ganz unser wenn dieser Cornelius wird, dann ist's fürtrefflich!“ Auch dieser Brief (wie die meisten Briefe Ludwigs) gingen unter fremder Aufschrift und fremdem Siegel fort, er wollte in solchen Dingen, die sein Innerstes berührten, nicht den fürstlichen Absender der Oeffentlichkeit verraten.

1825 trat Cornelius sein Amt als Direktor der Akademie in München an, und hier galt es nun vor allem, umgestaltend und neubelebend zu wirken. Ein wichtiges Ereignis war inzwischen für Bayern eingetreten: Max Joseph I., der das Herz seiner Untertanen in seltenem Maße besaß, war am 12. Oktober 1825 geschieden; Ludwig I. mit all' seinen hochstrebenden Plänen, mit seinem unerbittlichen Willen, war König. Allerdings legte „Bayerns Finanznot“, wie er es selbst sehr offen nannte, seinen kunstsinnigen Wünschen zunächst noch mancherlei Schranken auf, die Schuldenlast war durch die langen Kriege und die Vergrößerung des Landes unendlich gestiegen, der jährliche Etat für die Pensionen belief sich allein auf fünf Millionen Gulden, und so war denn Sparsamkeit freilich die nächste und oberste Pflicht.

Gleichwohl ward wenigstens sofort zu einer gründlichen Reform der Akademie geschritten; diejenigen Elemente, die sich in offenen Gegensatz zur neuen Lehre gestellt, traten in Ruhestand; an Schnorr, an Overbeck, an Heinrich Heß und Schorn erging die Berufung. Es waren nach heutigen Begriffen nur kleine Mittel, mit denen dies alles geleistet ward: 1200 fl.

war das Gehalt für die zu berufenden Professoren. Aber wenn man die Briefe jener Männer und jener Tage durchliest, dann fühlt man doch den imposanten, gewaltigen Zug der Zeit: eine Schaffensfreude, eine selbstlose Begeisterung, ein Glaube tritt uns da entgegen, der allezeit das beste Merkmal des wahren Aufschwunges ist. Freilich, es war ja erst ein beginnender Versuch, es waren noch keine Traditionen da, in deren historisches Gefüge die neue Aera hätte eintreten können, es war kein Volk da, das, wie in Hellas oder Italien, dem Künstler entgegenkam, aber das alles hemmte nicht die Zuversicht, die Hingabe, den heiligen Ernst, womit die große Aufgabe verwirklicht ward. Wir fühlen es klar — es war keine äußere, aus bloßer Eitelkeit oder fürstlicher Laune hervorgegangene Bewegung, wie so manche Tadler dies meinen, sondern ein inneres, ehrlich gewolltes und ehrlich verfolgtes Ziel, das diese mutige Schar von Künstlerhelden und ihr König sich stellten. Das halte man fest, das ist der Grundton und der geistige Maßstab für jene Zeit, und keiner, dem die intimen Beziehungen dieser Aera und ihrer Führer offen liegen, sollte das verkennen! Lesen wir doch nur die zündenden Worte, mit denen Männer, wie Thiersch, wie Schelling, wie Platen[1] jenes schöpferische Streben begrüßen, lesen wir in den Briefen von Goethe und Boisserée, was diese davon gehalten, oder wie man im englischen Parlament damals über Bayern sprach, dann wird man sich dessen bewußt, daß es wirklich große Gedanken und große Taten sind, vor deren Beginn wir stehen. „Ich will aus München eine Stadt machen (sagte der König wörtlich), die Teutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Teutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Dies war sein Losungswort, und — wer wagt es zu bestreiten? — dieses Wort ist eingelöst!

Wir stehen noch in den zwanziger Jahren, im Vollbeginne jener Epoche: von allen Seiten kommen die Künstler herbei, und jeder findet sein Teil an Arbeit und Ruhm, der Maler, der Bildhauer, der Baumeister sind vollauf am Werke, und in glänzenden Festen spiegelt sich die frohe Lebenslust einer genialen Zeit.

[1] In seiner bekannten Ode „An König Ludwig" (14. November 1825).

Die erste der großen Unternehmungen, welche vollendet wurde, war natürlich die Glyptothek; sie war ein Jugendgedanke und ein Jugendwunsch des Königs gewesen. Die Vermittlung für den Ankauf der dahin bestimmten Antiken hatte der Bildhauer Martin Wagner[1] in Rom übernommen, ein Mann, der ebenso genial als berechnend war: 554 Briefe gingen von Ludwig an ihn und über 900 von Wagner an seinen fürstlichen Mäzen. Mit fieberhaftem Interesse ward das Geschick jeder einzelnen Statue verfolgt, die der König in Aussicht genommen, und bei manchen dauerte es ein Jahrzehnt, bis alle Schwierigkeiten glücklich überwunden waren. Denn der päpstliche Hof hatte damals ein Ausfuhrverbot auf antike Kunstwerke gelegt, aber Ludwig erwiderte sehr resolut, es möge doch Rom bedenken, was Bayern schon für die Kirche geleistet, und wie unklug es sei, Bayerns Fürsten dadurch aufzubringen. Die „Aegineten“, die er als Kronprinz um 10 000 Dukaten erstanden hatte, wurden mit Lebensgefahr durch Pest und Krieg nach Rom geschafft, und ein rasender Orkan drohte noch kurz vor Neapel das Schiff zu vernichten — aber endlich landete es sicher in Ostia. Der Eindruck, den diese Statuen in Rom erweckten, war so gewaltig, daß der russische Minister Nitrow sofort die zehnfache Summe bot — natürlich umsonst.

Durch den Bau der Glyptothek war Ludwig auch mit Klenze bekannt geworden, dem jungen Baumeister Jérômes, den er auf dem Pariser Kongresse von 1815 getroffen. Das war der rechte Mann für seine zahllosen Pläne; blitzartig stieg diese Erkenntnis in ihm auf, und in wenigen Tagen hatte er Klenze gewonnen, der in seltener Weise die Produktivität des Künstlers mit der Geschmeidigkeit des Weltmanns verband. Der Keim gewaltiger Schöpfungen lag in dieser Stunde des Erkennens!

Viele Jahre dauerte der Bau des merkwürdigen Hauses der Glyptothek, über jede Einzelheit beriet sich der Fürst mit den Sachverständigen, und „halbe Tage lang“ brachte er selbst auf der Baustätte unter den staubigen Gerüsten zu, so daß das

[1] Johann Martin Wagner (1777—1858) weilte 1812—1813 in Griechenland im Auftrage des damaligen Kronprinzen Ludwig, um Bildwerke hier zu kaufen. Seine glänzendste Erwerbung war die Aeginetengruppe.

Volk ihn lachend als „Oberpalier" bezeichnete. Unten aber in den gewaltigen Sälen malte Cornelius das große Leid von Troja und die wunderbaren Göttergestalten von Hellas. Eines Tages kam der König zu ihm, und in begeisterter Bewunderung stand er lange vor den herrlichen Gemälden, dann trat er vor den Künstler hin und sprach: „Man schlägt den Sieger auf dem Schlachtfelde zum Ritter; Sie sind hier gleichfalls auf Ihrem Felde der Ehre, und ich mache Sie also hier zum Ritter." Nach diesen Worten schloß er Cornelius in die Arme und heftete ihm den Orden der bayrischen Krone an die Brust; es war der erste, den er seit seiner Thronbesteigung vergab.

Neben der Vollendung dieses Baues aber gingen zahlreiche andere Arbeiten einher; Karl Rottmann, der liebenswürdige, große Landschaftsmaler, bereiste im Auftrag des Königs Italien, um jene herrlichen Studien zu sammeln, welche jetzt die Arkaden schmücken, und auch die historischen Bilder, die wir dort finden, wurden damals in Angriff genommen. Gewiß, sie sind in der Durchführung nicht alle gelungen und im Stoffe nicht alle glücklich gewählt, aber das Ziel, das mit demselben verfolgt ward, war doch edel und lobenswert. Das Volk sollte sich bilden an der Geschichte seiner Vergangenheit, und als die Bilder vollendet waren, duldete der König nicht, daß eine Wache zu ihrem Schutz bestellt werde, „denn man müsse auch den Gemeinsten im Volk ohne Mißtrauen an den Anblick des Schönen gewöhnen". Mehr als jedes andere Wort bezeichnet dieser Ausspruch vielleicht die eigentliche und höchste Idee des Königs; kein Mensch wird leugnen, daß der Ehrgeiz mächtig war in ihm, aber sein Ziel ging doch unendlich weiter, als diesem Ehrgeiz zu genügen. Es war die Bildung des Volkes, es war die Veredlung der Massen.

Daß es damit nur langsam ging, daß es unmöglich war, in wenigen Jahren das Vorurteil von Jahrhunderten zu brechen, welchen Einsichtigen könnte dies wundernehmen? Die Leute nannten die Glyptothek das „närrische Kronprinzenhaus", den Obelisk den „Nymphenburger Grenzpfahl", und mit Recht schrieb Martin Wagner aus Rom, „daß den meisten der Bierkrug doch noch immer viel lieber sei als die Aegineten". Aber

der König ließ sich dadurch nicht irre machen, und diese absolute Festigkeit, womit er für das Erkannte einstand, ist ein Charakterzug, den wir nicht hoch genug anschlagen können. Um das künstlerische Interesse im Publikum zu steigern, ward 1824 der Kunstverein gegründet, der damals 272 und jetzt 5000 Mitglieder zählt. Die Zahlen sprechen. Unvermindert und unbeirrt gingen die großartigsten Unternehmungen ihrer Verwirklichung entgegen; schon 1826 wurde der Grundstein zu dem „Königsbaue" gelegt, der sich zu beiden Seiten der alten, kurfürstlichen Residenz entfaltet und dessen Innenräume mit den klassischen Bildern aus der Odyssee, aus den Nibelungen, aus der Geschichte der deutschen Kaiser und den Liedern der größten Dichter geschmückt sind. Noch im gleichen Jahre ward die Allerheiligenkirche begonnen, die gewissermaßen als die Hauskapelle der bayrischen Herrscher erscheint. Dieser wunderbare Bau, der im normännischen Stil gehalten ist, und zu dessen Fenstern der König selbst auf einer Reise ein italienisches Original kopierte, ward von Heinrich Heß mit Fresken geschmückt und wird von vielen Kennern noch heute als die Perle unter den Münchener Kirchen betrachtet. Auch im Odeon gab es zu malen, und an all' diesen Aufträgen beteiligte sich in gewissem Sinne die ganze Schule, die sich um ihr geistiges Haupt, um Cornelius, gesammelt hatte aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes. Es waren nicht Bilder aus dieser oder jener Hand, sondern aus einem großen, gemeinsamen Geiste geschaffen, waren sie gleichsam das kongeniale Werk der einen großen Epoche, in welcher hundertfaches Talent zum ersten Erwachen, zum Bewußtsein seiner eigenen Wege kam. Noch wichtiger war der Bau der alten Pinakothek, in der jene kostbaren Bilderschätze vereinigt werden sollten, die mit der Pfälzer Linie aus Mannheim und Düsseldorf nach München kamen. Um sie zu ergänzen, vor allem mit altdeutschen Meistern, hatte der König noch die Sammlung der Brüder Boisserée, die sich damals in Stuttgart befand, um 240 000 Gulden erworben. Aber es war ihm keine geringe Sorge, daß man den Preis nicht erfahre. „Denn wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht; wenn man es aber

für die Kunst verwendet, sprechen sie — von Verschwendung."

Und doch ist es gerade diese Sammlung der alten Pinakothek, die München einen europäischen Ruf gewann. Die Bedeutung derselben mag man am besten aus dem Umstand ermessen, daß die Besitzfrage jener Düsseldorfer Werke sogar einen Vertragspunkt im Frieden von 1866 bildete.

In ähnlicher Weise, wie er die Malerei und die Baukunst pflegte, war der König auch bedacht, die Skulptur zu heben und vor allem eine tüchtige Lehrkraft zu gewinnen. Sein Gedanke fiel auf den größten Meister, der seit Jahrhunderten entstanden war: Thorwaldsen nach München zu ziehen, war sein sehnlichster Wunsch. Alles ward aufgeboten; eine glänzende Werkstatt für ihn und seine Schüler, ein prächtiges Museum für seine Schöpfungen sollte errichtet werden, mit dem Range eines Staatsrats sollte der Künstler sein Amt antreten, aber zuletzt überwog doch die Pietät für seine ferne, nordische Heimat. Nur als Gast, nicht als Bürger der Stadt zog Thorwaldsen in München ein. Der König, der damals auf dem Krankenbette lag, beschied ihn sofort zu sich in sein Schlafgemach und schloß ihn dort in seine Arme, während die Künstlerschaft ihm glänzende Huldigungen bereitete. Und da er den Meister selbst nicht besitzen konnte, so sollte er ihm wenigstens einen Schüler erziehen, der seiner würdig wäre, und den er mit begeisterten Empfehlungen nach Rom gesandt. Der Name desselben war Ludwig Schwanthaler, seine Werke sind weltbekannt.

Das erste davon waren die Friese der Walhalla, und mit der Walhalla beginnt eine neue Stufe in jenem großartigen, künstlerischen Schaffen. Auch sie war schon ein Jugendgedanke des Königs; nun war die Stunde der Erfüllung gekommen, und die edelsten Kräfte auf allen Gebieten boten in herrlichem Wettstreit ihre Hand. Am 18. Oktober 1830, an jenem Tage, da vor Jahren die große Befreiungsschlacht bei Leipzig geschlagen ward, zog eine prächtige Schar von geschmückten Schiffen die Donau hinab, um den Grundstein zu legen. Alle Glocken ringsum erklangen, Tausende und Tausende begleiteten auf beiden Ufern den Zug, überall wehende Fahnen und rauschende Musik. Dann aber ergriff der König den Hammer und sprach:

„Möchten in dieser sturmbewegten Zeit, fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten!" Mit der Auswahl der betreffenden Gestalten war zumeist Johannes von Müller, der berühmte Historiker, betraut, die Biographien der Gewählten schrieb der König selbst in dem merkwürdigen Buche, das den Titel führt: „Walhallas Genossen" [1]. Wir haben es schon früher betont, daß seine Neigung keineswegs sich nur der einen oder andern Kunst zuwandte, sondern im weitesten Sinne des Wortes wurden alle herangezogen, und für alle gab es Arbeit mit vollen Händen. Die Glasmalerei, deren erste Pflege einst in der alten bayrischen Abtei zu Tegernsee versucht ward (vor nahezu 1000 Jahren), wurde nun in Bayern neu belebt, und was sie unter Ainmüllers meisterhafter Führung zu leisten vermochte, das zeigen die Fenster in so manchem deutschen Dom. Auch der Erzguß wurde bereits von den Mönchen zu Tegernsee betrieben und gedieh in Süddeutschland schon unter den bayrischen Herzogen zu ungewöhnlicher Blüte. Nun aber gewann die Münchener Gießerei, wie sie 1826 neu begründet ward, bald einen europäischen Ruf; die Vorliebe, die der König für das Monumentale besaß, trieb ihn doppelt zur Förderung jener Anstalt, und aus ihrem feurigen Schoße stiegen bald die ehernen Gedanken eines Thorwaldsen und Schwanthaler, eines Rietschel und Rauch. Als die vergoldeten Bildnisse für den Thronsaal gegossen wurden, da erklärte der berühmteste italienische Gießer Manfredini: jede dieser Statuen müsse zehn Menschen das Leben kosten, für so gefährlich hielt man das Wagestück. Und jetzt besitzen wir Bavaria und Siegestor; in allen Städten Europas, ja, selbst über dem Ozean stehen Denkmäler, die den Namen Münchens verkünden — auch das ist eine Frucht jener Tage!

Dem Bau der Allerheiligenkapelle folgten bald auch andere Kirchen; Ziebland war schon am Schlusse der zwanziger Jahre nach Italien entsandt worden, um dort die Basiliken der klassischen Zeit zu studieren: aus seinen Händen ging die Bonifaziuskirche zu München hervor. 1829 ward Gärtner mit dem Bau

[1] München 1842, 2. Aufl. 1847.

der Ludwigskirche betraut, und eine Reihe weltlicher Gebäude, die fast die ganze Ludwigstraße umfassen, kam später hinzu; aber auch andere Architekten, wie z. B. Ohlmüller, der die Mariahilfkirche übernahm, fanden Beschäftigung. Denn obwohl Klenze schon 1829 zum Chef des gesamten Bauwesens ernannt ward, so war der König doch ein Feind aller Ausschließlichkeit, er wollte den einen über den Plan des andern hören und erklärte es offen: „Klenze darf im Bauwesen keinen Großvezier abgeben.“ Die Energie, womit er den Fortschritt solcher Unternehmungen bis ins kleinste Detail verfolgte, war wahrhaft beispiellos. „Fuchsteufelswild möchte ich werden,“ schreibt er bei den Verzögerungen der Basilika, und in erbitterten Streit verfällt er mit Gärtner über den Astragalfries des Blindeninstituts. Auf seinen kategorischen Befehl wird derselbe schließlich hinweggenommen. Der König, der damals in Berchtesgaden weilte, kam um Mitternacht in die Residenzstadt zurück, aber um 6 Uhr morgens hatte Gärtner bereits sein Handbillett, daß die Wegnahme des Frieses dem Bau doch bedeutend zustatten komme. Es war heller Mondschein gewesen, und noch in tiefer Nacht war der König, obwohl von zwölfstündiger Fahrt ermüdet, hinabgegangen, um zu sehen, ob sein Befehl befolgt worden sei, und wie die Aenderung wirke.

Trotz des kräftigen Selbstgefühls, das ihn beherrschte, war er aber doch keineswegs gleichgültig gegen die Aufnahme, die seinen Schöpfungen in der öffentlichen Meinung zuteil ward; mit einer ungeduldigen Sorgfalt sah er dem Urteil entgegen, das z. B. Goethe über seine Kunstbestrebungen fällen würde, und auch wir selber müssen es lebhaft bedauern, daß jenes Memoire unvollendet blieb, welches der Dichterfürst dem Künstlerfürsten zu widmen gedachte. Um ein mustergültiges Porträt Goethes zu erhalten, hatte der König seinen Hofmaler Stieler[1] nach Weimar entsandt, und es liegen gewichtige Anhaltspunkte vor, daß er sich bemühte, jenen ganz von dort nach München zu ziehen.

Allein auch da, wo die Kritik nicht von so gewichtigen

[1] Karl Stielers Vater. Das Bildnis Goethes (Oelgemälde) befindet sich in der Neuen Pinakothek in München.

Stimmen kam, folgte ihr der König mit rastlosem Eifer; auf einen Angriff, der gegen Schwanthaler gerichtet war, verfaßte er selbst eine Erwiderung für die „Allgemeine Zeitung", und so oft ein Bild aus der „Schönheitssammlung", deren 36 Bilder gleichfalls von Stieler gemalt sind[1], zur Ausstellung gelangte, konnte er stundenlang im „Kunstverein" verweilen. Es scheint uns dieser Zug um so bemerkenswerter, wenn man ihn mit dem sonstigen Naturell des Königs vergleicht, das ja von einer fast unerbittlichen Selbständigkeit getragen war.

Denn wie energisch trat er nicht gegen Cornelius auf, als dieser z. B. die Verteilung der akademischen Stipendien für sich in Anspruch nahm, gegen Rietschel, als er den Guß des Goethe-Schiller-Denkmals von München wegverlegen wollte, gegen Kaulbachs Satiren, gegen Gärtners und Klenzes architektonische Einzelheiten! Gewiß, er hatte im Verkehr mit den Künstlern auch so manche schroffe Seite, und es wäre töricht, das zu verschweigen; sein rücksichtsloser Wille, seine Sparsamkeit und besonders jene Hast, womit er auf die Vollendung alles Begonnenen drang, ward von manchem schwer empfunden. Aber all' diese Fehler, wenn man sie so nennen will, waren doch nur die Fehler seiner Tugenden — und das ist zur Charakteristik eines Regenten von wesentlichem Belang. „Zu teuer, zu teuer (äußerte er oft, wenn der einzelne hohe Preise nannte) — ich hab' noch mehr Kinder zu versorgen!" — „Ich bin ja kein Gast (rief er beim Eintritt in den Saal, als das prächtige Dürerfest 1840 gefeiert ward), ich gehöre ja zu euch!"

Allerdings war er stolz darauf, wenn „seine" Künstler auch manchen fremden Auftrag erhielten, wenn die Kaiser von Oesterreich und Rußland seinen Hofmaler beriefen, um ihr Porträt zu malen, wenn man „seine" Bildhauer und Architekten auch auswärts um Rat befragte, wenn der König von Preußen sich nach München wenden mußte, um die Fresken für sein Museum zu gewinnen — aber die Verwirklichung solcher

[1] Diese weibliche „Schönheitsgallerie" ist nun in der Kgl. Residenz in München aufgestellt worden. Nach der Ansicht des Königs kann man daran erkennen, wie sich der Charakter weiblicher Schönheit zu seiner Zeit offenbarte. Neben fürstlichen Frauen (den Gemahlinnen des spätern Königs Max II. und des Prinzregenten Luitpold) sind hier auch Angehörige der adeligen und selbst bürgerlichen Kreise vertreten.

Bestellungen sah er doch nur ungern. Am meisten galt dies ohne Zweifel von Kaulbachs Fresken im Berliner Treppenhause; die Besorgnis, welche Hofrat Waagen, der Vermittler jenes großartigen Auftrags, über den Eindruck äußert, den diese Nachricht auf König Ludwig üben würde, ist unbeschreiblich; er meint, seine eigene Stellung in München würde damit beinahe unmöglich werden. Und doch hat auch München gerade diesen Bildern sein gutes Teil zu danken. Dem Anblick der Hunnenschlacht, zu welchem Fürst Wallerstein [1] den König bewog, verdanken wir es nämlich, daß der schon beschlossene Ausweisungsbefehl gegen Kaulbach zurückgenommen wurde; das Gemälde „Die Zerstörung Jerusalems", das der König um 35 000 Gulden erworben hatte, ward die nächste und aktuelle Veranlassung zum Bau der neuen Pinakothek. Nirgends war Raum dafür vorhanden, und da der König schon lange die Absicht hegte, die Werke der neueren Kunst in einem großartigen Palaste zu sammeln, so schritt man bei dieser Gelegenheit energisch ans Werk. 1846 ward der Grundstein gelegt, und Kaulbach selbst war an der Ausschmückung beteiligt; aber die schrankenlose Satire, womit er in seinen Fresken das Münchener Kunstleben behandelte (wir erinnern nur an den einen Zug, daß er z. B. neben Klenze ein Tausendguldenkraut aus dem Boden wachsen ließ), machte doch viel stürmisches Aufsehen. Allein auch der Geist der Zeit war mittlerweile herb und stürmisch geworden, eine tiefe Reaktion beherrschte wieder das öffentliche Leben, und in gärendem Unmut zeigten sich die ersten Ahnungen einer nahenden Katastrophe. Das Jahr 1848 kam heran, und mit ihm endet zwar nicht die Kunsttätigkeit, aber doch die Regierungsepoche jenes mächtigen Königs. Wie er selbst über die Zeiten dachte, beweist ein Signat, das er kurze Zeit nach seiner Abdankung schrieb, und das den Vertrag über die Freskomalereien der neuen Pinakothek betrifft: Dieser Vertrag solle hinfällig werden, „wenn ein großes, meine Einkünfte sehr schmälerndes Ereignis eintritt — denn wer steht gut, daß nicht die Republik wird und die Herrschergeschlechter auf Pension gesetzt werden?" Wenn er dies akten-

[1] Ludwig Fürst von Oettingen Wallerstein, bayr. Minister und Ministerpräsident (1831—1837, dann von 1847—1848). Vgl. A. D. B. XL, 36.

mäßig schrieb, was mag an harten Reflexionen erst in jenen 270 Tagebüchern ruhen, die auf 50 Jahre versiegelt im Nachlasse des Königs liegen![1]

Und so drängt auch uns der Raum, mit jener großen Epoche abzuschließen — wenn uns auch wohl bewußt ist, wie viel hier noch zu sagen wäre.

Manche tiefe Lücke ward seitdem in das Leben der Münchener Kunst gerissen — Cornelius war nach Berlin, Schnorr nach Dresden gegangen, Schwanthaler und Rottmann waren tot, aber andererseits trat doch auch manches Neue und Herrliche zu dem Vorhandenen hinzu. Denken wir nur an den Dom zu Speier, an die Propyläen und die Befreiungshalle, an die zahlreichen Statuen, die der König auch in einzelnen Provinzstädten errichtet, an die wunderbaren Schöpfungen eines Genelli, eines Ramberg, eines Schwind, und wenn wir dann das Gesamtbild jener Aera zusammenfassen, dann werden wir den Zug von Größe klar empfinden, der durch dieselbe hindurchgeht und ihr ein eminent kulturgeschichtliches Gepräge gibt. Nicht in dem einzelnen, was geschaffen wurde, sondern in diesem Schaffen selber liegt das Schwergewicht; denn es war damit erst jene Strömung, jene Atmosphäre gegeben, in der das Talent erwacht und gedeiht, das in anderen Zeiten latent und ungeweckt geblieben wäre. Und obwohl München gewissermaßen der Mittelpunkt jener ganzen Bewegung war, obwohl sie in ihrer Erscheinung lokalisiert war, ihrem innersten Wesen nach war sie doch eine wahrhaft nationale, denn für Deutschland sollte München das werden, was es geworden ist. Das stellte der König mit klarem Bewußtsein als den Grundgedanken seines Schaffens hin, und das mögen auch jene sich gegenwärtig halten, die zunächst die Schatten betonen, welche nirgends fehlen, wo viel Licht ist.

Der Schatten aber, der wohl am meisten auf jener Epoche liegt, ist die Einseitigkeit ihrer Entwicklung; alle Gedanken und Mittel waren auf die Pflege der Kunst konzentriert: „Alles

---

[1] Laut testamentarischer Bestimmung des Königs dürfen sie erst 1918 (50 Jahre nach seinem Tode) eröffnet werden.

wird in Bayern der Kunstwut geopfert," schrieb Böhmer[1] in schrankenloser Erbitterung. Die Pflege der Wissenschaften, der geistige Aufschwung des Volkes konnte damit nicht Schritt halten.

Allerdings war auch hierzu, besonders im Anfang, der beste Wille seitens der Regierung vorhanden; die hohe Schule war 1826 von Landshut nach München verlegt und eine Reihe der bedeutendsten, geistigen Kräfte damit für das Leben der Stadt gewonnen worden; andere, wie Tieck, Thibaut, Raumer, Mittermaier, Schubert, wurden, wenn auch nicht überall mit Erfolg, berufen; Männer wie Schilling und Thiersch gehörten bereits dem Lande. Trotzdem wurden die Hoffnungen, die sich an einen solchen Beginn wohl knüpfen durften, nur in geringem Maße erfüllt, denn auch damals zeigte sich bald von neuem der schroffe Gegensatz zwischen den Einheimischen und den „Fremden". Man nannte die Gegend, wo die Berufenen wohnten, höhnend „das Protestantenviertel", und eine Fülle von peinlichen Begebenheiten, wie sie in der Politik der dreißiger Jahre liegen, schürte den konfessionellen Konflikt und die Entfremdung der Geister. Dazu kam, daß man gerade die Mittelschulen, die doch eigentlich die Durchschnittsbildung eines Volkes tragen, ganz besonders vernachlässigte, aber auch der Hochschule selbst ging es bald nicht besser, als jenes System den vollen Sieg gewann, das sich an den verhängnisvollen Namen Abel[2] knüpft. Sofort ward eine neue Studienordnung für die Universitäten erlassen, die alle Lehr- und Lernfreiheit vernichtete, das Gehalt eines außerordentlichen Professors war damals „niedriger als der gewöhnliche Sold eines Kammerdieners"; man entfernte Lehrer vom Range eines Schönlein, man verbot es einem Manne wie Pettenkofer, sich als Privatdozent zu habilitieren. Auch hier gingen nicht wenige der besten von hinnen.

Das sind die Schatten, die auf jener großen Epoche künstlerischen Glanzes lagen; es wäre unhistorisch, sie zu verschweigen, und es wäre töricht, die Gefahr zu leugnen, die sie für Bayern in sich schlossen. Und doch ist diese Gefahr nicht zur Wirklich-

[1] Johann Friedrich Böhmer, Historiker (1795—1863). A. D. B. III, 76.
[2] Karl Abel, bayr. Ministerpräsident (1837—1847), Vertreter der strengkirchlichen Richtung in Bayern.

keit geworden; denn (wir wiederholen es) eine wundersame Fügung hat es gewollt, daß eben jenes Gebiet, das bisher am meisten zurückstand, nun in den Vordergrund der öffentlichen Interessen tritt; daß gleichsam die ganze Tatkraft des Nachfolgers sich auf jene Lücke wirft, die sein erlauchter Vorgänger zurückgelassen. Und welche Regierung hätte jemals alles selbst erfüllt!

Wir treten damit in die zweite große Aera Münchens ein, in die Glanzperiode der Wissenschaften und des hohen, geistigen Lebens, das unter der Herrschaft Max II. beginnt. Wenn wir schon bei der Darstellung unserer künstlerischen Entwicklung genötigt waren, uns auf die Umrisse zu beschränken, so liegt dies hier noch mehr in der Natur der Sache; denn jene Künstlerzeit gehört doch schon weit mehr der Geschichte; ihre Heroen sind hinabgestiegen, und nur ihr Grab, nicht mehr ihr Haupt, trägt den Lorbeer, von dem wir sprechen. Unendlich näher steht uns natürlich jene zweite Zeit; in ihr berühren sich fast noch Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und heutiges Geschehen; wir sind im Kreise der Lebendigen und nennen mit Stolz noch so manchen ihrer Führer unser eigen.

Das ideale Haupt aber, der eigentliche Führer jener ganzen Bewegung, war der König selbst, auch er hatte wie sein Vater schon als Kronprinz den Grundgedanken festgestellt und gefördert, der einst mit ihm selber zur Herrschaft kommen sollte. Und dieser Gedanke war die geistige Hebung seines Volkes. Wie es einem Vater Herzenssorge und Gewissenssache ist, an die geistige Zukunft seines Kindes zu denken, so war der stille, feinfühlige Fürst besorgt, ja, fast bekümmert, sein Bayern emporzuheben aus jener geistigen — Verspätung, möchten wir sagen, in der es sich seit den Tagen der Reformation befand, es innerlich zu befreien. Seine ganze Politik war, wie Riehl es so meisterhaft bezeichnet — „Kulturpolitik". Er hatte nichts von jener pulsierenden, fast ungestümen Genialität, womit sein Vater nach großen Zielen griff, sein Wesen war still und bewegt von der tiefen Ueberzeugung, die er sich kämpfend abgewonnen. Er war das verkörperte Pflichtgefühl; das philosophische Denken Schellings, als dessen Schüler er sich gern bezeichnete, die edle Humanität eines Thiersch, den er stets zu seinen Freunden

zählte, hatten auf seinen eigenen Charakter tiefgreifenden Einfluß geübt. Er wußte gar wohl, daß sein Wille entscheidend war, aber das führte ihn nicht dazu, kurzweg und ohne weiteres zu wollen, sondern es machte ihn doppelt bedächtig, bevor er mit diesem Willen ins reine kam. Nur der, dem es vergönnt ist, einen Blick in jene eigenen Arbeiten zu tun, die Max II. hinterlassen, erhält ein volles Bild dieser erhabenen Persönlichkeit; nur der lernt jene tiefe, innere Einkehr kennen, die sich der König zur Pflicht gemacht. „Fragen an mein Herz" ist die eine dieser Abhandlungen betitelt, „Annehmlichkeit und Pflicht" heißt eine andere, „Selbstbetrachtungen" eine dritte. Mit peinlicher Sorgfalt gibt er sich Rechenschaft darüber, wie er wohl seine Abende am nützlichsten zubringen möchte, welches die „wahren Aufgaben der Menschheit" seien, und wie die Seele sich befreien möge von „blinden Mächten".

Um sich an dem Charakter hervorragender Fürsten zu stählen, versuchte er es, Biographien derselben zu schreiben, wie z. B. von Karl dem Großen, von König Alfred, vom Zaren Peter und von Friedrich II.; aber auch über alle anderen Zweige des Wissens, über Religion und Politik, über den Geist der Zeit, über Kunst und Wissenschaft finden wir Studien und Bemerkungen. Jene Gegenstände, über die er völlig ins reine kam, sind dann zu einer eigenen Sammlung vereinigt, mit der bedeutsamen Ueberschrift: „Klar geworden".

Und dies war denn auch gewissermaßen das Losungswort, womit er seinem Volke und seinem königlichen Berufe gegenüberstand. Er nahm es nicht leicht und gab sich nicht der Täuschung hin, als könnte jenes Klarwerden, jener Humanismus, den wahre Bildung einem Volke gibt, rasch und mühelos errungen werden, sondern in der eigenen Mühe, die jede geistige Errungenschaft ihn kostete, hatte er den besten Maßstab für die kolossale Arbeit, die er mit diesem Lebensplan auf sich genommen. Er selber lernte ja allzu gewissenhaft, um leicht zu lernen; allein eine fast rührende Liebe für alles, was Bildung hieß, half ihm über jede Anstrengung hinweg; sie war stärker in ihm als das Selbstgefühl des Regenten.

Wie sein Vater zunächst von dem partikularen Ziele aus-

ging, sein Bayerland solle groß werden in der Geschichte der Kunst — aber mit dem ausgesprochenen Bewußtsein, damit die nationale Bedeutung des Landes zu heben —, so war es auch bei dem Sohne der Fall; sein ganzes Streben war, dieses Bayerland geistig zu heben, aber mit dem bewußten Ziel, damit auch dessen Bedeutung und sein Gewicht in dem gesamten Vaterlande zu steigern. Er wollte gerade jenen „Bildungspartikularismus" brechen, wie Riehl es nennt, der Bayern noch von allen übrigen deutschen Staaten trennte.

Diesen Gedanken müssen wir festhalten, wenn wir die Handlungsweise des Königs richtig verstehen wollen. Jene Schranke, die jahrhundertelang die Geister in Süd und Nord geschieden, sie mußte fallen, das war die Bedeutung jener „Berufungen", die nun mit den fünfziger Jahren beginnen, und die gewissermaßen zur Signatur, zum Schlagwort für jene ganze Epoche geworden sind. Die bedeutendsten Gelehrten aus allen Teilen von Deutschland sollten an der Münchener Hochschule versammelt werden, und der König wollte in ihrer Nähe, im täglichen Umgange mit ihnen — lernen. Wir begreifen heutzutage kaum mehr den Widerstand, den diese Absicht damals erfuhr, aber fürwahr, es ward ihm nicht leicht gemacht, sie zu erfüllen. Die ganze Bitterkeit, die sich schon am Beginne des Jahrhunderts wider die „fremden" Mitglieder der Akademie gerichtet, die unter der Regierung Ludwigs des Ersten dem „Protestantenviertel" galt, sie richtete sich jetzt abermals empor wider die „Nordlichter", wie man sie höhnisch nannte. Doch Max II. ließ sich dadurch nicht irre machen; er war ja beinahe zaghaft-bedächtig, wo er zweifelnd das Richtige suchte, aber er war unerschütterlich-fest und entschlossen, wo er das Richtige gefunden hatte. Und hier glaubte er es mit voller Seele, daß dem so sei.

Nach drei Richtungen hin äußerte sich zumeist das ästhetische Bedürfnis und die berufende Tätigkeit des Königs. Seine eigene Neigung war von jeher der Geschichte zugetan, und so sollten denn vor allem die historischen Fächer eine glänzende Pflege finden; die Neigung der Zeit drängte in das Gebiet der Naturwissenschaften, und darum fanden auch sie in München einen neuen Mittelpunkt. Daneben aber stand als Drittes ein Dichter-

kreis, der bald die erlesensten Namen zählte. Es entsprach dies nicht nur dem idealen Sinne des Königs, sondern, fast möchten wir sagen, auch seinem Gerechtigkeitssinne; er wollte das, was sein Vater der bildenden Kunst geleistet, wenn auch in bescheideneren Grenzen, der Dichtkunst sein.

Unbestreitbar den ersten Rang in jener wissenschaftlichen Epoche nahm Liebig ein, der im Herbst 1852 nach München gekommen war: seine Stellung läßt sich in ihrer geistigen Souveränität mit derjenigen vergleichen, die Cornelius vor drei Jahrzehnten in den Künstlerkreisen besaß. Denn mehr als ein anderer hatte Liebig neben der Macht seines Könnens die Macht der Persönlichkeit, die ja etwas völlig anderes ist als alles Wissen, und ohne die es keinen Helden auf irgendwelchem Gebiete gibt. Eine seltene Harmonie zwischen geistiger und menschlicher Größe lag in seinem Wesen, eine Vereinigung von kritischem Scharfblick und phantasievoller Intuition, wie man sie selten bei einem Gelehrten findet. Aber, wie gesagt, er war eben auch mehr als ein Gelehrter, als ein Forscher; er war ein Schöpfer, und wer ihn jemals an der Arbeit sah, in der ersten Beobachtung eines neuen Problems, wo er sich selber Frage um Frage vorsprach, in der feurigen Energie, womit er die leiseste Spur verfolgte und neue Wege bahnte — in der Wonne der gefundenen Wahrheit, der muß gestehen: es lag beinahe ein poetischer Zug in seinem wissenschaftlichen Tun. Es war eine Genialität, die dem Künstlerischen sehr nahe stand, aber auch die Art und Weise, wie er über die Grenzen seines Wissens dachte, wie er sich den begangenen Irrtum gestand, verrät in schlagender Weise die großartige Natur. Fast alle jene Züge, auf denen die spätere Bedeutung Liebigs ruht, traten schon in frühester Jugend bei ihm zutage. Schon als Apothekerlehrling zu Heppenheim (denn die Chemie wohnte damals fast nur in den Apotheken) verfolgte er mit absoluter Bestimmtheit sein wissenschaftliches Ziel, bis er durch eine Explosion, die bei seinen Experimenten eintrat, „aus dem Hause seines Prinzipals herausgeschleudert ward“, wie Pettenkofer sich drastisch ausdrückt. Mit 20 Jahren stand er vor der Pariser Akademie der Wissenschaften, um einen Vortrag zu halten, der ihm die

Freundschaft des großen Alexander v. Humboldt gewann, mit 23 Jahren war er Professor in Gießen, und bald war Gießen der internationale Mittelpunkt für alle, die sich der neuen Wissenschaft ergaben.

Als Liebig nach München berufen ward (1852), stand er auf der Höhe seines Ruhmes; der Einfluß, den seine Persönlichkeit auf das geistige Leben der Stadt gewann, mußte nach allen Seiten hin bedeutsam sein. Er war der Praktiker, der früh und spät in seiner Werkstatt stand, der Autor, der rastlos die Resultate seines Forschens verbreitete, der Lehrer, der mit Leidenschaft die Jugend leitete, an die er glaubte. Ein riesiges Schaffen liegt hier vor uns, mehr als 200 Abhandlungen (neben den großen, epochemachenden Werken) stammen in den „Annalen für Chemie und Pharmacie" von seiner Hand, überall hin strömte die expansive Kraft, die in seinem Wesen lag, die man fast äußerlich empfand, wenn man ihn ansah — in den Stuhl zurückgelehnt, die Hände über dem Stock gefaltet, den er immer trug, während der feine, vergeistigte Kopf sich hob und forschend ins Weite sah.

Schon diese persönliche Bedeutung erklärt zur Genüge den kolossalen Einfluß, den Liebigs Wirksamkeit gewann; allein es kam noch ein anderes Moment hinzu, das ihn unendlich steigerte, und das ist der populäre Zug in seinem Wesen. Liebig ist der Held, ja, man kann fast sagen, der Schöpfer jener Popularität, welche die Wissenschaft in der Gegenwart genießt. Er haßte dieses Monopol der Gelehrsamkeit, womit der Meister wohl sonst sein innerstes Wissen vor dem Schüler verbarg; alle Wahrheit, die er selbst erobert, sollte allen Gemeingut sein. Er haßte jene Isolierung der Wissenschaft, die sich abschließt von der flutenden Bewegung des Lebens und von den brennenden Fragen der Zeit. Kein Dichter war je ein tieferer Idealist als er, aber sein Ideal war es, die Wahrheit, die er gefunden, nutzbar zu machen zum Wohle der Menschheit: er hat Millionen um Millionen aus der Erde gestampft — für jeden, der davon nehmen will. Nicht in dem Adel, den ihm sein Fürst, sondern den ihm seine Arbeit lieh, wurzelte die innere Vornehmheit seines Wesens.

So wurde denn Liebig auch der Stifter jener ersten popu-

lären Vorträge in München, die rasch die Elite der Stadt in seinem Hörsaal versammelten und sich von dort über ganz Deutschland verbreitet haben. Bald stand ihm dabei eine Reihe geistvoller Genossen zur Seite, denn seiner eigenen Berufung waren zahlreiche andere gefolgt, die bald den naturwissenschaftlichen Disziplinen einen ungeahnten Aufschwung gaben.

Allein das war nur die eine Seite, nach der das geistige Leben jener Epoche neue Impulse empfing; im selben Maße, vielleicht noch intensiver, gediehen die historischen Wissenschaften zur Blüte. Ihnen war ja der König vor allem aus innerster Neigung zugetan, und die Eindrücke, die er als Student in Göttingen aus Heerens Kolleg gewann, waren um so gewaltiger, je mehr sein bisheriger Unterricht in usum Delphini gewesen war. Auch hier wurden die heimischen Kräfte durch neue Berufungen verstärkt, und diejenigen, die der Einladung nach München persönlich nicht folgen konnten, sollten wenigstens an dem großartigen Schaffen teilhaben, das sich dort entwickelte. Für die Wissenschaft gab es keine Landesgrenzen. Aus diesem Gedanken ging die „Historische Kommission" hervor, die von Max II. gegründet und der Akademie der Wissenschaften affiliiert ward; die besten Namen der deutschen Forschung waren in ihren Reihen vertreten. Die Zahl der Mitglieder sollte auf 20 beschränkt sein, die Statuten wurden am 26. November 1858 unterzeichnet, und die erste Sitzung, in der Ranke als Präsident fungierte, konnte mit der Nachricht eröffnet werden, daß der König außer einer jährlichen Dotation von 15 000 Gulden noch ein Patentgeschenk von 25 000 Gulden gewidmet habe, um damit wissenschaftliche Arbeiten zu fördern. Eine Reihe klassischer Werke dankt dieser Stiftung ihr Dasein. Wir erinnern nur an die „Chroniken der deutschen Städte" (unter denen auch Straßburg begriffen war; die beiden Bände erschienen wenige Wochen, nachdem die gesamten Originale bei der Belagerung verbrannten); wir erinnern an die „Hanse-Rezesse"[1] und an Schmellers herrliches Wörterbuch, an die

[1] Die Rezesse und andere Akten der Hansetage (von 1252—1516), im Auftrag der Historischen Kommission herausgegeben teils von K. Koppmann, teils v. G. v. d. Ropp, teils von D. Schäfer, Leipzig 1870 ff. Bis jetzt liegen 21 Bände dieses Werkes vor. Vgl. Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 1906, S. 52.

„Geschichte der Wissenschaften“ und an die „Deutsche Biographie“. All' das sind Leistungen, die über die Kraft eines einzelnen weit hinausreichen; der Gründgedanke aber, der sie ins Leben rief, war das nationale Bewußtsein, war die Sehnsucht, jene Einheit wenigstens auf geistigem Gebiete zu verkörpern, die auf politischem noch in weiter Ferne stand.

Doch während so die Wissenschaft große Werke schuf, war auch die Muse nicht tatenlos; die hervorragendsten Kräfte unserer modernen Literatur wurden nach München berufen, aber auch eine Reihe literarischer Unternehmungen von auswärtigen Autoren fanden in tiefster Stille den erlauchten Schutz des Königs.

Gleichwohl war diese rastlose Wirksamkeit dem Könige noch immer nicht genügend; er übte sie ja für sein Volk und freute sich dessen, aber er wollte doch auch selber sein Teil daran haben, er wollte selbst in der ersten Reihe der Lernenden stehen und Aug' in Aug' den geistigem Odem fühlen, den er pflegte. So gestaltete sich allmählich jener intime, persönliche Verkehr, welchen der König mit den von ihm Berufenen eröffnete und an dem sich auch die hervorragendsten Elemente der Münchener Schule, wenn wir es so ausdrücken dürfen, beteiligten. Der Mittelpunkt dieses Verkehrs lag in den sogenannten „Symposien“, in jenen abendlichen Zusammenkünften, die in der Regel einmal, aber oft auch vier= bis fünfmal wöchentlich stattfanden und bei denen in völlig zwangloser Weise die wichtigsten Pläne erörtert wurden. Man versammelte sich in einem stillen Rokokozimmer der Residenz und zerstreute sich dann in losen Gruppen in dem anstoßenden Billardsaal, wo einst Platen bei des Königs Taufe als Page stand. Anfangs war das poetische und künstlerische Element überwiegend; dann aber, besonders seit Liebig in den Kreis getreten, trat die wissenschaftliche Tendenz immer entschiedener hervor. Auch der König selbst hatte sich in Poesien versucht und hegte den Wunsch, sie zu veröffentlichen, bis Geibel ihm davon abriet.[1] Der Freimut, womit der Dichter

[1] Einige seiner gefühlsinnigen Gedichte erschienen in dem von Ed. Schenk (später von Seb. Daxenberger) herausgegebenen Almanach „Charitas“, sowie in dem von Pocci 1856 veröffentlichten „Münchner Album“.

dieses Urteil sprach, und die edle Resignation, womit der König diesem Urteil folgte, sind für den Verkehr jener Tage und für den Charakter Max II. vielleicht bezeichnender als die ausführlichste Auseinandersetzung. Wenn er abseits während des Spieles in einer Fensternische stand, im vertrautesten Verkehr mit dem einzelnen — das waren nicht selten die Momente seiner inneren Entscheidung: dann nahm er das kleine Notizbuch zur Hand und gab sich selber die letzte Rechenschaft.

Aber auch diese Tage, die unleugbar zu den glücklicheren des Königs gehörten (für volles, sorgenloses Glück war seine Seele zu fein besaitet), fanden ihr Ziel; sie wurden seltener und seltener, und die Politik, die mit dem Kriege von 1859 sich in drohenden Wolken erhob, trat mehr und mehr in den Vordergrund.

Auch hier müssen wir indes zum Schlusse fragen — wie stand nun das Volk diesen edlen Plänen des Fürsten, dieser großen, geistigen Reform gegenüber, welche sich in den fünfziger Jahren mitten während der tiefen Reaktion vollzog? Die Antwort darauf ist klar. Nur die politische Tat wirkt rasch, jeder geistige Einfluß wirkt langsam, und erst in langer, mühevoller Umgestaltung erntet ein kommendes Geschlecht die Frucht, die das vergangene Geschlecht als Saat empfangen. Es fehlte auch damals nicht an solchen, die zweifelnd oder tadelnd auf jene geistige Arbeit sahen, die Max II. sich selbst und seinem Volke vorgesetzt; man schalt mit Mißvergnügen auf die „Fremden", womit er sich umgeben — aber die Saat war doch gelegt, und auf tausend unsichtbaren Wegen drangen ihre Keime hinab ins Leben des Volkes. Es war der tiefste und edelste Versuch einer geistigen Verständigung zwischen Norden und Süden: Max II. allein hat Bayern innerlich vorbereitet in einer Zeit öder Ereignislosigkeit für jene Stellung, die es in entscheidender Stunde unter seinem hochherzigen Sohne einnahm. Nun sind wir die Erben einer größeren, einer glücklicheren Zeit, aber wir sind es geworden durch das, was unsere Vorfahren gelitten und getan: vergessen wir nicht die Pflicht, die uns daraus erwächst. Denn in einer Beziehung ist Deutschland ganz einzig geartet vor allen Staaten der Welt — das ist die Vielheit seiner

geistigen Mittelpunkte, und wenn wir dem großen Vaterlande noch so treu ergeben sind, hier ist der vollste Wettstreit um den Vorrang gestattet.

Vor 70 Jahren war München eine verarmte, eine entgeistigte, eine bedeutungslose Stadt, heute ist es die geistige Hauptstadt des Südens! Sie hat sich hindurchgekämpft zu diesem Ziele, sie ist es geworden durch die geniale Energie Ludwigs I., durch die hingebende Geistespflege seines Sohnes, durch die große, nationale Tat seines Enkels. Das Geheimnis ihrer Blüte und aller Blüte — es ist die Arbeit!

Eine Winterreise an den Königssee.

(1880.)

Hinter uns klangen noch die Weihnachtsglocken, es war Sankt Stephanstag, und nach dem heimischen Zauber, den uns der Christbaum geschaffen, zog es uns noch hinaus in die Wirklichkeit von Wald und Tannen. Wir fuhren über Salzburg an den Königssee; der Peterskeller hatte seine Schuldigkeit getan, und vor demselben stand lustig klingend unsere Extrapost, ein offener Schlitten.

Endlich waren wir glücklich verladen und eingehüllt wie grimme Nordpolfahrer, machten wir uns auf den Weg, der schon dicht vor der Stadt tief einsam wurde. Flatternde Raben im Schnee; ab und zu ein Wanderer, dem selbst der Gruß auf den Lippen erstarrte, das war das einzige Geleit; im Winterduft verschwamm die Feste Hohensalzburg, nur auf den Bergen lag noch die volle breite Sonne des Nachmittags. Aber der Tag geht schnell zu Ende in solcher Jahreszeit; um drei Uhr ist es noch goldig-hell, um vier webt blaue Dämmerung, um fünf Uhr schwimmt der silberne Vollmond am Himmel. Unser Weg führt dicht am Untersberg dahin, dessen schroffe Felsen sich hier meilenweit auseinanderbreiten; an den roten Steinwänden sind mächtige Marmorbrüche, an dem Bergbach gegenüber steht eine stumme Mühle, und erstaunt blickt uns der Mautner an, der bald an der Landesgrenze aus dem Zollhaus trat. Er fragte uns aufs Gewissen, was wir Steuerbares hätten, und dann winkte er mit der schwieligen Hand und schlüpfte zurück in seine warme Klause. Denn zum Glück ist wenigstens der gute Humor noch steuerfrei in diesen „schlechten Zeiten“, und der war unser einziges Gepäck. „Schwager, blas uns

eins", riefen wir dem Postillion zu; schmetternd klang die alte Volksliedweise durch die Dämmerung, die langsam herniedersank, während schon die Zinken des Watzmanns vor uns emporstiegen. Berchtesgaden war nahe, und als wir es erreicht, glomm silberhell der Vollmond; an den Fenstern glänzten die ersten Lichter, wir jagten vorüber, und bald waren wir auf der einsamen Straße nach Königssee. Das ganze meilenweite Gebiet hier ist eine einzige grandiose Felsenwelt, und die sechs Täler, die es durchschneiden, sind nur wie grüne Furchen im Gestein, auf denen winzige Menschen sich angesiedelt, mit ihrer Sehnsucht nach Glück und Leben.

Berchtesgaden selbst, die später gefürstete Propstei, ward im elften Jahrhundert von Irmingard, der Witwe des Hallgrafen Engelbert, gestiftet, die vier Zellenbrüder dorthin sandte; vorher hatte kaum eines Hirten Schritt den endlosen Urwald betreten. Und jetzt noch webt die alte, heidnische Sage um diese Gipfel. Der Watzmann, der uns mondbeglänzt entgegenschaut, war einst ein gewaltiger König, ein schönes Weib und sieben Kinder waren ihm eigen, er aber zog mit seinen Rüden und mit Hörnerklang durchs Land und vernichtete alles, was ihm den Weg vertrat. Herzlos zerstampfte er die Saat, und seine Hunde rissen den Landmann nieder, bis endlich der Zorn der Götter den großen Friedensbrecher erreichte. Die eigene Meute wandte sich wider ihn und zerriß den König, sein Weib und seine Kinder; ihre Leiber erstarrten zu Stein — es sind die beiden Gipfel des Berges mit ihren sieben Zinken. Ihr Blut aber floß zu Tale und wogt in der Tiefe des dunklen Königssees.

Allein noch weiter zurück greift die alte Sage, bis in jene Urgedanken, die allen Kulturvölkern gemeinsam sind, bis in die Zeit der großen Weltüberflutung. — Denn auf dem Gipfel des Watzmanns blieb dereinst die Arche stehen, und ein einsames Menschenpaar fristete dort sein Dasein; damals war die Spitze noch um viertausend Fuß höher, bis die unterspülte Pyramide zusammenstürzte.

Das ist der Watzmann, der uns himmelragend hier entgegensah, dieweil unser Schlitten durch die Wildnis flog. Der Hohe Göll stieg zur Linken empor, am Wege lagen die Häuser

von „Unterstein“; in dem kleinen Kirchlein, das Graf Arco erbaut hat, glänzt durch die dunklen Fenster ein roter Funke — das „ewige Licht“.

Und nun wird's immer enger im Tal, immer rauher ringsumher; wir sind im finsteren Tannenwald; doch er ist nicht dunkel heute wie in stürmischen Sommernächten, sondern silberhell glitzert die Waldnacht. Fußhoch lastet auf den Fichtenzweigen der Schnee, wie eingesunken stehen die riesigen Stämme im weißen Grund, Felstrümmer liegen am Wege, und das Gestrüpp, das auf denselben wuchert, glänzt vom blanken Reif; es gibt keine braunen, nur silberne Zweige. Hoch über uns greifen die Wipfel der Bäume ineinander, kaum lugen die Sterne herein in dies winterliche Waldgewölbe, kaum gleitet der scheue Mondenstrahl von Ast zu Ast. Es ist ein Märchen, schweigend=schön, und unser Auge streift durchs Dickicht, als müßt' es jene Märchengeister suchen — Zwerg und Elfe. Feierliche, wortlose Stille umfing uns — nur der Schlitten stöhnte im Schnee, die Pferde dampften, die feinen Schellen klingeln.

Dann geht es bergab, ein Augenblick, in dem wir erwachen aus dieser Traumwelt, und vor uns liegt der starre, eisige See! Es ist der gewaltigste seines Geschlechtes, der König aller Bergseen — der Königssee.

Die Türe des gastlichen Hauses, das dicht am Ufer steht, war offen, und der Wirt kam uns grüßend entgegen; aus den Fenstern drang trauliches Licht. Und wer hätte ihn nicht schon erfahren, den Zauber, den auch dies Licht übt; dies Frohgefühl, daß wieder Menschen um uns wohnen!

Das Thermometer vor dem Hause zeigte 26 Grad Kälte, eiserstarrt traten wir ein, und erst allmählich fanden wir uns wieder zurecht, als normale Erdenbürger. Nichts war versäumt, um unseren Leichnam aufzurichten; in der großen, breiten Wirtsstube aber war lustiges Volk versammelt, die einen beim Bolzenschießen, die andern tanzten um eine klingende Zither, — Menschenleben und Menschenlust klang wieder an unser Ohr.

Und dennoch ließ der Reiz der dunklen Einsamkeit uns nicht ganz rasten; unwiderstehlich zog es uns noch in später Abendstunde hinaus auf den schwarzen See.

Wir tasteten bedächtig an der vereisten Schiffshütte hin und betraten den Spiegel, es war kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Nur in kleinen Schritten kamen wir vorwärts. Vielleicht wird's auf den blanken Stahlschuhen besser gehen; wir legten sie an, und alsbald schwebten in langen Bogen die schattenhaften Gestalten hin, aber das Gefühl banger Unsicherheit steigerte sich fast, statt sich zu mindern. Man war wohl flüchtiger und flinker geworden, doch um so frappanter und wechselvoller ward auch das Bild dieser glatterstarrten Flut, man fühlte jetzt erst den Mangel festen Grundes.

Schauerlich-schön war's rund um uns; der Vollmond war hinter den hohen Seitenbergen emporgestiegen, aber sein Licht war nicht duftverschwommen, sondern schneidend klar, daß jede Felsenflanke förmlich heraustrat, das Gestein leuchtete weißkalt über den rabenschwarzen Wäldern, und die Silberscheibe spiegelte sich blinkend in dem dunkelgrünen Eise. War's wirklich Eis? — war's nicht die offene, schwarze Flut? — So fragte man sich von Schritt zu Schritt, uns umfing eine Täuschung, die alle Sinne zu berücken schien. Wohl eine halbe Stunde weit waren wir in den See hineingegangen, eine Felsenwand warf ihren tiefen, kräftigen Schatten; hart daneben spielte das Mondlicht auf der Fläche. Um Himmels willen, nicht weiter! — wir gruben den Schlittschuh ins Eis, wir wagten es nicht, den gehobenen Fuß niederzusetzen — so verwirrend glich dies mondbeglänzte, dunkelgrüne Eis der weichen, flüssigen Tiefe.

Und während wir noch standen und starrten — da krachte es dicht vor unseren Füßen, daß es uns fast in die Höhe warf, ein gellender Sprung ging durch die ganze Länge des Eises! Halt, halt! — riefen wir denen zu, die hinter uns kamen, die Knie zitterten uns, mit Windeseile ging's zurück. Es war genug der Vermessenheit, unwillkürlich kam mir der alte, sagenhafte Warnungsruf in den Sinn, wo eine unsichtbare Stimme aus der Tiefe klingt: „Laß mich oder ich schlünd' dich!" Warum hatten wir's auch gewagt, die feiernächtige Stille des alten Bergsees zu stören? Erst der Tag wird es uns zeigen, auf welchen Wegen wir gegangen.

Als wir das wirtliche Obdach wieder erreichten, da war

unser Wohngemach schon wohlig durchwärmt, ein stattlicher Humpen gab uns das Nachtgeleit, und in den breiten Divan zurückgelehnt, plauderten wir noch lange. Es waren die alten, ewigen Probleme, an denen sich Faust zergrübelt, es waren die Verse Shakespeares und Homers, um die wir stritten — aber draußen lag der glitzernde Sternenhimmel und der schweigende Königssee. Wir waren Deutsche, die nicht leben können ohne gelehrten Streit. Mitternacht ging längst vorüber, bis wir das erste vernünftige Wort gesprochen, und dieses Wort hieß — gute Nacht!

Als wir erwachten, lag vor uns ein Morgen von unbeschreiblicher Schöne. Kein Nebelreif in weiter Runde, der Himmel trug das feine, lichte Blau, und nur wo er sich wölbte zu unendlichen Höhen, da ward er tief und dunkel wie Azur. Zitternd webt das Goldlicht um den Rand der Gipfel, wenn die Sonne langsam dahinter emporklimmt, tief unten aber auf See und Tal lagern noch die kalten Schatten. Zwei Farben allein beherrschen um solche Zeit die gesamte Landschaft: das wuchtige Schwarz der Fichtenwälder und das massive Weiß des Schnees; dazwischen starren glanz- und tonlos die grauen Felsenwände, die fast senkrecht aus der Tiefe steigen. Und doch, wie packt diese großartige Eintönigkeit der Farbe, um wieviel gewaltiger erscheinen noch diese Massen, wenn keine weichen Mitteltöne sie duftig mildern!

Vergeblich lauschten wir auf einen Laut des Lebens, nur der eigene, harte Tritt erklirrt und das Krachen des Eises, man hört jenes Klingen, das den stärksten, höchsten Frost begleitet. Alles schweigt in eisiger Majestät, so trotzig und doch so fesselnd, so unbarmherzig und doch so schön!

Es mochte neun Uhr morgens sein und nahezu 20 Grad Kälte, als wir uns auf den Weg machten nach dem berühmten Jagdschlosse Bartholomä, das am linken Ufer auf einer Landzunge liegt, auf wildem Geröll, welches der Eisbach hier angespült, und das in Jahrtausenden sich langsam begrünte.

Wohl zahllose Wanderer kennen diese Perle des Hochgebirges und fahren im schwanken Kahn über die tiefgrüne Flut, diesmal aber dient uns ein anderes Fahrzeug. Zwei

leichte Schlitten, wie man sie benützt, um das Wildheu von den steilen Wiesen herabzuziehen, wurden herbeigeholt, ein Brett ward über die leichten Stangen gelegt, auf dem drei Männer wohl Platz hatten, wenn sie weidlich zusammenrückten; hintenauf aber stand frei und sicher ein flinker Bursch im Spitzhut. Der war unser Fährmann, ein langer Stab mit dem Eisenstachel war sein Steuer, und sausend, wie der Sturmwind, ging's von dannen.

Ein Stück weit hinein bis über die Insel, die den seltsamen Namen „Christlieger" trägt, ist der See noch seicht, und lichtgrün, wie das Wasser, erschien auf diesem Teile das Spiegeleis, man sah zum Greifen jedes Blattwerk und Gestein auf dem Grunde.

Dann aber stürzt mit einemmal die Flut zur schwarzen, abgrunddunklen Tiefe, und dieser Eindruck wird noch mächtiger, weil das Eis auch hier genau die Farbe trägt, die dem See sonst eigen ist: schwarzgrün an den Ufern und in der Mitte schwarz wie Ebenholz. Kein Stäubchen, keine Spur von Reif trübt diese Glätte; ineinandergewachsen schien Eis und Steinwand, und so liegt die lange Fläche da, wie eine riesige, schwarze Marmorplatte, die den Felsensarkophag verschließt, in dessen Tiefen nach alter Sage das Blut des toten Königs Watzmann flutet.

Wer wollte sich des leisen Grauens schämen, das uns bei solcher Fahrt beschlich, wenn das Eis in Silbersplittern hinwegsprang, so oft der Stachel in dasselbe niederfuhr! Denn das Dunkle, das Geheimnisvolle, das jeden Bergsee umgibt, wirkt vielleicht noch mächtiger und drohender auf unser Gemüt, je mehr es augenblicklich gebannt scheint — im Eise schläft die lauernde Flut.

Wir nahmen denselben Weg, den auch die Schiffe wählen, und der zuerst hinüberführt zur Falkensteinwand, die turmhoch, senkrecht aus dem See steigt. Baumlos und formlos ragt ihr Gestein, daß kaum im Sommer einige Blumen aus den Ritzen blühen; nur die kleinen „Martertafeln" sind ihr Schmuck, die melancholisch vom grauen Felsen herniederschauen, derer gemahnend, die ohne Wiederkehr hier in der Flut versanken! Der

eine war ein Fischer gewesen, der in wilder Sturmnacht von Bartholomä nach Hause fuhr — man hatte ihn umsonst beschworen, das Wagestück zu lassen, und am Morgen fand man sein Schiff im Sonnenscheine treiben, er aber war fort, und niemand weiß es, wo. Im vorigen Jahrhundert zerschellte hier ein großes Schiff mit mehr als zwanzig Pilgern, das von der Wallfahrt in Bartholomä zurückfuhr, und auch nicht ein Mann von ihnen entrann — das sind die Erinnerungen dieses schweigsamen Gesteins.

Und was bedeutet denn auch im äonenlangen Dasein dieser Felsenwildnis das zuckende Atom, das wir Menschenleben nennen? Uns ist es alles, hier gilt es nicht mehr, wie wenn der Sturm eine geknickte Blume herunterweht in den See oder ein lockeres Sandkorn! Scheu lesen die Wanderer sonst, wenn sie im kühlen Schatten der Felswand vorüberfahren, die schlimme Kunde, wir aber standen davor und legten die Hand auf die verwitterte Schrift und auf das Eis am Fuße des Felsens. Es war schwarz — wir standen über Tiefen, in denen manch ein Münster versänke wie ein Kiesel.

Der Falkenstein und die gegenüberliegende Bergwand bilden gleichsam ein riesiges Felsentor, das anfangs den Ausblick auf den oberen See verschließt. Erst wenn man hier um die Ecke des Vorgebirges tritt, öffnet sich das volle majestätische Panorama. Langgestreckt liegt nun der schmale, finstere See zwischen den Felsenwänden; im Hintergrunde abgeschlossen durch eine gewaltige Bergesmauer, die noch von den Teufelshörnern, der Schönfeldspitze und dem Grünseetauern überragt wird. Hier begreift man die Entstehungsgeschichte des Sees, der nur ein klaffender Riß im Gestein ist, das vor undenklichen Zeiten mit Donnerhall zerbarst. Und da warf sich die grüne Urflut brausend in die Kluft und schloß den Donnermund; die Wasser verliefen, sie aber blieb stehen in ihrem abgrundtiefen Versteck, sicher vor den Sonnenpfeilen, vergessen von den Jahrtausenden, die so manche Flut zum Wiesengrün verwandelt. Und als nach abermals Jahrtausenden die Menschen kamen in diese wunderbare Wildnis, da gaben sie ihr den Königsnamen, und Königssee wird er geheißen bis zur Stunde!

Die Sonne war hoch über die Berge emporgestiegen, und in ihrem leuchtenden Morgenschein hatte dies Winterbild fast eine verklärte Schönheit gewonnen; die Gipfel spiegelten sich im Eise, als wär's die Flut, die Zweige vom überhängenden Gesträuch glitzerten bereift, goldweich lag das Licht auf den Höhen. Alles Schreckhafte schien weggenommen, nur das Große, das Majestätische war geblieben; und wenn man mit Grauen in die Tiefe sah, so sah man mit Entzücken nach den Höhen.

Es gibt kein Ufer hier, denn kaum drei bis vier Stellen gestatten die Landung, kein Weg führt um den See, als in der Höhe ein Felssteig, den nur die Jäger wagen, dort sahen wir die Gemsen klettern, sicher und behende, sie sind fast schwarz in ihrem dichten Winterkleid.

So waren wir allmählich bis in die Mitte des Sees gekommen, bis an jene gewaltige Wand, die ihr donnerndes Echo siebenfach erbrausen läßt, wenn die Schiffer, die vorüberfahren, einen Schuß entladen. Wir ließen die Schlitten halten und standen im Halbkreis, mitten unter uns die Gesellen im grünen Hut, dann ward aus dem Frachtkorb, den wir mitgebracht, ein Trunk vom edelsten Rheinwein gehoben und das Kristallglas gefüllt. Tiefe Stille kam, und mit lauter Stimme nahm einer das Wort und brachte den Gruß des Rheines, des deutschen Stromes, dem alten, tiefen See: ihrer beider Flut bespült ja heimische Erde. Einen Gruß den himmelhohen Gipfeln, zu denen wir lugen, einen zweiten der unergründlichen Tiefe, auf der wir standen, und einen letzten den glücklichen Menschen, die solche Wunder schauen in weihnachtlicher Stunde!

Mit offenem Munde hörten uns die Fischer an, und schallend klang der Hochruf wieder von den eisigen Wänden, da donnerte durch die ganze Breite hin ein dröhnender Riß, daß wir mitten im Jubel erbebten; der alte See, er grollte wie ein einsames, verdüstertes Gemüt, dem man die Grüße weltfroher Herzen bringt.

Zerschellend brach das Glas, wir aber bestiegen die Schlitten, und mit Sturmeseile ging es hinüber nach Bartholomä. Zweimal kamen bedenkliche Stellen, wo das zerrissene Eis sich aufgestaut und eine starre Welle gebildet hatte; es war ein wilder

Ruck, als wir darüber jagten, und mit gewaltiger Faust hielt uns der Schiffer am Nacken, daß wir nicht rechts und links hinausgeschleudert wurden. Man nennt solch offene Spalten, die rasch wieder zugefrieren, „Fragl"; vor einigen Jahren klammerte ein Jäger dort sechs Stunden lang im Eise.

Ohne es zu gestehen, fühlten wir doch zuletzt eine leise Sehnsucht nach dem festen Lande, und prall flog unser Schlitten auf am Strande von Bartholomä, wo sonst die Schiffe rauschend landen. Wie still, wie weltverloren war nun dieser Winkel! Durch fußhohen Schnee bahnten wir uns den Weg zum kleinen Forsthaus, wo im Sommer Hunderte von Fremden sich tummeln; stumm sah das kleine Kirchlein mit seinen beiden Türmen auf uns hernieder. Kein Glockenklang, keine fremde Spur: nur die Spur des Wildes.

Hier in Bartholomä lag das uralte Leben des Sees gleichsam vor uns aufgeschlossen, seltsam gemischt aus jugendfrommer Andacht und ungebändigter Kraft. Das Weidwerk war hier gleichbedeutend mit dem Tagewerk, aber schon im zwölften Jahrhundert ward zugleich das kleine Wallfahrtskirchlein aufgebaut, und Tausende pilgerten am Bartholomäustag zu dieser Stätte, während des Nachts auf allen Almentriften die Bergfeuer glänzten. Erst spät, im achtzehnten Jahrhundert, kam das Jagdschloß hinzu, das sich die fürstlichen Pröpste von Berchtesgaden errichteten.

Aber es ist auch in der Tat ein wundersamer Winkel hier, dies Bartholomä; überragt von den himmelhohen Wänden des Watzmanns, bespült von der unergründlichen Flut. Und auf dem schmalen Streifen, der zwischen beiden liegt, zwischen Berg und Woge, ist mächtiger Hochwald in Jahrhunderten emporgewachsen, grünbelaubte Buchen und Ahorn, in deren Wipfeln das Geläute verhallt.

Unwandelbar blieb diese Schönheit stehen, dieweil der Wandel der Zeiten an ihr vorüberzog. Manch rauher Weidgesell, der noch das Wolfsfell trug, hielt hier wohl stille, wenn der Klausner die Messe sang — das war damals, als man in deutschen Landen den Kaiser Barbarossa pries. Auf prunkvollen Gondeln kamen die Herren der Propstei, im steifen Zere-

moniell der Zeit Louis Quinze; auch ihr fürstlicher Gebieter hielt die Messe, und dann sahen sie dem grausamen Schauspiel zu, wie man das Wild aus allen Schluchten in den See herunterhetzte. Mehr als hundert Jahre gingen dahin, Berchtesgaden war bayrisch geworden, da kam König Max II. hierher, jener feinsinnige Fürst, der die Dichter und Forscher aus ganz Deutschland zu sich berief, und ihr Geleit schien ihm der beste Hofstaat auf seinen Reisen.[1] Sein liebstes Jagdgehege aber war der Königssee, und gar oft waren sie hier versammelt in den Wohngemächern des kleinen Hauses, wo nach einem Tag voll fröhlicher Weidmannslust ernste Reden und heitere Verse klangen. Es war im Oktober, wo Hirsch- und Gemsjagd gediehen, und diese Spätherbsttage mit ihrem unbeschreiblichen Zauber, sie sind in der Tat die hohe Zeit für solch ein Jagdrevier. Um solche Zeit war's auch gewesen, daß ich zum erstenmal an dies Gestade trat. Wir waren nach langer Bergesfahrt die steile Kaunerwand hinabgeklettert, als schon der Vollmond schien, auf unser Rufen war ein Kahn gekommen und hatte uns übergesetzt nach Bartholomä, wo wir im kleinen Jägerstüblein unser Nachtmahl nahmen. Draußen am Ufer lag das Schiff, und als der Vollmond ganz heraufgestiegen war über die Watzmannfelsen, da gingen das goldlockige Försterstöchterlein und ihre Gespielin noch hinaus unter die gelbbelaubten Bäume, und Arm in Arm am Ufer wandelnd, sangen die beiden Mägdlein, wie ich nicht wieder in den Bergen singen hörte. Es waren Almenlieder; der ganze übermütige Frohmut und die ganze selige Schwermut, die nur das Volkslied — ahnungslos — besitzt, klang aus diesen Weisen. Der Watzmann thronte, der Vollmond glomm, der Nachtwind trug die silbernen Töne von hinnen — ich aber höre sie noch heute, sie klingen hinein bis in dies Wintermärchen.

Denn eisig war es nun um uns — andere Zeit und andere Menschen!

---

[1] Eine vielbesprochene „kulturhistorische" Reise um die Ufer des Bodensees durch den Bregenzerwald und in das bayrische Hochland unternahm der König im Juni 1858 in Begleitung Riehls, Kobells und Bodenstedts. Letzterer beschrieb dieselbe in seinem Buche „Eines Königs Reise", Leipzig 1879. Vgl. auch Kobells „Erinnerungen an König Max" II.", 1864.

Durch den hohen Uferschnee kletterten wir hindurch zum Forsthaus, auf dem steinernen Gange hangen die alten Weidmannsbilder und das Konterfei der riesigen Ferchen und Saiblinge, die man vor Hunderten von Jahren hier gefangen. Uns aber ward im Stüblein, durch dessen Fenster die Sonne glitt, fröhliche Rast. Alle Wände waren geziert mit mächtigen Hirschgeweihen, und an ihren Enden hing der grüne Federhut, der breite Ofen sprühte, und auf der Bank saßen feiernd einige Holzknechte in jenem dolce far niente, das nur der Arbeiter mit schwieligen Händen kennt. Am Boden aber schnarchte der Dachshund und schnappte träumend in die Luft.

Auch die Fürstenzimmer im ersten Stockwerk sind schlicht und prunklos; weidmännischer Schmuck ist fast ihre einzige Zier. Im Stiegenhause aber sehen wir das Bild eines Lämmergeiers, der vor 250 Jahren an der Hachlwand geschossen ward und mit ausgespannten Flügeln sieben Fuß mißt. So kündet es die alte Inschrift.

Trotz der einsamen Winterszeit schien doch die Küche reich gesegnet, denn außer Wildbret und geräuchertem Fleisch waren die Kalter gefüllt mit breiten Rutten und rötlichen Salmonen. Der Saibling des Königssees stellt nämlich eine ganz besondere Art unter seinesgleichen dar; der Rücken ist schwarzblau, aber die weicheren Teile sind purpurrot, und ebenso ist auch das Fleisch, die Flossen dagegen zeigen einen breiten, weißen Rand, daß sie an Farbenpracht beinahe den Schmetterlingen gleichen. Und immer noch, trotzdem die Freunde schelten über die „pygmäenhafte Brut", ist die Ausbeute des Sees höchst ergiebig, sie zählt nach Tausenden, und Exemplare mit 7, 10 und 15 Pfund zappeln fast jede Woche im Netz. Ja, eine Lachsforelle, die 1865 gefangen ward, wog mehr als einen halben Zentner. Daneben wird aber selbst die künstliche Fischzucht gepflegt, die mit Umsicht den alten Reichtum vermehrt. Tausende von goldhellen Eiern liegen in den Reservoirs und werden etwa 6 Wochen, nachdem sie ausgeschlüpft, wieder in den See gesetzt!

„O wüßtest du, wie 's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund!"

Bis unser Mahl gerüstet war, ließ sich noch leicht der kurze Weg zum Obersee erreichen. Es ist dies jenes kleine, smaragdgrüne Becken, das einst mit dem Königssee zusammenhing, bis die furchtbaren Felsenstürze den Seegrund füllten und einen schmalen Streifen Landes zwischen beiden Gewässern bildeten. Noch jetzt zeugen die steinernen Blöcke, die hier zerstreut sind, von der Gewalttat jener fernen Jahrtausende, und reizvoll ist der schmale Fußsteig, der sich im Sommer zwischen grünem Riedgras, Alpenrosen und niederem Krummholz hinzieht. Heute freilich war jeder Weg verschwunden unter fußhohem Schnee, und, bis an die Hüfte versinkend, kämpften wir uns durch, Schritt um Schritt.

Endlich war auch das Ufer des Obersees erreicht. Eine zerklüftete, uralte Esche, die ihre Wurzeln mühsam durch das Steingeröll gezwungen, steht am Strande, unter ihrem Gezweig sieht man am herrlichsten hinaus auf diese Wildnis. Der See ist klein, senkrechte Felsenwände auf drei Seiten, und an den Felsen sind die brausenden Wasserfälle zu blauem Eis erstarrt. Eine einsame Almhütte liegt gegenüber, „die Fischunkel" genannt; die Gipfel aber, die sich hier erheben, reichen fast bis in die Welten ewigen Schnees. Sie bauen sich stufenweise empor; hoch droben liegen Grünsee, Funtensee und Teufelsmühle; noch höher das steinerne Meer, wo der Pfiff der Murmeltiere aus den Klüften gellt, und das „Blümbachtor", jene Felsenscharte, durch die der Fußsteig ins Pinzgau hinüberführt.[1]

„Da droben im Blümbachtor sind zwei Wildschützen eingeschneit," sprach einer der Schiffer, der uns gefolgt war; „sie sind von der Tiroler Seite heraufgestiegen im Oktober, eh' der große Schneesturm kam, und seitdem noch nicht zurückgekehrt." Und dabei zuckte er gelassen die Schultern, — im Frühjahr wird man wohl die Leichen finden. Wir sahen empor, sonnenhell lag das prächtige Felsentor da droben, ihr verschwiegenes Grab!

Der Obersee war schon beizeiten zugefroren und hatte nicht mehr die ursprüngliche Farbe, sondern in mächtigen Blumen-

[1] Vgl. Kobells Gedicht „Die übergossen' Alm", „Oberbayr. Gedichte", S. 218.

büscheln hatte sich der Reif darauf gesetzt, aber auch diese waren in den mannigfaltigsten und feinsten Formen kristallisiert. Selbst wo sie erstarrt, ist die Natur noch schön und vollendet, das würde erst der vollkommen verstehen, der diese Formen unter dem Mikroskop betrachten könnte. Hier zeigt sich ja der wundersame Gegensatz am schärfsten: alles, was Menschenhand geschaffen, wird in der Vergrößerung rauher und plumper, und alles, was die Natur schuf, wird um so reicher, immer feiner und vollendeter, je größer und genauer wir es erblicken.

Nach solchem mühevollen Gang mundet ein ehrlich Mahl wohl doppelt. Und weiß Gott, so eine mächtige Schüssel, von stämmigen Armen auf den Tisch gesetzt, hat auch ihre Poesie; das Herz ist wohl von Schönheit gesättigt, aber davon versteht ja der Magen nichts! Wie stattlich sieht so eine Platte aus mit den prächtigen, geringelten Fischen, von denen der heiße Dampf noch vom Sude emporstieg, wie köstlich ist des Wildbrets herber Duft, und selbst der berühmte „Kaiserschmarrn" wurde jubelnd begrüßt! Die Sonne schien uns aufs weiße Tafeltuch, die Gläser klangen, und lachend sahen uns die zwei Jäger zu, die am Nebentische saßen, die Arme breit auf den Tisch gestemmt. Aber noch ein anderes war uns beschieden, das wohl auch zum Fesselndsten gehört, was das winterliche Hochland bietet. Schon auf dem Heimweg vom Obersee sahen wir hier und dort auf den steilen Halden ein Rudel Wild, das aus dem Dickicht auf das weiße Schneefeld kam und wieder bedächtig verschwand in den grünen, vereisten Tannen. Tagsüber bleiben sie gern in der Höhe, wo es windstill und sonnig ist, doch immer tiefer kommen sie jetzt zu Tal, es ist die Stunde, wo die Fütterung beginnt.

Zwei große Futterstätten befinden sich in Bartholomä, in diesem prächtigsten Reviere der Hochjagd. Die eine liegt etwa tausend Schritt hinter dem Försterhause in der Hirschau, die andere drüben über dem See auf einer kleinen Halde, die sich zwischen Felsblöcken und Fichtenwald zum Ufer senkt. Hierher kommen vor allem die stärksten und schwersten Hirsche.

Es ist ein braunes Blockhaus von unbehauenen Stämmen, wie es die Winterstuben der Holzknechte sind; die Farbe stimmt

naturgemäß zum Walde, in dem es steht. Mächtige Heuraufen laufen um die Wand und sind zu beiden Seiten der Hütte aufgestellt, in deren Innerem der Wintervorrat verwahrt wird. Wir folgen dem Jäger, der den Riegel der Tenne zurückschiebt, wir treten in dies unsichtbare Versteck, während er die Futterbarren füllt, dann schließt er uns ein und geht schweigend seines Weges über den See. Und schweigend kauern wir drinnen, durch die Spalte lugend, den Blick unverwandt auf die Spuren richtend, die aus dem Hochwald herniederführen.

Da plötzlich knistert es in den Zweigen, und ein gewaltiger Zehnender kommt aus steiler Höhe herab. Langsam, aber weit ausgreifend nähert er sich, wir halten den Atem an, es regt sich kein Windhauch, und dennoch hält er stille, dicht unter dem Fichtenbaum, und wendet forschend das Haupt. Welche Anmut, welche Kraft! Aber es war nur der Schnee, der von den Zweigen fiel, auf den er lauschte, und stolzen Schrittes zieht er weiter, leichtfüßig springen aus dem Dickicht fünf schlanke Hindinnen nach, die voll Neugier um sich blicken und ihm nun in kurzen Sätzen folgen.

Bald regt es sich von allen Seiten; in Rudeln von zwanzig und dreißig Stück kommen sie heran, der Wildspur folgend, die ihr schlanker Fuß gegraben, einzelne sind hager und abgehärmt, andere spielen übermütig, sich bekämpfend und verdrängend. Und das alles so dicht vor uns, daß wir die Tiere fast greifen könnten, wenn sie langgestreckt das Heu erfassen oder sorglich auf dem Boden äsen, der mit Futter bestreut ist. Wie voll und weich ist ihr Winterhaar, wie zierlich sind die dunklen Nüstern, und die klaren, tiefen Augen, in denen Furcht und Vertraulichkeit im Fluge wechselt, so oft nur ein welkes Blatt zu Boden fällt!

Auch jene, die gesättigt sind, bleiben noch lange Zeit in weitem Umkreis um die Hütte stehen, und immer noch kommen Nachzügler, ganz zuletzt ein riesiger Hirsch von sechzehn Enden, der geradeswegs vor die Raufe geht. Wohl zwanzig Tiere umdrängen dieselbe, aber im Augenblick weichen sie zurück, da der Gewaltige erscheint. So gilt auch in der Tierwelt das uralte Recht des Stärkeren, und keiner wagt, es zu durchbrechen.

Endlich mußten wir doch unser Asyl verlassen, wir hatten sechsundsiebenzig Stück gezählt — welchen Sturm wird's unter denen geben, wenn sie das leise Lebenszeichen gewahren? Denn das ist nicht zahmes Parkwild, das sich an bekieste Wege und freundlichen Lockruf gewöhnt, sondern Bergwild, herbes Edelwild, das auf der rauhesten und gewaltigsten Scholle unseres Hochlandes heranwächst und nur in diesen härtesten Wochen zagend der Not gehorcht.

Da knarrt der Riegel auf der Tenne, wie ein Blitzschlag zuckt es durch den flinken Knäuel — ein kurzes Verhoffen, und sturmschnell stäuben sie auseinander ins Tannendunkel.

Wir treten heraus auf den freien Plan, im harten Schnee kreuzen sich tausendfach die Spuren, aber eisig-stille Waldeinsamkeit umgibt uns wieder. Alles ist fort. Da fühlt man unbewußt die tiefe Beziehung, in der das Tierleben der Berge zur Bergwelt steht, man fühlt das Gewaltige, Uralte, das in diesem Leben des Waldes liegt, in diesem Kampf ums Dasein.

Aber seine ursprüngliche Härte ist ihm freilich genommen, seit der Mensch, der große Quäler und zugleich der große Helfer, seine Sorgfalt bis in diese entlegene Wildnis trug. Hunderte von prächtigen Tieren gingen in diesen Bergrevieren allwinterlich zugrunde, sie brachen ein, wenn der gefrorene Schnee sich lockerte, sie verkamen am Fichtenharz, wenn sie zuletzt nur mehr die Tannenzweige benagten, und jedes Frühjahr fanden die Jäger die gewaltigen Skelette.

Nun aber kommt der Mensch und hegt und spart sich dies Leben, denn nicht der Hunger, sondern *sein* Geschoß soll dasselbe fällen. Und das müde Tier nimmt willig sein Geschenk.

Das große Verdienst, das diese Futterstätten um die Erhaltung unseres Hochwildes haben, wird gleichwohl im Ernste niemand verkennen. Drüben, in der Hirschau, wagen sich selbst Rehe heran, stattliche Sechserböcke, obwohl sie neben dem Hirschwild schweren Stand haben, niemals aber kommen die Gemsen. Sie verhungern lieber, ehe sie vom Menschen Hilfe nehmen.

Als wir über den See nach Bartholomä zurückkehrten, hatte

sich die Stube allmählich mit Menschen gefüllt, die aus der Nachbarschaft gekommen; es waren Bauern, Holzarbeiter, Jäger mit ihren Mädchen, auch einige Bürgersleute von Berchtesgaden. Alle Tische waren besetzt, und ein lautes Leben hatte sich entfaltet, das in Rede und Gegenrede überquoll, die ganze Stube war in blauen Qualm gehüllt, und die schweren, steinernen Krüge fanden wenig Rast.

Längst schon war die Sonne hinter den hohen Gipfeln hinabgesunken, blau und schattenkalt lagen die Felsenwände, und man hörte es am Knirschen des Schnees, wie die Kälte gegen Abend stieg. Wenn wir noch vor Dunkelheit zurückkehren wollten über den schwarzen, unheimlichen See, dann war's die höchste Zeit, und so bestiegen wir denn unsere Schlitten. — Ein letzter Scheidegruß, und sausend ging's von hinnen!

Welcher Reichtum, welcher Wandel von Farbe, Glanz und Leben lag in diesem kurzen Tageslauf zwischen Morgen und Abend, wann werden wir es jemals wieder erleben, daß alle Winterpracht sich so vereinigt! Spiegelndes Eis, wolkenloses Blau, der Wald mit Schnee belastet, die Zweige vom Reif versilbert und Nächte im herrlichsten Vollmondschein!

Vielleicht nie wieder — dachten wir leise, als wir vorüberflogen an den fahlen, bleichen Felsenwänden. Der Himmel trug schon das geheimnisvolle Zwielicht, das den nahen Mond verkündet, mit einem letzten Schein von Alpenglühen lag der Untersberg draußen im Lande.

Da prallt mit jähem Ruck unser Schlitten ans Ufer; wir hatten den weiten Weg, der wohl anderthalb Stunden mißt, in fünfzehn Minuten zurückgelegt.

Und nun galt's wohl noch weiterer Eile — noch saßen wir am einsamen Königssee, und morgen früh um acht soll jeder in München auf seinem Platze sein — im Atelier, auf dem Katheder oder beim Amte. Den beiden Schimmeln aber war es wohl geworden von der langen Rast, ungeduldig scharrten sie im Stalle, und wiehernd schlugen sie aus, als unser Gefährt nun endlich bespannt wurde.

Silberhell glänzte der blendende Schnee, beim Vollmondschein waren wir gekommen, beim Vollmond zogen wir von

dannen. Wann kehren wir wieder — da die Welt so schön ist und wir so frohgemut sind?

Aber der Hufschlag erklang und zertrat mit schneidiger Kraft diese träumenden Gedanken; das Posthorn scholl durch die verschneite Winternacht, die wieder vor uns lag wie das lebendige Märchen. Glitzernde Bäume, der mondhelle Watzmann, der Hohe Göll, und wir flogen dahin fast unhörbar und doch so flink.

Im Anfang führte wilder Uebermut das Wort; man suchte mit keckem Scherz die feine „Stimmung“ zu übertönen, die in allen Herzen klang, aber mehr und mehr ward es stille, und die Gedanken versinken in schweigende Beschaulichkeit. Kaum hörte man die Ache rauschen zur Seite, wenn sie bisweilen unter dem Eis hervorquoll, in den zerstreuten Häusern glänzte das kleine Licht, ein später Wanderer geht vorüber und blickt uns betroffen an. Und aus weiter Ferne schlägt Gebell von den Einödhöfen an unser Ohr — sonst war es totenstill in dieser sternbesäten Winternacht.

Im Fluge ging es dahin zwischen den stattlichen Häusern des Marktes Schellenberg; hier und dort erschien ein Kopf am hellen Fenster; unter dem steinernen Bogentor der „Post“ standen streitende Zecher, neben der Kirche das Denkmal für die gefallenen Soldaten von 1870. Und im nächsten Moment war auch die schmale Marktgasse zu Ende, die schwarzen Häuserschatten waren fort, und wir fuhren wieder durch die mondhelle Einsamkeit.

In gigantischer Herrlichkeit überragt der Untersberg hier die Straße; von dem nächtigen Himmel hoben sich geheimnisvoll seine geisterweißen Felsen, in den roten Adern und Klüften aber ruht jener köstliche Marmor, aus dem so mancher alte Dom seine Säulen nahm.

Es sind Splitter, die aus dieser Einsamkeit hinausgeflogen in die große Welt; aber sie konnten nichts von der geheimnisvollen Schönheit hinwegtragen, die im Duft der Sage hier waltet.

Denn schon in uralter Zeit nahm diese Pracht das Kindergemüt der Menschheit gefangen; „Udensberg“, „Wodansberg“

ist der ursprüngliche Name des Gipfels, und lange dämmerte im Volk der Glaube nach, daß sich die alten Götter ins Innere der Berge geflüchtet; Schatzkönig Laurin lebt in den güldenen Kohlen fort, die mancher, der nur Kräuter suchte, hier gefunden, und wenn es drinnen klingt und rollt — das ist das Spiel der Himmlischen mit goldenen Kugeln und Würfeln. Auch geheime Wahrsagung geht vom Untersberge aus, denn wenn Krieg über das Land zieht, dann sieht man gespenstische Ritter in seiner Umgebung reiten mit feurigem Harnisch und Speer — sie nahen, und jäh sind Roß und Reiter wieder verschwunden.

Aber die Krone der Sagen bleibt doch Kaiser Karl, der große, unvergeßliche Volksheld, der im Untersberg rastet, bis die letzten Dinge kommen und die Riesenschlacht geschlagen wird in der Ebene vor Juvavium. Dann wird der Kaiser heraustreten und zum Zeichen des eröffneten Gerichtes seinen Schild an den Baum auf der Walserheide hängen, und Blut wird fließen in jener Schlacht, daß man den hohen Staufen darein versenken könnte.[1]

Der Birnbaum auf der Walserheide liegt zwischen Salzburg und Reichenhall, man sah ihn von der Straße aus im Felde stehen. Der Stamm, der schon dreimal umgehauen und dreimal wieder erblüht war, hatte einmal bereits einen Meter im Durchmesser erreicht; um seine Kraft zu hemmen und den großen Entscheidungskampf zu vertagen, wurden wiederholt die unteren Zweige verstümmelt. Das Jahr, in dem er zweimal blüht, bringt seine Entscheidung; 1847 war er mit Früchten übersät, und immer noch behielt er im Volksmund seine geheimnisvolle Bedeutung, die besonders im großen Jahre 1870 wieder lebendig ward. Zwei Jahre später endlich, am 5. Mai 1872, brach er zusammen in einer stürmischen Nacht, nachdem ihm frevelhafte Hände den Stamm zersägt, aber seine prophetische Mission war doch erfüllt, das Kaisertum, dessen ferner Traum durch seine knorrigen Wipfel rauschte, war zur Tat geworden.

So fuhren wir dahin an dem mondbeglänzten Untersberg,

---

[1] Vgl. Sepp, Joh. Nep., „Altbayerischer Sagenschatz“.

an diesem Marmorgrab der deutschen Kaiseridee, und in leisem Reigen zogen die Sterne um die verschneite Stirn des geweihten Berges.

Aus den wallenden Nebeln aber stiegen von fern die ersten Dächer Salzburgs auf, der alten Römerstadt, auf deren Tempel und Hallen er auch einst herabgeschaut; aus seinem Marmor waren ihre Götterbilder gebildet, und er sah es gelassen, wie die Heruler kamen und sie zerschlugen, und die Fluten der Völkerwanderung, und wie man aus den Trümmern des Jupiter und der Aphrodite die Steine meißelte zur ersten Kirche. Er sah den Kaiser des Frankenreiches, den schicksalsreichen Erben des korsischen Fluches, als er im Jahre 1867 mit feenhafter Pracht hier einzog, und den Schöpfer des neuen deutschen Reiches, der die Macht von jenem zerschmetterte bei Sedan, und der im schlichten, offenen Wagen hier vorüberfuhr auf der Straße ins Gasteinertal. Der alte Untersberg, das sagenhafte Schatzgewölbe der deutschen Kaiserkrone, grüßte in der Morgensonne den neuen deutschen Kaiser!

So ging's mir durch die Seele auf der flüchtigen Fahrt, traumhaft und fieberhaft, denn solche Vollmondnacht ist wie eine Zauberlampe, die die Gestalten von Jahrtausenden in enges Nebeneinander zwingt und den geistigen Blick geheimnisvoll erschließt, während vor dem Auge die wirklichen Formen verschwimmen. — Und wieder klang das helle Posthorn, näher und näher kamen die Lichter, mondduftig sah die hohe Feste herab, bald flogen wir in scharfer Wendung durch die Gasse. Sausend ging's um die Ecke, ein letzter Ruck, und wir hielten still vor einem jener Paläste, den die deutsche Sprache „Hotel" nennt; „diese großen Fremdensallen" nennt sie Paul Heyse in einem seiner Lieder.

Zu solcher Winterszeit ist man stets willkommen, vor allem wenn man mit Extrapost vors Haus fährt, und so öffnete denn auch der frackgeschwänzte Kellner ehrfurchtsvoll den Saal und harrte weiterer Befehle.

Wer soviel Stimmung eingesogen, wer so mit jagenden Gedanken fuhr, der muß wieder zurück in die volle, derbe Wirklichkeit des Lebens. Es war acht Uhr abends; um drei Uhr

nachts ging unser Zug nach München, und wenn wir auch als Schwärmer gern noch einen Gang durch die mondhellen Straßen wagen, für den Rest der Zeit gab's doch nur ein einziges Mittel, das war tüchtiges Bankettieren. Wir waren aus guter, alter Schule — von Studententagen her, und das Geheimnis, das den Wein würzte, war die Jugend — jene Jugend, die man erst voll empfinden lernt, wenn die ganz jungen Jahre vergangen sind. Wieviel Herz und Welt wacht auf in solchen Stunden!

„Jetzt ist es aber die höchste Zeit," sprach der verschlafene Kellner achselzuckend, als wir uns kurz vor drei erhoben; schlummertrunkene Gestalten wankten auf dem Bahnhof hin und her, und eintönig-heiser klangen die Worte: „Einsteigen nach Freilassing, Teisendorf, Rosenheim, München!" Wir stiegen ein, die Luft schien seltsam weich geworden in den wenigen Stunden, und als der Zug im Rollen war, legten wir uns aufs Kissen und schliefen den Schlaf der Gerechten.

„Die Billette nach München" — rief eine rauhe Stimme, die uns erweckte; wir fuhren auf, und klatschender Regen schlug an die Fenster, grau lag der Himmel vor uns, und melancholisch starrten die dicken Frauentürme in den öden Himmel. In wenig Stunden hatte sich das Bild gewandelt, — es war wie ein matter Vorhang, der nach dem prächtigen Schauspiel herabfällt. Aber zum Nachdenken gab's wenig Zeit; das bunte Gewühl im Bahnhof, das brausende Gedränge der Straßen umfing uns; eine halbe Stunde später stand jeder auf seinem Platz. Und abends noch im Mondenlicht am Königssee!

Der Zauber war zu Ende, die Wirklichkeit hatte wieder ihr Recht, und wahrlich, man sah es keinem von uns allen an, woher er kam. Und dennoch klang es lange nach — der duftige Untersberg und König Watzmann und Frau Irmingard! Herz und Hand mag freudig der Gegenwart gehören, die ihrer bedarf, aber es ruht auf Erden noch mancher Schatz aus alten Tagen, der ewig denen gehört, die ihn einmal gefunden!

Zum siebenhundertjährigen Jubiläum der Wittelsbacher.

(1880.)

Es liegt eine herbe Kraft im Worte Bayern und doch zugleich ein Zauber, wie ihn nur jemals herrliche Landschaft, kerniges Volkstum und uralte Geschichte bot. Die blauen Berge dieses Landes sind das Wanderziel für Tausende, und in seinen Gauen herrschte schon zur Karolingerzeit eine mächtige Kultur, wenn wir nur jene Klöster nennen, wie Benediktbeuern, Wessobrunn und Tegernsee, die Kunst und Wissenschaft in Tagen pflegten, da der deutsche Norden fast noch eine Wildnis war.

Fester in sich geschlossen als die Mehrzahl der deutschen Stämme, ging das bayrische Volk die Wege eigener Entwicklung, und von allen Stämmen, die das neue Reich umfaßt, ist es der einzige, der noch auf den alten Wohnstätten unter den alten, angestammten Fürsten erhalten blieb, wie ihn einst das Reich der großen deutschen Kaiser gesehen. Es gibt kein Franken und kein Schwaben mehr im alten Sinne, das heutige Sachsen ist etwas anderes, als das alte sächsische Stammland, nur in Bayern trifft noch Stamm und Staat zusammen. Und so grüßen wir denn aus voller Brust dies Kernvolk deutscher Kraft!

Vor nahezu einem Jahrtausend bestiegen die ersten Schyren den Thron, den sie nun seit siebenhundert Jahren ununterbrochen besitzen; zu den verschiedensten Kronen der Welt: von Schweden bis nach Ungarn und Hellas wurden ihre Söhne und Töchter berufen, und selbst der deutsche Kaiserstuhl trug dreimal einen bayrischen Fürsten.

Viel Glück und Not, viel Freud' und Leid liegt in der langen Frist dieser Jahrhunderte, und fester, als es wohl sonst geschehen mag, verwuchs dabei das Volk mit seinen Herrschern. Man hat dies oft zur Unzeit „Partikularismus" genannt, aber man vergißt dabei, daß man die Treue zuerst im eigenen Hause lernt und daß es dem Ganzen nur zustatten kommt, je inniger sich dies Gefühl historisch entwickelt. Den besonderen Vorzug aber, den die eigenartige Gestaltung Deutschlands darbot, indem sie eine Mehrheit geistiger Mittelpunkte schuf, zeigt gerade Bayern in der glänzendsten Weise; trotz der Abgeschlossenheit, der es bisweilen anheimfiel, trotz der schweren Prüfungen, die auf dem langen Wege vom Herzogtum zum Königreiche lagen, hat es doch zum Heile des Ganzen Unendliches geleistet. Nicht wir allein, ganz Deutschland ist stolz auf eine Stadt wie München, und so nimmt auch ganz Deutschland teil an dem ehrwürdigen Feste, das wir in diesen Tagen begehen; es gilt zunächst der heimischen Treue, aber was diese Treue wert ist, das hat das große Vaterland in schwerer Stunde erfahren. In dem Gefühle, daß wir uns eins wissen mit allen deutschen Stämmen, daß die Liebe und der Dank, den wir dem eigenen Herrscherhause bringen, in allen Gauen widerhallt, liegt die Weihe und die Kraft des Tages! Wir haben die Freunde, die wir unser nennen, durch die Tat gewonnen!

Wenn wir nunmehr einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieser sieben Jahrhunderte werfen, so kann er freilich nur die Marksteine berühren und nur auf den entscheidenden Momenten und Gestalten weilen, aber der Reichtum bewegender Kräfte, die Fülle staatlicher, geistiger und künstlerischer Tat wird uns auch aus dem begrenzten Bilde entgegenleuchten. Wir fühlen selbst über den Stunden der Not den Odem ungebrochener Lebenskraft. Und mit den Tagen der Not, der Mutter alles Großen, beginnt auch die Geschichte des Wittelsbachischen Fürstenhauses. Es war um das Jahr 900, als das Karolingerreich schon sank und die wilden Horden der Avaren (oder Hunnen, wie das Volk sie nannte) über die deutsche Grenzmark brachen: da stand unter den Tapferen, die ihnen entgegentraten, der Markgraf Luitpold auf. Er ist nach allem, was die Quellen

melden, der Ahnherr der heutigen Wittelsbacher, und als er am 5. Juli 907 in blutiger Schlacht gefallen, erhielt sein Sohn, der Markgraf Arnulf, die bayrische Herzogswürde.

Bis an die Adria und bis an den Wiener Wald reichte damals der Name Bayern, wie ja auch heute noch der Stamm der Bayern weit über die Grenzen ihres Landes hinausreicht und ganz Deutsch-Oesterreich, Salzkammergut und Tirol umfaßt.

Die Luitpoldinger, die mit Arnulf den Thron erlangt, den sie freilich zunächst nur kurze Zeit behaupteten, bilden gleichsam den „Prolog der Wittelsbachischen Geschichte", wie Theodor Heigel, der geistvolle Historiker, sich ausdrückt.

Ihre Abstammung scheint nicht gesichert, aber aller Wahrscheinlichkeit nach berührt sich dieselbe mit dem Geschlechte der Karolinger, die in ihren Urkunden auch den Markgrafen Luitpold stets „ihren lieben Verwandten" nennen; nach anderer Meinung hängen sie mit den uralten Huosiern zusammen, einem jener mächtigen Adelsgeschlechter, die schon im 6. Jahrhundert in Bayern auftraten.

Da sie indessen mit der Reichsgewalt nur allzu bald in Fehde kamen, gab Otto I. das bayrische Herzogtum an einen Angehörigen seines Geschlechtes, und die Luitpoldinger traten einstweilen wieder zurück, bis der Staufe Barbarossa sie von neuem und nun für immer auf den bayrischen Thron berief. Nach der Burg zu Scheyern, die wohl schon Arnulf zu bauen begann, wurden sie auch die Schyren genannt; nach einer zweiten Burg, die am „Witilinesbach" bei Aichach stand, heißen sie seit 1112 die Grafen von Wittelsbach.

Unter diesem Namen tritt das Geschlecht von nun ab in die deutsche Geschichte ein, die damals — die Weltgeschichte war. Fast zweihundert Jahre waren seitdem vergangen, zwei große Kaiserdynastien (die Sachsen und die Salier) waren ins Grab gesunken und in Friedrich Barbarossa hatte eben eine dritte, die der Staufen, ihren Höhepunkt erreicht. Die Zeit war reich an Streit und Leidenschaft; der Gegensatz zwischen Deutschland und Welschland, zwischen Reich und Rom füllte alle Gemüter, es gab in diesen Fragen nur Liebe und Haß, nur Freund oder Feind.

Da tritt uns aus dieser sturmbewegten Zeit die Gestalt des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach entgegen — eine Säule im Bau des Reiches; e r ist der große Markstein in der Geschichte Bayerns. Feurige Kühnheit und weise Besonnenheit war in seinem Sinne seltsam gepaart; als Krieger wie als Staatsmann war er gleich stark, und mit schrankenloser Treue hing er an dem Kaiser, der aus seinem Herrn sein Freund geworden.

Die größte Tat seines Lebens aber, die stets in den Annalen der Geschichte prangen wird, das ist sein Heldenwerk in der Veroneser Klause. Es war im Herbst 1155, Barbarossa war auf der Heimkehr von Italien, wo ihn der Pfalzgraf von Wittelsbach als Bannerträger des Reichs begleitete, als ihm die Tücke der Welschen noch an der Heimatsschwelle Verderben sann. Der Weg ging durch schmale Felsenpässe, senkrecht stiegen die steinernen Wände empor, unten drängt sich der flutende Strom, so daß dem Heer kaum eine schmale Straße bleibt. Dort zog das Kriegsvolk des Kaisers, als man mit einemmal auf allen Höhen Gewappnete gewahrte, die den Durchzug versperrten. Unerbittlich, aber auch unerfüllbar waren die Bedingungen, die sie stellten, denn sämtliche Ritter sollten ihnen Pferd und Harnisch überliefern und überdies ein hohes Lösegeld entrichten: dann mochten sie nach Hause ziehen ohne Ehre, ohne Habe, ohne Wehr. Es war unmöglich, dies anzunehmen, und doch nicht minder unmöglich schien ein Entrinnen — da ward in dieser Stunde höchster Gefahr der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zum Retter. Seinem Mut war auch das Schwerste nicht zu schwer, in seinem Gefolge standen die bergkühnen Söhne des bayrischen Hochlandes, und zwischen den Felswänden emporklimmend, einer auf des andern Schulter gestützt, erkletterten sie die Höhen und fielen mit Jubelruf den Welschen in den Rücken, daß nicht ein einziger derselben entkam. Die Ehre des Kaisers, die Ehre Deutschlands war gerettet, und diese Tat vor allem war es, die Barbarossa nie vergaß, die er belohnen wollte, als er nach der Empörung Heinrichs des Löwen die bayrische Herzogswürde an Otto von Wittelsbach verlieh. So steht eine Tat voll kühner Treue an der Wiege des Wittelsbachischen Geschlechtes, die

Wiege seiner Macht aber steht in den Felsen der Veroneser Klause.

Noch volle fünfundzwanzig Jahre vergingen indes, bis dieser Heldenmut seinen Lohn fand; erst am 16. September 1180, nachdem Heinrich der Löwe auf dem Reichstag zu Regensburg entsetzt und geächtet worden war, erfolgte in Altenburg die feierliche Belehnung Ottos mit Bayern. Obwohl sich der neue Herzog nur drei Jahre seiner Würde erfreute, waren sie dem schönsten Ziele gewidmet: dem Segen und der Wohlfahrt seines Landes. Ueberall, wo sein Einschreiten not tat, war er persönlich zur Stelle; er hatte seinen Namen genugsam mit Kriegsruhm bedeckt, um nun allein dem Frieden seines Volkes zu leben.

Unter den Nachfolgern Ottos, Ludwig dem Kelheimer, Otto dem Erlauchten und Ludwig dem Strengen, kam manch dunkle Stunde über das bayrische Fürstenhaus: die Ermordung Philipps von Schwaben, die Erdolchung Ludwigs auf der Brücke zu Kelheim, die Enthauptung der unschuldigen Maria von Brabant! Auch den Gedanken der Länderteilung, der so verhängnisvoll durch die ältere Geschichte Bayerns geht, sehen wir hier zum ersten Male verwirklicht; aber andererseits wird dennoch reicher Zuwachs gewonnen, als die Pfalz 1214 an Bayern fällt, als Konradin sein ganzes Eigengut den bayrischen Herzogen hinterließ, die seine Oheime gewesen. Den bedeutsamsten Wendepunkt in jener Zeit jedoch bot die Berufung Ludwigs des Bayern zum deutschen Kaiserthron; mit ihm tritt eine Gestalt hervor, die zu den fesselndsten und, man kann wohl sagen, populärsten unserer Geschichte zählt. Eines freilich war ihr versagt: der Sonnenschein des Glückes; aber die Liebe des Volkes, die sich in schwerer Stunde doppelt mächtig zeigte, und die einen Kranz der schönsten Sagen um dies Haupt wob, sowie die Bedeutung, die er in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Reich und Rom gewann, sichern seinem Namen allein schon die Unsterblichkeit. Er ist eine Heldengestalt in der größten aller Tragödien — in der Geschichte.

Ludwig der Bayer war im Jahr 1282 geboren, und als im Jahre 1313 der deutsche Thron durch Heinrichs VII. Tod erledigt ward, da standen sich die beiden mächtigsten Geschlechter

jener Tage werbend gegenüber: Habsburg und Wittelsbach. Die Mehrheit der Stimmen fiel auf den Bayern; Friedrich der Schöne von Oesterreich zog ihm in blutiger Schlacht entgegen, aber auch die Schlacht gewann der Bayer; der Mann, der sie in diesem Sinne entschieden hatte, war der Burggraf von Nürnberg, der Ahnherr der Hohenzollern.

Ein schöner Zug von deutscher Treue knüpft sich an jenen berühmten Kampf, der bei Mühldorf am 28. September 1322 ausgefochten ward. Es ist bekannt, wie Friedrich dabei in Gefangenschaft geriet, wie Ludwig ihn freigab, und wie jener wieder ins Gefängnis zurückkam, als er die Bedingung seiner Freiheit nicht zu erfüllen vermochte. Doch statt der Kerkertüren öffnete der Kaiser ihm Herz und Arme und machte ihn zum Genossen des Thrones, um den sie einst gekämpft, und den sie nun bis zum Tode Friedrichs teilten.

Der Feinde freilich gab es auch in jenen Tagen mehr als der Freunde; das mußte Ludwig nur zu bald erfahren, er, dessen menschenfreundlicher Sinn so gern an die Treue der Menschen glaubte. Nach der glänzenden Aufnahme, welche die italienischen Städte ihm auf seinem Römerzuge (1328) gewährt hatten, nach dem Hosianna, womit sie ihn begrüßt, folgte bald der schmählichste Abfall; der Papst [1] hatte seinen Bann über ihn gesprochen, der König von Frankreich [2] bot alles auf, um seine Macht zu untergraben, er aber konnte den Gedanken nicht preisgeben, daß er zur Erhaltung der deutschen Weltmacht berufen sei, daß er sein Herzblut an diesen Gedanken setzen müsse, und mit seinem Herzblut hat er ihn verteidigt bis zur letzten Stunde.

Um Deutschland im Innern zu kräftigen, wandte er seine Sorge vor allem den Städten zu, deren freies Bürgertum er auf jede Weise hob; grauenhaft klangen die Verwünschungen und Flüche, die der Kirchenfürst zu Avignon auf seinen Namen häufte, und doch waren wenige Kaiser so freigebig gegen die Klöster, so verständnisvoll für das, was sie Gutes schufen, so fromm und glaubenstreu. Aber es war nicht eine Frage um

[1] Zuerst Johann XXII., später Benedikt XII.
[2] Philipp VI.

Herz und Gewissen, sondern eine Frage der Macht — und dieser Frage fiel alle Pflichttreue, aller Edelmut, ja, selbst die Demut zum Opfer, zu der er sich herabgelassen. Er fiel, weil er fallen mußte; es war das Verhängnis einer Tragödie, das über seinem Haupte stand. Auf das Betreiben Frankreichs und des Papstes, der Deutschland offen zur Empörung wider Ludwig aufrief, war Karl von Luxemburg zum römischen König erwählt worden; viele gehorchten ihm, nur die Städte hingen in alter Treue am alten Herrn.

Der Kaiser aber, wenn so die Schwermut ihn überkam über die Vergänglichkeit von Macht und Treue, zog hinaus ins grüne, einsame Hochland. Dort in den Bergen, wo er jagte, wo der blaue Himmel über ihm lag, dem der Himmel verschlossen war, wo ein alter Jäger ihn allein begleitete — dort mochte er wohl für kurze Zeit den langen Gram seines Lebens vergessen! Almwind und Tannenduft, Bergblumen und Felsgestein, sie haben ewigen Zauber![1]

Am 11. Oktober 1347 verschied Kaiser Ludwig plötzlich auf der Bärenjagd zu Fürstenfeldbruck; er sank bewußtlos vom Pferde, ein schlichter Bauersmann nahm ihn in seinen Arm zum Sterben.[2]

Obwohl er eine reiche, ja, fast überreiche Hausmacht für sein Geschlecht erworben (Holland, Brandenburg und Tirol waren damals im bayrischen Besitze), so lag doch wenig Segen auf seinem Erbe; der Mahnruf zur Eintracht ward von den Söhnen schnell vergessen, sie ließen verkommen, was der Vater gegründet, und woran sein Herz gehangen, aber auch die Zeiten selber waren mehr und mehr verwildert in Fehde und Streit.

So gehört denn das Ende des 14. und die Hälfte des 15. Jahrhunderts zu den dunkelsten und ödesten Gebieten der deutschen Geschichte, immer mehr ward Ritter und Räuber eins; die Landesherren bekämpften die Macht des Kaisers zugunsten der eigenen Herrschaft, und wider die Landesherren kämpfte

[1] Aehnlich äußert sich Stieler in den „Almenliedern vor tausend Jahren" („Ges. Dichtungen (hochdeutsch)" S. 176): „Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Sie haben ewiges Leben!"
Vgl. „Neue Hochlandslieder", „Ges. Dichtungen (hochdeutsch)", S. 235.

der Landesadel, um seinerseits wieder schrankenlos mit dem Volke zu schalten. Ebenso schlimm aber war es mit der Kirche beschaffen, eine Zerrüttung aller geistlichen und weltlichen Autorität war das Gepräge der Zeit.

Diesen Zuständen, die erst durch die gewaltige Erschütterung der Reformation eine Umgestaltung erfuhren, konnte auch die Hingebung und Pflichttreue nicht abhelfen, womit der zweite Wittelsbacher, der den Kaiserthron bestieg, sein Amt erfaßte. Es war Ruprecht von der Pfalz (1400—1410), der sich rühmen konnte, daß er als Kaiser nicht eine Handlung begangen habe, um irdisch Gut für sich und sein Haus zu gewinnen — aber dieser redliche Wille reichte nicht aus, wo alle gegen alle standen. Die Fürsten selber weigerten die Hilfe, so oft er mit kräftiger Faust einen der Ihren in die Schranken weisen wollte — er allein stand selbstlos in ihrer Reihe.

Es war die zweite Kaiserkrone, die dem Stamm der Wittelsbacher zugefallen, aber auch ihren Glanz begleiteten jene Schatten, die auf den Höhen des Lebens am schwersten lasten.

In der Zeit, die nunmehr folgt, konzentrierte sich die Geschichte Bayerns mehr und mehr auf das Innere des Landes, und auch sie zeigt uns der Schatten genug. Die Uneinigkeit der Brüder hatte die Macht des Hauses geschwächt; Teilungen zersplitterten den Besitz, und die Kriege, die unablässig um Land und Leute geführt wurden, brachten Land und Leute ins Verderben.

Um so freudiger sei aber auch des Guten gedacht, das uns auf diesem dunklen Hintergrunde entgegentritt. Bei aller Rauheit der Sitten war der Sinn für edleres, geistiges Leben nicht erloschen, und um ihn zu heben, ward 1472 die Universität zu Ingolstadt gestiftet; nicht minder fand die Kunst, die ja stets im bayrischen Fürstenhause ihren Beschützer hatte, ergiebige Pflege. Die Frauenkirche zu München und die Martinskirche zu Landshut wurden damals errichtet, die Schatzkammer der Fürsten füllte sich mit den kostbarsten Werken heimischer Arbeit, die heute noch die Bewunderung aller Kenner wecken; so manches Prachtstück, das an fremden Höfen glänzte, war aus bayrischer Werkstatt hervorgegangen.

In politischer Hinsicht aber war die bedeutendste Tat wohl die Einführung der Erstgeburt, welche Albrecht IV. am 8. Juli 1506 verfügte, und wodurch die Herrschaft über das ungeteilte Land stets dem ältesten Sohne zufiel.

Freilich war dies Land nicht mehr, was es einst unter Ludwig dem Bayern gewesen, seine Grenzen hatten sich verengt — aber dennoch ward es noch einmal der Angelpunkt, ja, man kann fast sagen, der Mittelpunkt der großen europäischen Konstellation, als die Hammerschläge in Wittenberg erklangen und einer neuen Welt die Pforte öffneten. Das Zeitalter der Reformation brach an und schied die Welt in zwei Hälften; auf der einen Seite standen die Anhänger Luthers, jugendfroh und siegessicher; auf der anderen die Getreuen des alten Glaubens, die unerbittlich und unwandelbar an der Lehre der Väter festhielten. Es waren zwei Lager, die sich gegenüberstanden — zuerst im Geisteskampf, dann im Bündnis und zuletzt im Kampf der Waffen!

Der religiöse Gegensatz war bald ein politischer geworden; die Protestanten hatten sich in der „Union“ vereinigt, und ihr Führer war ein Wittelsbacher, Friedrich von der Pfalz, die Katholiken schlossen die „Liga“, und auch das Haupt der Liga war ein Wittelbacher, Maximilian von Bayern. So war dies uralte Fürstengeschlecht gleichsam zum Träger, zur Verkörperung jenes welthistorischen Gegensatzes erkoren, der Europa umgestalten sollte, im Geiste und mit dem Schwert!

Aus den tiefgreifenden Kämpfen dieser Epoche tritt uns eine neue und gewaltige Erscheinung des bayrischen Fürstenhauses entgegen: der Herzog und Kurfürst Max I. Seine Stellung richtig zu fassen, seiner Persönlichkeit völlig gerecht zu werden, ist schwer, ja, vielleicht unmöglich, wenn man dieselbe nur aus ihren äußeren Beziehungen erklären will: aber Max I. zählt zu jenen Menschen, die man aus sich selber, von innen heraus erklären muß. Und nicht selten sind ja eben das die wirklich bedeutenden Menschen; sie widerstehen dem mächtigsten, äußeren Impulse — um sich selber treu zu bleiben! Max I. war die Kaiserkrone angeboten von den protestantischen Fürsten, aber er fühlte es mit der ganzen Energie seines Herzens,

mit dem Scharfblick, der jedem starken Gefühl zu eigen ist, daß seine Kraft damit entwaffnet werden sollte, daß der Gewinn, der seiner Person geboten ward, nichts anderes bedeute als den Verlust seiner Sache. Und doch war er Katholik in allen Wurzeln seiner Seele — so fand er auch die Kraft, die Kaiserkrone auszuschlagen.

Es ist politisch unberechenbar, was dieser Entschluß bedeutete, das ganze riesige Verhängnis des dreißigjährigen Krieges hing daran — aber menschlich betrachtet, kann man die Seele nur bewundern, die dieses Entschlusses fähig war.

So kam denn der große Krieg, und Max I. war der einzige von allen deutschen Fürsten, der ihn überlebte. 1593 war er zur Regierung gekommen, 1653 schloß er die müden Augen im Bewußtsein, daß er ein Mann der Tat gewesen von der ersten bis zur letzten Stunde. Wo es galt, war er selbst zur Stelle, bis ins kleinste griff seine Energie und Umsicht ein; er wußte den letzten seiner Untertanen zu finden, wenn es sich darum handelte, dessen Recht zu wahren. Stahlhart sind die Züge seines Angesichtes und seiner Gestalt, wie sie Thorwaldsen in dem großartigen Monument auf dem Wittelsbacher Platze in München verewigt hat; es ist der klassische Typus des dreißigjährigen Krieges, aber hinter dieser ehernen Härte ruht ein Herz, das zwei schwere Dinge verstand: handeln und entsagen.

Auf Max I., der im Februar 1623 die bayrische Kurwürde gewonnen hatte, folgte Ferdinand Maria, eine stille, milde Natur; auch ihm ward die Kaiserkrone angeboten, auch er lehnte sie ab. Um so ungestümer brach die kriegerische Kraft seines Sohnes hervor, des tapferen Max Emanuel, der in so manchen Zügen an den wilden Schwedenkönig Karl XII. gemahnt, welcher ja auch aus Wittelsbachischem Blute entsprossen war. Max war noch als Jüngling zur Krone gelangt und gewann seine ersten, reichen Lorbeeren wider die Türken, die er mit Sobiesky von Wien vertrieb, und die er auf den Wällen von Belgrad besiegte. Nicht die kluge Berechnung des Kampfes, sondern das stürmische Feuer des Angriffs war seine Welt, die raschbewegte Leidenschaft sein Leben. Nur allzubald fand diese

Leidenschaft ihre eigenen, hochfliegenden Pläne: die Tochter des Kaiser Leopold ward die Gattin Max Emanuels, und sein Sohn, der Kurprinz Joseph Ferdinand, hatte den nächsten Anspruch auf die große spanische Erbschaft, die sich mit dem Tode Karls II. erledigte. Ein unbezwinglicher Ehrgeiz spornte das Herz des Fürsten, in den spanischen Niederlanden war er bereits zum Statthalter ernannt, und da das Testament des Königs seinen Sohn feierlich eingesetzt, so stand auch das formelle Recht auf seiner Seite — ein Weltreich lag vor den Händen der Wittelsbacher.

Da starb im siebenten Lebensjahre der junge, hoffnungsvolle Prinz [1], und alle Zukunft war mit einem Schlage zertrümmert, der spanische Thron fiel an das Haus Bourbon, Max Emanuel, mit dem Kaiser entzweit, von Frankreich im Stich gelassen, hatte nichts mehr als seine eigene Tapferkeit. Und diese vermochte wohl die Ehre, aber nicht sein Land zu retten.

Es begann jener furchtbare Kampf, der unter dem Namen des „spanischen Erbfolgekrieges" bekannt ist, und der in Bayern jene Tat der Treue gereift hat, die sich mit den opfermutigsten Taten aller Völker mißt. Die wilden Horden der Panduren und der ungarischen Reiter überschwemmten das Land, der Kurfürst mußte flüchten, München ward von den Kaiserlichen besetzt — da faßten die Bauern des bayrischen Hochlandes den kühnen Entschluß, die Stadt zu retten. An der Isar zogen sie herauf aus ihren Bergestälern; in Schäftlarn war die Versammlung, wo sie noch einmal den Eid auf die weißblaue Fahne schwuren, bis am Weihnachtstage 1705 jener mörderische Kampf auf den Höhen von Sendling begann, aus dem nicht einer entwich. Ein Verräter war in ihrer Mitte gewesen [2] — aller Opfermut und alles Heldenblut ward vergeblich vergeudet.

Die Erfahrungen Max Emanuels hätten seinen Sohn Karl Albert wohl bestimmen können, in stiller, friedlicher Tätigkeit den Segen seines Landes und seines Hauses zu suchen. Und

[1] 1699 zu Brüssel, doch nicht durch Gift, wie lange irrtümlich angenommen wurde.

[2] Joseph Oettlinger, Pfleger in Starnberg.

doch trat nochmals die Versuchung in so lockender und unbezwinglicher Gestalt heran, daß es einer mehr als menschlichen Kraft bedurft hätte, um ihr zu widerstehen. Noch einmal stand ein Weltreich auf dem Spiele, der männliche Stamm des Hauses Habsburg war ausgestorben, und den Anspruch auf die Erblande Oesterreichs, wie auf die deutsche Kaiserkrone, erhob mit begründetem Titel der Kurfürst von Bayern. Kein Geringerer als König Friedrich II. von Preußen begünstigte seine Pläne.

Wie einst der spanische, so begann nunmehr der österreichische Erbfolgekrieg; die Kaiserkrone ward Karl VII. zwar einstimmig zuerkannt, aber am selben Tage, da er in Frankfurt seine glänzende Krönung feierte (12. Februar 1742), zogen in München die österreichischen Truppen ein, um unter den Jammerrufen der Bevölkerung die Stadt zu besetzen.

Auch die dritte Kaiserkrone, die an Bayern gefallen war, bot nur Glanz ohne Glück. Die schmähliche Nachrede, daß Karl VII. durch den Nymphenburger Vertrag das linke Rheinufer preisgegeben habe, um sich der Hilfe Frankreichs zu versichern, ist zwar durch Heigels grundlegende Forschungen endgültig widerlegt[1], aber wie es dem Kaiser selbst zumute war, das zeigt sich nur allzu deutlich in einem Briefe an den Grafen Törring, wo er sich am Tage nach seiner Krönung mit „Hiob, dem Manne der Schmerzen", vergleicht. Und ein anderes Mal schreibt er, an Leib und Seele gebrochen: „Das Unglück wird mich nicht eher verlassen, als bis ich es verlasse."

Karl VII. starb am 20. Januar 1745; die Träume, die Versuchung und die Gefahr einer Weltmachtstellung, welche an Bayern so oft, und man kann fast sagen, so zwangvoll herangetreten, gingen mit seinem Leben zu Ende; eine weise Beschränkung, eine ernste, innere Einkehr tat not.

In diesem Sinne ergriff Max Joseph III. die Regierung. Ohne Prunk und ohne äußere Wirkung gelang es ihm, das kriegserschöpfte Land allmählich zur Ruhe und Wohlfahrt zurückzuführen; was er leistete, war mehr fühlbar als sichtbar, aber allenthalben empfand man wieder den kräftigen Zug der Auto-

[1] Karl Theodor von Heigel, „Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII.". Nördlingen 1877, S. 134 ff.

rität. Der Staat war Herr in seinem Hause, und wie er das geistige Leben, die freie Forschung zu schätzen wußte, das zeigt am deutlichsten die Gründung der Akademie (1759). Die Zeit freilich war trotz dem erleuchteten Sinne einzelner im Niedergange, es waren die dunklen Jahrzehnte vor der französischen Revolution, aber die Liebe und Hingebung eines Volkes an seinen Fürsten ist vielleicht niemals größer gewesen.

Max III. starb an den Pocken, die er von einem Bettler überkam, der ihn auf dem Wege um eine Gabe ansprach, und den er trotz des inneren Grauens nicht ohne ein mildes Wort verabschieden wollte.

Sein Tod (am 30. Dezember 1777) war für das Land ein inhaltsschwerer Wendepunkt, da mit ihm der alte bayrische Mannesstamm ausstarb und die Pfälzerlinie sukzedierte. Nach mehr als vierhundert Jahren wurden so die beiden Gebiete wieder vereint.

Aber der Erbe Karl Theodor hatte wenig Freude an dem neuen Gewinn, sein Sinn und sein Leben waren eng verwachsen mit dem Rhein; sein Hof in Mannheim war ein Mittelpunkt für glanzvolles, künstlerisches Leben gewesen, und nun sollte er in derben, altbayrischen Landen wohnen, die ihn so wenig verstanden, wie er sie!

Um so glücklicher war in dieser Beziehung sein Nachfolger geartet, Kurfürst Max Joseph IV. Er hatte sich von seiner Erbfolge und vollends von der späteren Königskrone nichts träumen lassen, sondern brachte als einfacher Oberst in Straßburg seine Tage hin, wo er so beliebt war, daß die Grenadiere seines Regiments ihre Schnurrbärte preisgaben, um daraus ein Kissen für seinen Erstgeborenen zu machen. (Es war dies der spätere kunstsinnige König Ludwig von Bayern.)

Unsäglicher Jubel hallte durch alle Straßen, als Max Joseph im Jahre 1799 in München einzog; ein Bürger trat an den Rand des Wagens und rief ihm entgegen: „Maxl, Maxl — weil'st nur da bist!!"

Freilich war auch die Zeit des neuen Regenten, der mit voller Seele an Land und Volk hing, oft schwer genug; es kamen die großen Napoleonischen Kriege, und wenn man es

Bayern verargen wollte, daß es sich damals zu Frankreich hielt, so müßte man einfach vergessen, daß die Unerbittlichkeit der Existenz eben stärker ist als alle Neigung, daß es um 1806 jenen Patriotismus nicht gab und historisch nicht geben konnte, der in unserer nationalen Zeit die Richtschnur des Empfindens und des Handelns bildet. W i r leben in einem Reiche, das wir achten und lieben, weil es mit unserem Herzblut errungen ist — das Reich jedoch, in dem unsere Väter lebten, war mißachtet und gehaßt von alt und jung, von hoch und nieder, vom Scharfsinn der Denkenden, wie vom ahnungsvollen Gefühl des Volkes. Es war zur Unmöglichkeit geworden, und an diesem Punkte scheitert auch der beste Wille — „Sauve qui peut" war die Losung a l l e r!

Am 1. Januar 1806 ward Bayern zum Königreich erhoben, auf den Schneegefilden Rußlands blieben 30 000 seiner Soldaten, in Paris zogen seine Heerführer mit den Verbündeten Europas ein.

Endlich kam der langersehnte Friede (man wußte kaum mehr, was dies Wort bedeutete, und nun erst konnte der König ganz nach seiner Neigung leben, als Landesvater und Familienvater. In den schweren Notjahren von 1816—1817 ging er täglich selbst zu Markte, um die Ausbeutung des Volkes durch gewissenlose Händler zu verhüten, der Stolz und die Freude seines Lebens waren seine schönen sechs Töchter, die ihn auf allen Wegen begleiteten; wie er politisch dachte, zeigt am besten der Umstand, daß Bayern der erste deutsche Staat war, der eine Verfassung erhielt (26. Mai 1818). Das Verhältnis zwischen Fürst und Volk war ein durchaus patriarchalisches; das ganze Land versank in Kummer und Klage, als man den König eines Morgens tot gefunden.

Und in der Tat ging gleichsam die alte Zeit mit ihm zu Grabe; eine neue Aera, neue Gedanken und Interessen gewannen mit Ludwig I. die Herrschaft. Jene moderne Epoche bahnte sich an, die wir zum Teile selbst mit erlebten, und wo das Erlebte spricht, darf die Erzählung schweigen.

Die großartige, künstlerische Tätigkeit, die sich unter der Regierung Ludwigs I. entfaltete (1825 bis 1848) hat München

zur ersten Kunststadt in Deutschland gemacht; die Männer der Wissenschaft, die Max II. dorthin berief, und deren Kreis in Justus Liebig seinen Mittelpunkt gewann, schufen die höchste, feinste Geistesblüte zu einer Zeit, wo Deutschland machtlos und tatenlos in der Geschichte stand; was die Regierung König Ludwigs II. geleistet, steht vor den Augen und im Herzen aller. Wir brauchen auf jene letzten fünf Dezennien kaum einzugehen, aber wir könnten auch den Reichtum ihrer Entwicklung kaum darstellen in dem engen Raum, der uns noch zugemessen ist. Nur auf eines möchten wir hinweisen, und das ist der wundersame Geist historischer Ergänzung, der durch diese letzte Epoche hindurchgeht, und der es so merkwürdig fügte, daß stets der Nachfolger dort seine Neigung und Stärke einsetzt, wo der Vorgänger eine Lücke ließ.

Ludwig I. hatte das nüchterne und etwas schwerfällige Bayern mit dem Aufschwung künstlerischer Ideale erfüllt, aber er konnte nicht im gleichen Maße auch das geistige Schaffen, das Wissen fördern. Dies war die Aufgabe, die Max II. mit aller Hingebung, mit der Leidenschaft seiner stillen Seele ergriff; er löste das Land aus jener geistigen Isolierung, aus jenem „Bildungspartikularismus", wie Riehl es so meisterhaft bezeichnet[1], aber seine Zeit war nicht angetan zu politischer Kraftentfaltung. Sie war dem genialen, jugendstarken Fürsten vorbehalten, der jetzt das Zepter des Landes trägt, der Bayern nun erst zum vollendeten Staate und zu seiner vollen nationalen Bedeutung erhob.

Möge der gute Genius, der Bayern bisher geleitet, dem Lande treu bleiben und so die Treue lohnen, die das Volk an seine Herrscher bindet! Es ist für Deutschland eine Herzensfrage, wie es um Bayern steht, und darum mag aus vollem Herzen heute der Gruß durch Deutschland klingen: „Hoch Bayern, hoch Wittelsbach!"

[1] Vgl. S. 387 dieses Buches.

